

# INHALT

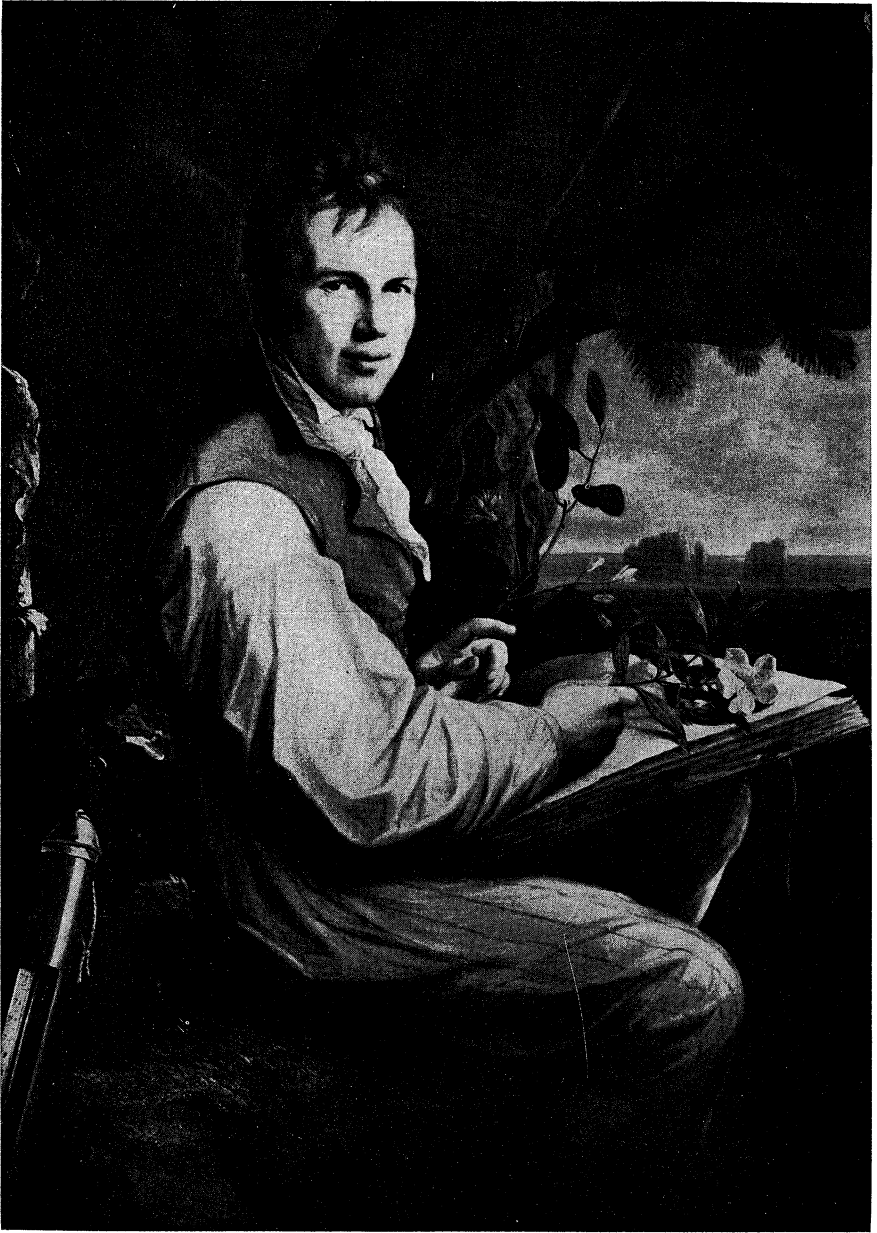
Aus: Walther von der Vogelweide . . . . .	3
Alexander von Humboldt <i>Staatsarchivdirektor a. D. Dr. Kurt Forstreuter</i> . . . . .	7
Die Erinnerungsfeier in Kiel zum 550jährigen Bestehen unserer Universität Rostock / H. . . . .	15
Predigt zum Gottesdienst in St. Nikolai - Kiel / <i>Pastor Meyer-Buchtin</i> . . . . .	17
Begrüßungsansprache / <i>Staatssekretär a. D. Dr. Dr. Wegner</i> . . . . .	20
Begrüßungsansprache / <i>Prof. Dr. Hellmuth Mayer</i> . . . . .	22
Festansprache / <i>Prof. Dr. Walter Hallstein</i> . . . . .	24
Tag im Herbst / <i>G. H. Piehler</i> . . . . .	34
Gedanken zur Geschichte der Stadt Schönberg / <i>Prof. Dr. Karl Alfred Hall</i> . . . . .	35
Das heutige Weltbild der Physik <i>Prof. Dr. Hans Siegfried Plendl, Florida State University, Tallahassee</i> . . . . .	45
Beiträge zur Theatergeschichte von Neustrelitz (1726-1848) / <i>Annalise Wagner</i> . . . . .	52
Studienrat i. R. Johannes Köhler † . . . . .	65
Entsagung. Worte von G. H. Piehler, Weise und Satz von H. Borlisch . . . . .	66
Dank und Ehre / <i>Friedrich Griese</i> . . . . .	69
Zwei Gedichte / <i>Gertrude C. Schwebell</i> . . . . .	71
Wallenstein vor Rostock / <i>Dr. Hans-Henning Pantel</i> . . . . .	72
Die Brüder Boll als Freunde von Fritz Reuter (II) <i>Prof. Dr. Friedrich Scheven</i> . . . . .	77
Elegie / <i>Dr. Fritz Hagemann</i> . . . . .	86
Der Steintanz von Boitin bei Bützow / <i>Dr. Bruno Hollmann †</i> . . . . .	87
Über den Ursprung und die Geschichte Malchins (IX) / <i>Dr. Ulrich Fischer</i> . . . . .	90
Dr. Wilhelm Gernentz † . . . . .	99
Ein Streifzug durch Pommerns Mundarten (V) <i>Oberstudiendirektor i. R. Dr. Gerhard Brose</i> . . . . .	100
Schönberg — 750 Jahre alt / <i>Rektor a. D. Hans Meese</i> . . . . .	105
Zum 100jährigen Bestehen der Richard-Wossidlo-Oberschule in Waren an der Müritz / <i>Paul Langmaak</i> . . . . .	109
Bücher und Buchbesprechungen . . . . .	113
Zu unseren Texten und Bildern . . . . .	118

## Aus: Walther von der Vogelweide

Owê war sint verschwunden alliu mîniu jâr!  
ist mir mîn leben getroumet, oder ist ez wâr?  
daz ich ie wânde ez wære, was daz alles iht?  
dar nâch hân ich geslâfen und enweiz es niht.  
nû bin ich erwachet, und ist mir unbekant  
daz mir hie vor was kündic als mîn ander hant.  
liut unde lant, dar inn ich von kinde bin erzogen,  
die sint mir worden frömde, reht als ez sî gelogen.  
die mîne gespilen wâren, die sint træge unt alt.  
bereit ist daz velt, verhouwen ist der walt.  
wan daz daz wazzer fliuzet, als es wîlent flôz,  
für wâr mîn ungelücke wânde ich wurde grôz.  
mich grüezet maneger trâge, der mich bekande ê wol.  
diu welt ist allenthalben ungenâden vol.  
als ich gedenke an manegen wünneclîchen tac,  
die mir sint enpfallen (rehte) als in daz mer ein slac:  
iemer mêre ouwê!

---

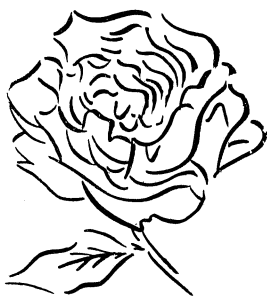
Zeile 1: war, wohin. — Zeile 2: ist ... getroumet, war ein Traum. — Zeile 3: daz, das, von dem. — wânde, wâhnte, glaubte. — iht, etwas; Wirklichkeit. — Zeile 4: dar nâch, demnach. — Zeile 6: hie vor, vorher. — kündic, vertraut, bekannt. — Zeile 7: von kinde, erzogen, aufgewachsen. — Zeile 8: sî gelogen, nicht wahr wäre. — Zeile 10: bereit; (liegt also verlassen da). — verhouwen, verwildert. — Zeile 11: wan daz, nur. — wîlent, früher. — Zeile 12: ungelücke, Unglück, Mißgeschick. — Zeile 13: trâge, Umstw. zu træge (Z. 9), lässig, zögernd. — bekande, kannte. — ê, früher, einstmals. — Zeile 14: ungenâden, Plage, Elend. — Zeile 15: als, wenn. — Ziele 16: enpfallen, entschwunden, zerronnen. — als ein slac, (spurlos) wie ein Schlag. — slac: (zu ergänzen), dann muß ich rufen. — Zeile 17: iemer, mêre, für immer.



*Alexander von Humboldt. Porträt von F. G. Weitsch. 1806*

# Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



*Walter Raban*

---

35. Jg. - Nr. 53

Göttingen

Herbst 1969



**Alle Rechte vorbehalten**

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten  
Einzelheft 10,- DM

Im Auftrage der Carolinerschaft herausgegeben

von

Oberstudiendirektor a. D. Gustav H. Piehler  
Göttingen, Guldenhagen 19

Schriftleitung: H. G. Piehler, Göttingen; Dr. W. Lehmbecker, Kiel

Druck: Buchdruckerei und Graphische Werkstätten  
Gebrüder Wurm KG, Göttingen

## Alexander von Humboldt

Zu seinem 200. Geburtstag. Ein Beitrag zu seiner Lebensgeschichte

Von Kurt Forstreuter

Vor zwei Jahren, zum 200. Geburtstag Wilhelms von Humboldt hat die Zeitschrift „Carolinum“ einen Beitrag zu seiner Lebensgeschichte gebracht. (Carolinum, Jg. 33 H. 48 S. 10–20.) Es handelte sich dabei um die freundschaftlichen Beziehungen zum Erbprinzen und späteren Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz. Wilhelm von Humboldt konnte daher mit vollem Recht auch einen Platz auf den Seiten des „Carolinum“ beanspruchen. Bei Alexander von Humboldt sind die Beziehungen zum Großherzog sehr viel weniger intim, die Quellen sehr viel spröder. Es wäre jedoch ungerrecht, nun, da sich am 14. September 1969 sein Geburtstag ebenfalls zum 200. Male jährt, nicht auch ihm ein paar Seiten zu widmen. Beide, Wilhelm und Alexander von Humboldt, sind Dioskuren der deutschen Wissenschaft; der eine mehr geisteswissenschaftlich, der andere naturwissenschaftlich interessiert. Sie sind Persönlichkeiten von Weltgeltung. Nicht ohne Grund hat eine deutsche Zeitschrift, die sich den Beziehungen zu Südamerika widmet, schlicht den Namen „Humboldt“ erhalten, denn Alexander von Humboldt hat bei Erforschung dieses Erdteils unvergängliche Spuren hinterlassen.

Über Alexander, wie über Wilhelm von Humboldt, gibt es schon eine uner-schöpfliche Literatur. Gerade zum 100. Todestag Alexanders ist ein Werk erschienen, das unter Benutzung der mannigfaltigsten Spezialstudien aus vielen bisher unbekannt hand schriftlichen Quellen erschlossen ist und eine monumentale Leistung der Biographie darstellt: Hanno Beck: Alexander von Humboldt (2 Bände, 1959–61)<sup>1)</sup>.

Trotz der Vorarbeiten wird man immer noch Einzelheiten zur Geschichte dieses bewegten, fast genau neunzigjährigen Lebens beitragen können. Dazu auch die folgenden Zeilen.

Vorweg sei auf ein paar Quellen hingewiesen, die auch dem Biographen Hanno Beck anscheinend entgangen sind: aus dem Preußischen Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem.

In dem Nachlaß des Fürsten Wilhelm L. G. von Wittgenstein (1770–1851), der als Polizeiminister der Reaktionszeit meist keine gute Note der Historiker erhalten hat, der auch keineswegs zu den Freunden der beiden Humboldts gehörte, sind ein paar Briefe enthalten, die wichtige Einschnitte im Leben Alexanders von Humboldt beleuchten, seine Entscheidungen erklären.

Ein Brief vom 27. November 1826 entwickelt in völligem Freimut die Bedingungen, unter denen Humboldt von Paris, wo er damals seinen ständigen Wohnsitz hatte, – soweit man bei dem Reisenden von einem festen Wohnsitz sprechen konnte – in seine Vaterstadt Berlin zurückkehren wollte. Es sollte dem Gericht entgegengetreten werden, er verändere seine bisherige Lage nur aus materiellen Gründen, und er wollte nicht etwa einem Ministerium, sondern nur dem König direkt unterstellt sein. Über alles in der Welt ging ihm die persönliche Freiheit, und er glaubte sie auch

---

<sup>1)</sup> Hierzu seien noch die folgenden, allgemein orientierenden neueren Schriften über Alexander von Humboldt genannt: Gespräche Alexander von Humboldts. Hrsg. von Hanno Beck. Berlin 1959. — H. Scurla: Alexander von Humboldt. Berlin 1955. — Rudolf Borch: Alexander von Humboldt. Sein Leben in Selbstzeugnissen, Briefen und Berichten. Berlin 1948. — A. Meyer-Abich: Alexander von Humboldt in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek 1967 (in Rowohlts Monographien). — H. de Terra: Alexander von Humboldt. Wiesbaden 1956.

in der Reaktionszeit am besten zu bewahren, wenn er nur dem einen höchsten Herrn unterstand, der ihm Zeichen seiner Gunst schon öfters gegeben hatte.

Auch ein zweiter Brief, vom 5. März 1839, ist Zeugnis für die gleiche Gesinnung. Schon im Jahre 1829 war ihm die Leitung der Königlichen Museen angeboten worden. Er hatte abgelehnt. Nun kam nach dem Tode des 1837 gestorbenen Grafen Brühl der gleiche Antrag. Humboldt begründete seine Ablehnung, nach vielen Danksagungen und Höflichkeiten, die ihm leicht aus der Feder flossen, mit folgenden entscheidenden Sätzen:

„Ich würde es nicht über mich gewinnen können, da ich mich fast 40 Jahre lang außer allen Dienstverhältnissen gehalten, jetzt in einem Fache aufzutreten, das mir fremd ist, in welchem mir keine speciellen Kenntnisse zugeschrieben werden und in dem ich den Mangel dieser Kenntnisse nicht einmal durch administratives Geschick zu ersetzen im Stande bin.

Wenn ich nicht fürchten müßte, eine allzu große Wichtigkeit auf meine Stellung als Schriftsteller zu legen, so dürfte ich auch wohl einer Arbeit erwähnen, deren gehoffte Vollendung alle meine übrigen Kräfte anstrengt und, seitdem mein amerikanisches Reisewerk geschlossen ist, zu den wichtigsten Unternehmungen meines vielbewegten Lebens gehört. Ich habe ein Werk begonnen, das unter dem Titel *Weltbeschreibung* die ganze Schöpfung umfaßt, das meinem huldreichen Könige gewidmet sein soll und von dem einzelne Fragmente in den Vorlesungen, die ich vor meiner sibirischen Expedition gehalten, mit vielem öffentlichen Wohlwollen aufgenommen worden sind. Ein längerer Aufenthalt in Paris ist mir gerade wegen Ein-sammlung der Materialien zu diesem Werk so wichtig gewesen“<sup>2)</sup>.

Humboldt empfahl zum Museumsdirektor seinen Freund Ignaz von Olfers, der ernannt wurde.

Humboldt lehnte ein Amt ab, das ihm die Freiheit beschränken konnte; zumal die Freiheit des Reisens: Die Zeit der großen Reisen war vorbei, seitdem der gerade Sechzigjährige 1829 quer durch Rußland bis an die Grenze Chinas gelangt war. Aber er hat von Berlin aus immer wieder das von ihm geliebte Paris aufgesucht; teils privat, teils in dienstlichem Auftrag. Seine letzte Reise nach Paris erfolgte im Herbst 1847, am Vorabend der Februarrevolution von 1848. Er hat an den König Friedrich Wilhelm IV. (in französischer Sprache, wie es damals in der Diplomatie üblich war) berichtet.<sup>3)</sup> Seine Berichte lassen noch nicht die großen Erschütterungen spüren, denen Frankreich entgegenging. Humboldt bewegte sich wie selbstverständlich am Hofe des Bürgerkönigs Louis Philipp und der höfischen Gesellschaft, er informiert den König mehr über auswärtige Verhältnisse, wie die Schweiz und Spanien; hält einen Sturz des ihm befreundeten Premierministers Guizot eher aus Gründen der äußeren als der inneren Politik für möglich; erkennt nicht die Sprengkraft der Wahlrechtsdebatte. Aber das geistige Fluidum von Paris hat er in vollen Zügen auch auf dieser letzten Reise genossen. Humboldt war ein Großstadtmensch. Allenfalls Berlin kam neben Paris für ihn in Frage. Er hat nicht, wie sein Bruder, in Tegel gewohnt, dem schönen Schloßchen, das Schinkel umgebaut hatte.

<sup>2)</sup> Hierzu vgl. auch: Briefe Alexander von Humboldts an Ignaz von Olfers. 1913. — Das obige Schreiben war dem Hrsg. E. W. M. v. Olfers unbekannt.

<sup>3)</sup> Über die Reisen nach Paris und Berichte: H. Beck, a. a. O., Bd. II, S. 294, Anm. 40. — W. Linden, Alexander von Humboldt (1940), S. 31 ff. Linden hat die Berichte Humboldts aus Paris im Preuß. Geh. Staatsarchiv in Berlin benutzt, auch die von der letzten Reise 1847/48, die sich noch in Berlin befinden, während die übrigen Berichte von den früheren Reisen in das Deutsche Zentralarchiv in Merseburg verlagert sind (AA I Frankreich, 24 b). Kaum darf man Linden zustimmen, Humboldt habe auf seiner letzten Reise bereits die schwierige Lage des Julikönigtums gesehen. Er bemerkt einleitend „Le manque absolu d'événements de quelque importance dans ce pays, le calme qui regne dans dans la jouissance d'une prospérité fondue . . .“, und fürchtet, er könne den König durch die Unergiebigkeit seiner Berichte belästigen! (Bericht vom 26. Oktober 1847.)

Berlin ist wohl auch der Ort der Begegnung zwischen Alexander von Humboldt und dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz gewesen; man weiß nicht, wann zuerst. Fast wäre es dazu gekommen, daß der Prinz den aus Amerika zurückgekehrten Weltreisenden in Rom getroffen hätte, aber Georg reiste am 4. Mai 1804 von Rom ab, und Alexander besuchte seinen Bruder erst im April 1805 in Rom.

Wenn man feststellt, daß der in Rom so intime Verkehr zwischen dem Prinzen, späteren Großherzog, Georg und Wilhelm von Humboldt später immer spärlicher wird, so liegt der Grund teilweise daran, daß man sich in Berlin öfters



*Alexander von Humboldt. Porträt von Carl Begas  
Ausschnitt. 1848*

persönlich sprach. Diese Möglichkeit einer Begegnung wird es auch teilweise begründen, daß von Alexander von Humboldt nur wenige Briefe im Nachlaß des Großherzogs vorliegen. Aber man muß auch die Verschiedenheit der beiden Menschen berücksichtigen. Sie läßt keine herzlichen Töne aufkommen. Alexander von Humboldt war Verstandesmensch, klaren Geistes und unsentimental. Man kennt von ihm keine Liebesleidenschaften, und seine zahlreichen Freundschaften waren wesentlich in gemeinsamen geistigen Interessen verankert. Der Großherzog, (dessen Charakterbild weniger eindeutig ist), war eher schwärmerisch-sentimental. Er kam Wilhelm von Humboldt näher durch sein Interesse für die bildende Kunst, seine Vorliebe aber

galt der Musik. Alexander von Humboldt (wie übrigens auch Wilhelm) war völlig unmusikalisches.

Ein bezeichnendes Urteil Alexanders über den Großherzog steht in dem Briefwechsel mit Olfers. Der König regte an, Humboldt solle den Großherzog auf eine schöne Vase aus Paris hinweisen. Humboldt teilte ihm mit, dieses Stück werde erst morgen zu sehen sein, und bemerkte dazu, der Großherzog „seufzte, wie immer“. Für Seufzer und überhaupt Sentimentalitäten hatte der Verstandesmensch keinen Sinn.

Trotzdem sind die wenigen Briefe an den Großherzog und vielleicht gerade deshalb, nicht ohne Interesse für die Biographie des großen Gelehrten. Einen von ihnen, vom 10. Mai 1834, darf man hier vollständig wiedergeben. Trotz der Nichtigkeit des Anlasses nimmt man dabei wahr, wie ein vielerfahrener, umfassender Geist dabei ein ganzes Weltbild entwirft. Es handelt sich um die Berufsmöglichkeiten eines jungen Welschschweizers, der dem Großherzog durch eine Freundin empfohlen wurde, und Humboldt wurde gebeten, die Berufsmöglichkeiten zu erkunden. Dabei dachte der Großherzog nicht allein an Preußen, (wo der Großherzog durch seine Beziehungen schließlich auch etwas Einfluß hatte), sondern eventuell an Rußland. Seit seiner Rußlandreise von 1829 galt Humboldt als Rußland-Experte.

Auch die äußere Form des Briefes ist bezeichnend für Humboldts Lebensstellung. Der Brief ist flüchtig geschrieben, mit den kleinen lateinischen Buchstaben, die Humboldts zuweilen schwer lesbare Handschrift charakterisieren. Einzelne Stellen sind durchstrichen und verbessert. Kaum ein Minister konnte es damals wagen, einer „Königlichen Hoheit“ so unbekümmert und selbstbewußt zu begegnen.

Respektlos, wie das Äußere, ist der Inhalt des Briefes. Die Bildungsverhältnisse werden ironisch-distanziert dargestellt. Ein Seitenstich erfolgt gegen solche Franzosen, die ohne Kenntnis der deutschen Sprache in Deutschland auszukommen suchten. Von ihnen rückte der große Franzosenfreund Alexander von Humboldt ab. Köstlich sind die Äußerungen über Rußland. Die Polizei des Zaren wird nicht geschont, nur der Zar selbst. Im Grunde Südmensch, hatte Alexander von Humboldt keinen Sinn für die kargere Landschaft des Ostens. Ganz Rußland bis Sibirien erschien ihm nur als Fortsetzung der Hasenheide bei Berlin.

Aber lassen wir ihn nun selbst sprechen:

„Ew. Königliche Hoheit werden mich fast der Undankbarkeit zeihen, wenn Sie die Tage zählen, die ich habe verstreichen lassen, ohne Ihnen die Huldigung meiner Gefühle innigster Ehrerbietung darzubringen. Sie haben mich auf eine so gnädigst-freundliche, ganz Ihre Individualität charakterisierende Weise aufgefordert, einem jungen Manne nützlich zu sein; der durch die mir dem Rufe nach wohl bekannte geistreiche Dame (demoiselle Chavannes) empfohlen ist, daß ich doppelt betrübt bin, Ew. Königlichen Hoheit, die so zart und menschlich teilnehmend alle schwindenden Lebenshoffnungen mit Ihrem Mitgefühl bestärken, keine befriedigendere Nachricht geben zu können.

Mein Schmerz ist umso größer, als mich jene schönen Zeilen an die lange Reihe huldreicher Äußerungen des Wohlwollens erinnerten, die meines Bruders Familie, diesseits und jenseits der Alpen empfangen und die zu den leisesten Erinnerungen eines vielbewegten Lebens gehören.

Mochte ich mich dessen würdig zeigen können, was auch für mich abstrahlt aus der reichen Quelle des Gefühls und edler fürstlicher Gesinnung! In dem prosaischen Zustande unserer Welteinrichtungen, wo alles sich organisch aneinander reiht und vielfach graduierte Examina und fast wie im chinesischen Drama der Madame Ma Premiere, [?] die Richtpunkte, das Regulativ im Aufstreben der Jugend bezeichnen, ist es unendlich schwer, einen talentvollen, halb französisch geborenen jungen Mann, „qui sait de la littérature et de la philosophie“, in ein vorgeschriebenes Fachwerk einzuordnen.

Von Petersburg ist ganz zu abstrahieren, weil dort den französischen Schweizern und Schweizerinnen jetzt eine Hospitalität erzeigt wird, die unter dem leisesten Ver-

dachte der Unterbehörden, trotz den menschlichen Gesinnungen des edlen Monarchen, den großen Kiefern Wald öffnen, der eine bloße Fortsetzung unserer Hasenheide, jene ostern (bis an den Amur) schicken und den man mongolisch Sibir nannte.

Bei uns sind die Gymnasial- und Universitäts-Laufbahnen an jene Bedingungen geknüpft, die ich oben erwähnte, und die rasche Dampf-Industrie neuer Erziehung bildet leider mehr Candidaten als irgend ein Staat consumieren kann. Mlle Chavannes sagt freilich nicht, ob der junge Mann etwas von unserer indo-germanischen Sprache weiß, aber auch bei dem hiesigen Collège Français, wo man glaubt, französisch zu lernen, und wo eine Sprachaufrischung durch einen mit der höheren Pariser Welt Vertrauten nur zu notwendig wäre, ist (nach gründlicher Erkundigung, die ich eingezogen) gar keine Aussicht. Spreche ich von „études de philosophie“, so sagt man „c'est tout au plus du Cousin et nous ne voulons même plus du Hegel“, da schichtenweise, flöz-



*Alexander von Humboldt, in seiner Bibliothek  
Aquarell von Ed. Hildebrandt. 1856*

artig, Kantische, Fichtesche, Schellingische und Hegelsche Philosophie sich in Deutschland bedecken. Spreche ich von „littérature“ und Aufsätzen in der „Revue des deux Mondes“, so muß ich hören: „Vous savez que la littérature chez nous c'est du classique, du Grec et du Latin“.

So ist also Mr. Amédée Prevost nirgend, neben dem Bestehenden und lang Vorbereiteten einzupassen. Es bleibt also nur die Hoffnung zu einer Erziehungs-Stelle in einer vornehmen Familie über, und so selten auch diese Gelegenheiten sich bei uns darbieten, wo Gymnasien und Ritterakademien alles absorbieren und man den Blüten im Militärstande als der Vollendung der Vegetation zueilt, so werde ich doch (nehmen Ew. Königl. Hoheit diese Versicherung, als eine recht ernsthafte, gnädigst auf) genau aufmerken, wo ich dem jungen, gewiß recht empfehlungswerten jungen Manne nützlich werden könnte. Sein Schicksal betrübt mich umso inniger, als der Name Prevost sich ehrenvoll an alles anknüpft, was in den physikalischen Wissenschaften in neueren Zeiten wichtig geworden ist.

Das gnädige Schreiben Ew. Königlichen Hoheit hat mich bettlagrig, recht leidend an kaltem Fieber mit beständigen Übeligkeiten gefunden. Ich bin jetzt nach dem Leiden

mehrerer Wochen auf vollem Wege der Genesung und um so mehr verwundert in den Pontinischen Potsdamer Sümpfen ein Tertiär-Fieber eingeatmet zu haben, als ich nie in meinem Leben in den fieberreichsten Gegenden des Orinoco und Amazonen-Stromes oder am Irtisch und Ob (in dem Anhängsel der Hasenheide) von periodischen Übeln gelitten.

Meines Bruders Gesundheit scheint mir um vieles besser; der Anblick des Zitterns, der mit allen Zeichen geistiger Energie so wunderbar contrastiert, ist weniger nieder-schlagend. Statt des Seebades, dessen Heftigkeit ich auch fürchtete, wird er in Tegel selbst, in dem angenehmsten Familienkreise (die deutschen Sprachentwicklungen in den englischen Cirkeln belauschend) sich in künstlichem Pymonter Wasser baden. Ich sehe ihn oft allein; er nimmt den lebendigsten Anteil an dem jetzigen unerfreulichen Zustande der Welt, „an dem Ausbruch der Kräfte, die des Menschen Brust so fürchterlich bewegen“.

Darf ich Ew. Königliche Hoheit untertänigst bitten, Styl und microscopische Schreibart dieser form(losen) Zeilen gnädigst zu entschuldigen. Ein gewisser Duft der Waldnatur begleitet den Reisenden vom wilden Orinoco-Lande bis in die Berliner Hyperbildung hinüber, wo man, um neue Ess-Motive zu erfinden, nun auch den Geburtstag der ewigen Roma mit einem „Schmause“ ehrt.

Empfangen Ew. Königliche Hoheit und die edle, geistreiche Beschützerin alles Guten, Rechten, Wahren und Schönen, (ich gebrauche viel gleichbedeutende Worte), die Frau Großherzogin, Königliche Hoheit, mit Gnade und Huld die erneuerte Versicherung der Ehrerbietung und Dankbarkeit, mit der ich ersterbe.

Ew. Kön. Hoheit  
untertänigster

A v Humboldt.

Berlin, den 10. Mai 1834<sup>4)</sup>.

„Die Gesundheit unseres vortrefflichen Monarchen, den ich noch gestern in Charlottenburg gesehen, ist so fest, wie man sie wünschen konnte. Die Luft ist nun auch von einem belgischen Miasma gereinigt.“

\*

Während dieser Brief durch die Weite des Gesichtskreises und den weltmännischen Ton ein charakteristisches und bemerkenswertes Zeugnis von Humboldts Persönlichkeit ist, sind die wenigen späteren Briefe an den Großherzog von geringerer Bedeutung.

Wegen der persönlichen Distanz und andererseits der Möglichkeit, sich in Berlin zu treffen, datiert der nächste erhaltene Brief genau 10 Jahre später, vom 8. November 1844. Humboldt bedankt sich darin für die Sendung eines italienischen Werkes „Della peste“, und bemerkt dazu, der Großherzog sei wohl durch „ewig schmerzhaftes Erinnerungen an das jenseitige Alpenland“ dazu gebracht worden, sich für dieses Werk zu interessieren. Hier wird als bindendes Element die Italienreise des Fürsten, damit auch die Begegnung mit Wilhelm von Humboldt beschworen.

4) Dieser Brief, wie auch die beiden folgenden, befindet sich zur Zeit im Staatlichen Archivlager in Göttingen, Strelitzer Briefsammlung, Nr. 554. Ebenda, Nr. 482, die Briefe von Herminie Chavannes. — Herminie Chavannes, Erzieherin der Prinzessin Augusta, Tochter des Herzogs Adolf Friedrich von Cambridge, der späteren Schwiegertochter des Großherzogs Georg und Gattin des Großherzogs Friedrich Wilhelm, war eine sehr gebildete Dame und hat mit dem Großherzog Georg von 1832 bis 1853 in einem regen Briefwechsel gestanden. Sie stammte aus Vevey. Über die angesehene Familie Chavannes vgl. das Histor. biogr. Lexikon der Schweiz, Bd. II (1924), S. 533 f. Herminie selbst kommt darin nicht vor, desgleichen nicht ihr Schützling, Amédée Prevost, doch werden dort (Bd. V [1929], S. 487 f.) mehrere Personen namens Prevost genannt, auch ein Physiker Pierre Prevost (1751—1839), der auch Reiseberichte und nationalökonomische Schriften verfaßt hat und Mitglied der Akademie in Berlin war. Auf ihn spielt Humboldt wohl an, wenn er bemerkt, der Name Prevost sei ehrenvoll mit den physikalischen Wissenschaften verbunden.

Über sich selbst berichtet Humboldt: „Ich bin nächstlichst noch immer in den „Kosmos“ versunken, dessen ersten Band ich noch vor meiner Reise nach der „großen (aber anmutigen) Babel“ zu vollenden strebe. Es ist ein unvorsichtiges Unternehmen, da ich seit mehr als 30 Jahren kein deutsches herausgegeben.“

Jene „Weltbeschreibung“, wie das Werk, nach dem zitierten Brief an Wittgenstein vom Jahre 1839, ursprünglich heißen sollte, war unterdessen zu der prägnanten Form des „Kosmos“ gereift, unter der es in die Weltliteratur eingegangen ist. Alexander von Humboldt, Sohn einer von französischen Einwanderern abstammenden Mutter, hatte ein starke Wahlverwandtschaft mit dem französischen Geist, und seine französischen Schriften, namentlich der vielbändige Bericht über seine Reise nach Südamerika, sind würdige Bestandteile der französischen Literatur. Auch was er deutsch geschrieben hat, erinnert durch Klarheit und Prägnanz an französische Vorbilder und bringt in die deutsche wissenschaftliche Literatur eine durchaus eigene Note. Mit dem „Kosmos“, dessen erster Band 1845, dessen letzter, fünfter, Band postum 1862 erschien, war ein Werk geschaffen, das der deutschen Literatur angehört, aber in die Weltliteratur hineinragt. Humboldt ist damit auch literarisch nach Deutschland heimgekehrt.

Humboldt hat nach der letzten Pariser Reise es noch erlebt, wie der Funke der Februarrevolution von 1848 nach Deutschland hinüberschlug. Er war, obgleich Diener des Königs und in engem und vertrautem Verkehr mit König Friedrich Wilhelm IV., liberal eingestellt und hat die Zeichen einer neuen Zeit mit Beifall begrüßt. Ein Revolutionär war er nicht; als Wissenschaftler wie als Politiker sah er in der persönlichen Freiheit des Menschen ein Ziel. So hat er auch in den Jahren der Revolution seine Beziehungen zum preußischen Königshause erhalten. Zeugnis dafür ist auch ein drittes

*einige gütige Fortsetzung gewähren. Die Prinzessin von Preußen hat sich schon einige Male bei Napoleon dem Kaiser Fürsten erkundigt. Das Blatt ist das Vorwort zu einem Pracht Album, voll Autographen und gemalten Initialen, welches die Prinzessin von Preußen in die Goethe, Schiller, Wieland und Herder gewidmeten Säle des Schlosses zu Weimar gelegt hat in der überhäufigen Dankgefuhle.*

*Potsdam  
den 23. Aug  
1849*

*Ern. von Stackelberg*

*unterthänigster  
Humboldt*

Handschrift. Schluß des Briefes vom 23. August 1849. Original im Staatlichen Archivlager in Göttingen, Strelitzer Briefsammlung Nr. 554

Schreiben an den Großherzog Georg, vom 23. August 1849, aus Potsdam, mit dem er dem Großherzog ein Autographenalbum sandte. Dieses Album „voll Autographen und gemalten Initialen, welches die Prinzessin von Preußen in die Goethe, Schiller, Wieland und Herder gewidmeten Säle des Schlosses zu Weimar gelegt hat“, war von der Prinzessin von Preußen, Gattin des Prinzen Wilhelm, des späteren Kaisers Wilhelms I.,



zusammengestellt worden, und Humboldt hatte dazu ein Vorwort geschrieben. Kaiserin Augusta war eine Prinzessin von Sachsen-Weimar; damit wendet sich der Blick zurück zu den Anfängen von Humboldts literarischer und wissenschaftlicher Laufbahn und seinem Verkehr mit dem Weimarer Kreis um Goethe, als dessen Nachfolger er den Zeitgenossen erschien.

Fast neunzigjährig ist er am 6. Mai 1859 in seiner Vaterstadt gestorben und hat seine letzte Reise dann doch nach Tegel angetreten, wo er auf dem schönen Friedhof im Schloßpark, wie sein Bruder und dessen Familie, unter der Säule mit Thorwaldsens Statue der Hoffnung, seine letzte Rast fand.

Die Wissenschaft ist in vielen Einzelheiten über ihn und seine „Weltbeschreibung“ im „Kosmos“ hinweggegangen. Als literarisches Denkmal wird der „Kosmos“ bleiben<sup>5)</sup>.

---

<sup>5)</sup> Es würde zu weit führen, Humboldts bewegten Lebenslauf hier auch nur zu skizzieren. Nach der Jugend in Berlin und einem Studiensemester in Frankfurt/Oder brachte das Studienjahr in Göttingen, 1789/90, seinen Eintritt in die wissenschaftliche Welt. Hier lernte er, als sein Vorbild, einen der bedeutendsten Reisenden und deutschen Schriftsteller kennen: Georg Forster. Mit ihm machte er von Göttingen aus eine kurze Reise an den Rhein, zu geologischen Studien. Frucht dieser Reise war Humboldts erste wissenschaftliche Schrift: „Mineralogische Beobachtungen über einige Basalte am Rhein“ (1790). Dann folgte 1790, wieder mit Forster, eine größere Reise an den Niederrhein, die Niederlande, Belgien, Frankreich und England. Forster hat sie beschrieben in seinen „Ansichten vom Niederrhein“ (3 Bde, 1791–94), einem Meisterwerk der Reiseliteratur. Eine der schönsten deutschen Schriften Humboldts sind die „Ansichten der Natur, mit wissenschaftlichen Erläuterungen“ (1808), die zu Humboldts Lebzeiten noch zwei weitere Auflagen (1827, 1849) erreichten. Die große Amerika-Reise (1799 bis 1804) fand ihren literarischen Niederschlag in französischer Sprache: „Voyage aux régions équinoxiales“ (30 Bde, 1809–25). Auch der Bericht über die Expedition nach Rußland und Sibirien im Jahre 1829 ist französisch verfaßt. — Von den „Ansichten der Natur“ ist gerade jetzt (1969) ein Neudruck bei Reclam erschienen.



Das mecklenburgische Dorf Hinrichshagen

Zeichnung W. Gotsmann

## Die Erinnerungsfeier in Kiel zum 550jährigen Bestehen unserer Universität Rostock

Schon lange zuvor hatten ehemalige Rostocker Studenten — insbesondere auch der Studienjahrgänge nach 1945 — angeregt, in einer gemeinsamen Erinnerungsfeier das 550jährige Bestehen ihrer Alma mater auch in diesem Teil unseres Vaterlandes zu begehen. Sie fanden vielseitigen Zuspruch, so daß sich alsbald ein Arbeitskreis zur Vorbereitung dieser Feier bildete. Dieser trat unter Vorsitz von Dr. Hartwig Bernitt und Mitwirkung namhafter Persönlichkeiten — Prof. Dr. Hellmuth Mayer, ehem. Rostocker Ordinarius, Staatssekretär i. R. Dr. Dr. Wegner, Ltd. Ministerialrat Dr. Tiedemann, Paul Schulz, Rostocker Oberbürgermeister der ersten Nachkriegsjahre, u. a. — wiederholt in Kiel zusammen. Organisatorischen Rückhalt bot die Bundesgeschäftsstelle der Landsmannschaft Mecklenburg in Hamburg mit ihrem unermüdlichen Geschäftsführer Erich Becker. Diese Zusammenarbeit hatte solchen Erfolg, daß sich die Veranstaltungen eines überaus zahlreichen Besuches aus dem In- und Ausland erfreuten!

Bereits am Freitag, dem 16. Mai 1969, fanden sich Hunderte von Festteilnehmern in Kiel ein. Ein frischer Seewind begrüßte sie wie einst in Rostock. Um 11 Uhr empfing Stadtpräsident Köster die Mitglieder des Arbeitskreises und des Bundesvorstandes der Landsmannschaft Mecklenburg, deren Vertreterversammlung an diesem Tage in Kiel stattfand, im dortigen Rathaus. Auch der Präsident der Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft, Dr. Fritz Gößler, selbst ehemaliger Rostocker Student, war zugegen. Stadtpräsident Köster wies auf die vielfachen Bindungen hin, die früher zwischen den beiden Universitätsstädten Kiel und Rostock bestanden. Er würdigte den maßgeblichen Einfluß, den die Rostocker Universität als älteste im gesamten Ostseeraum ausübte und gab anschließend der Hoffnung Ausdruck, daß die alten nachbarlichen Beziehungen zwischen beiden Ostseestädten und ihren Hochschulen dereinst frei und unbehindert wiederhergestellt sein werden! Staatssekretär i. R. Dr. Dr. Wegner erwiderte mit Worten des Dankes an die Landeshauptstadt unseres Vaterlandes und an die Mitglieder des Arbeitskreises, die das Zustandekommen dieser Feier durch ihren Einsatz und Idealismus ermöglicht haben. Er dankte insbesondere auch Professor Dr. Mayer. — Am Nachmittag dieses Tages war ein Rundfunkinterview vorgesehen. Es konnte sich der Kürze der Zeit wegen aber nur mit wenigen Angaben über die Feier befassen, die am Vorabend schon Gelegenheit zu Stunden geselligen Beisammenseins und vielfacher Wiedersehensfreude bot. Vor allem im „Flensburger Hof“ hatten sich viele Angehörige ehemaliger Rostocker Korporationen eingefunden, die in regem Gedankenaustausch alte Bindungen erneuerten. — Allgemeines Bedauern löste die Kunde von der plötzlichen Erkrankung des Herausgebers dieser Zeitschrift, Oberstudiendirektor a. D. Gustav H. Piehler, aus, der anstatt im Kreis seiner Bundesbrüder weilen zu können, kurz nach seiner Ankunft in Kiel einen Kreislaufkollaps erlitt und ins Krankenhaus eingeliefert werden mußte.

Eine stattliche Gemeinde füllte am Morgen des 17. Mai die Nikolaikirche in Kiel, wo nach altem akademischen Brauch der Festtag mit einem Gottesdienst eingeleitet wurde. Pastor Meyer-Buchtien, ehemaliger Rostocker Student, stellte seine Predigt unter das Wort: „Ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen und ihr werdet meine Zeugen sein.“ Er führte die Gedanken von der alten Universitätsstadt Rostock mit ihren einst das Stadtbild beherrschenden Kirchen in das Geschehen unserer Zeit, in die wir auch als Christen vollverantwortlich mitten hineingestellt seien! Die Kollekte diente der St.-Marien-Kirche in Rostock.

Nach dieser Stunde der Besinnung begaben sich die Festteilnehmer ins Kieler Schloß, wo im großen Konzertsaal der Festakt begann, musikalisch würdig umrahmt vom Kieler Jugendorchester unter Leitung des Musikdozenten Reinhard Göttl. Staatssekretär

i. R. Dr. Dr. Wegner dankte namens des Arbeitskreises in seiner Eröffnungsansprache, die wir im Wortlaut auf Seite 20 dieses Heftes bringen, dem Patenland Schleswig-Holstein und der Universität Kiel für Mithilfe und Unterstützung bei der Vorbereitung und Durchführung dieser Feier. In lebhafter Erinnerung an seine Rostocker Studienjahre und mit herzlichem Dank an die damaligen Professoren und Dozenten fand er die rechten Worte für eine Laudatio auf die Alma mater und ihre Stadt Rostock. Eine besondere Freude war es ihm, auch den Ältesten unter den Anwesenden, der in Rostock promoviert hatte, den 91jährigen Chemiker Dr. Kibbe, begrüßen zu können.

In Vertretung des verhinderten Ministerpräsidenten Dr. Lemke, dessen Abwesenheit allgemein bedauert wurde, sprach der Kultusminister des Landes Schleswig-Holstein Hannemann. Er ging auf den Sinn dieser Feier ein, für die sich Kiel geradezu anbiete. Es sei keine politische Demonstration, sondern eine Stunde der klaren Besinnung. Bei aller Würdigung der Aufbauleistung, die die Universität Rostock nach dem letzten Kriege vor allem im Bereich der technischen Wissenschaften zu verzeichnen habe, sei zu befürchten, daß die dortigen Feiern eine einseitige Ausrichtung erfahren werden. Die Zonengrenze sei angesichts dessen, daß der Wille zur Verständigung der Völker Gebot der Stunde sei, ein Anachronismus. Das Schlimmste sei die durch die Spaltung geförderte Entfremdung, und die negative Qualifizierung des andern sei das erschreckende Inhumane unserer Zeit. Demgegenüber gelte es, die Bedeutung der Universität Rostock über diese Zeiterscheinungen hinaus darzustellen.

Professor Dr. Mayer überbrachte in Vertretung des Rektors die Grüße der Christian-Albrechts-Universität in Kiel, deren Anteilnahme an dieser Feier stellvertretend für alle deutschen Universitäten stehe. Wir veröffentlichen den Wortlaut seiner Ausführungen auf Seite 22/23.

Den Höhepunkt des Festaktes bildete die Rede des früheren Präsidenten der EWG-Kommission, Prof. Dr. Hallstein, der jahrelang in Rostock lehrte. Er verband in genialer Sicht den Gedanken der europäischen Einigung mit dem Heimatgedanken und schloß mit einem gläubigen Vertrauen auf die Kraft des freien Geistes! Im einzelnen verweisen wir auf den Inhalt seiner Rede, die wir im vollen Wortlaut auf Seite 24–33 bringen.

Nach der Mittagspause trafen sich Hunderte von Festteilnehmern auf dem Motorschiff „Tom Kyle“, das zu einer mehrstündigen Fahrt in die Kieler Förde und auf hohe See auslief. Unter den Fahrgästen befanden sich die Professoren Dr. Hallstein und Dr. Mayer. Gelegentliche Regenschauer vermochten das besondere Erlebnis und die Harmonie dieser Gemeinschaftsfahrt wie auch die fröhliche Stimmung, die bald in den Gesellschaftsräumen dieses komfortablen Schiffes herrschte, nicht zu beeinträchtigen.

Der Festabend vereinte in den Räumen der Neuen Mensa der Christian-Albrechts-Universität alle Teilnehmer zu Stunden zwangloser Geselligkeit. Die musikalische Umrahmung hatte das Jugendblasorchester „Concordia“ übernommen. Es gab dem „Gaudemus igitur“ die rechte Resonanz. Der Kieler Knabenchor unter Leitung von Herrn Guntram Altnöder — früher bei den Regensburger Domspatzen — verlieh dem Abend durch klangvoll abgestimmte Lieder eine besinnliche Note.

Der Vorsitzende des Landesverbandes der Landsmannschaft Mecklenburg, Alfred Jäger, der an der Durchführung und Programmgestaltung der Feier wesentlichen Anteil hat, führte in seiner Ansprache aus, wie sehr es ihm als echtem Rostocker Herzensache sei, so viele Gäste, die sich durch Studium oder frühere Tätigkeit, durch Herkunft oder sonstwie mit Rostock verbunden fühlen, hier begrüßen zu können. Er begrüßte insbesondere Professor Dr. Hallstein, Professor Dr. Mayer und Oberbürgermeister a. D. Schulz, auch dankte er Rektor, Senat und Studentenwerk der Universität Kiel für die Hilfe sowie allen Mitwirkenden dieses Festabends. Ein wissenschaftlicher Assistent der Ruhr-Universität Bochum, der in den fünfziger Jahren in Rostock studierte, sprach im Laufe des Abends Dank und Anerkennung auch den Professoren und Dozenten aus, die damals versucht haben, den rechten Geist zu wahren! Einige von ihnen

waren zugegen. Man sah auch Angehörige von verstorbenen Rostocker Professoren. Unter den ausländischen Gästen befanden sich Studenten der schwedischen Universität Göteborg.

Die lebhaften Gespräche verstummten, als Heiner Kracht aus Werken unseres Rostocker Joh. Brinkmann und unseres Fritz Reuter eindrucksvoll rezitierte. Diese plattdeutsche Sprache bildete das heimatliche Element dieses Festabends, das auch den Nichteingeborenen ihre Rostocker Jahre wieder ganz nahe brachte.

Nach dem offiziellen Teil blieben noch viele Jugendliche und solche, die es durch die Erinnerungen und Erlebnisse dieses Festtages wieder geworden waren, bei Tanz und weiterer Unterhaltung bis in die frühen Morgenstunden beisammen.

Eine Ostseefahrt nach Schweden ließ diese unvergeßlichen Tage ausklingen. Wie gern wären wir alle wohl nach Rostock gefahren! H.

---

*Predigt zum Gottesdienst in St. Nikolai - Kiel anlässlich der 550 Jahrfeier  
der Universität Rostock am 17. Mai 1969*

gehalten von Pastor Meyer-Buchtien, Itzehoe

Text: Apostelgeschichte 1,8 (aus der Epistel zum Himmelfahrtstag):

„Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen und werdet meine Zeugen sein.“

Liebe Brüder und Schwestern!

Unendlich vieles wird in Worten und Gedanken in diesen Tagen vor uns lebendig, was uns in den Jahren unseres Studiums in Rostock bewegt hat, wie lange es auch immer her sein mag. Und wie manch einem Menschen darf man hier wieder begegnen, mit dem man sich einst eng verbunden wußte. Vor uns steht das Bild der Stadt Rostock, die Universität mit dem Blücherplatz, die Blutstraße, der Marktplatz, der gewaltige Bau der Marienkirche, der schlanke Turm der Petrikerkirche; vielleicht auch die kleine Universitätskirche, die Klosterkirche, in der wir Theologen unsere ersten Predigten und vor allem unsere Examenspredigten zu halten hatten.

Wenn wir in dieser Stunde an diesem besonderen Tage im Gedenken an das 550jährige Bestehen der Universität Rostock hier im Gotteshaus der Nachbar-Universitätsstadt Kiel zusammenkommen, bedingt durch die Zweiteilung und Zerrissenheit unseres Deutschen Volkes, die sich uns immer wieder so schwer auf unser Herz legt und mit der wir heute wieder so unmittelbar konfrontiert werden, so kann diese Stunde hier im Gotteshaus nicht nur eine feierliche Einleitung dieses Tages sein.

Dieser Gottesdienst möchte mehr sein! Er muß mehr sein! In den großen Auseinandersetzungen der Weltanschauungen auf der einen Seite, in der großen Gleichgültigkeit der Wohlstandsgesellschaft auf der anderen Seite, in der Gott mit wachsender Geschwindigkeit an Boden verliert — weil der Mensch scheinbar einen Lebensbereich nach dem anderen in seine eigene Regie übernimmt und die Christenheit bestenfalls weithin in eine bloße „Mitmenschlichkeit“ abzugleiten scheint — muß eine Stunde wie diese zu einer klaren Besinnung auf den uns tragenden, bestimmenden und verpflichtenden Glaubensgrund werden. Wir, die wir hier versammelt sind, sind Menschen, die zu einem ganz großen Teil noch mitten in der Verantwortung ihres Berufes an verantwortlichen Stellen stehen, die ihren Anteil an Verantwortung neben all den beruflichen Verpflichtungen auch an den weltanschaulichen und glaubensmäßigen Auseinandersetzungen zu tragen haben. — —

Der Name so manch eines Professors aus vergangener Zeit wird im Gespräch in diesen Tagen aufklingen, dem man viel zu danken, viel zu verdanken hat für den Weg, den wir

gewiesen sind, den wir eingeschlagen haben. Als Theologe denke ich da vor allem an zwei Namen: Prof. Brunstädt und Prof. Helmut Schreiner.

Das eine haben wir alle in unserem Beruf erfahren: Ohne Engagement geht es im Leben nicht. Das trifft aber auch für unser Leben als Christ zu und ist vielleicht heute, wo unendlich viel ins Gleiten geraten ist, besonders wichtig. Wer sich heute noch Christ nennt, soll sich darüber klar sein, ob er auch Christ sein will. Wer Glied der Kirche Jesu Christi ist, soll auch als ein lebendiges Glied der Kirche leben. Ich meine nicht die äußere Form und Gestalt der Kirche; diese ist immer im Wandel begriffen.

In einem Jugendkreis fand einmal eine Diskussion über das „Christsein“ statt. Ein ganzer Katalog von Äußerungen über das Christsein, ja, von Forderungen an den Christen wurde vorgebracht. Plötzlich wurde die Frage gestellt: „Was macht eigentlich den Christen zum Christen?“. Eine Frage, über die wir nachdenken sollten! Ist es die Beteiligung am Gemeindeleben, an den Amtshandlungen wie Konfirmation, Taufe und Trauung, Gang zum Abendmahl, Zahlen der Kirchensteuer, Freigebigkeit bei kirchlichen Sammlungen? Das alles ist sicher wichtig und bedeutsam. Aber diese Forderungen sind erfüllbar, ohne daß man ihren Sinn und ihre Bedeutung verstanden hat. — Man kann nach außen hin das Verhalten eines Christen nachweisen, ohne wirklich Zugang zu Christus gefunden zu haben.

Liebe Brüder und Schwestern! Wo dieser Zugang aber — mit anderen Worten: wo der Glaube fehlt, — dort nützen alle frommen Bräuche und Übungen nichts, dort bleiben sie im Grunde leer und inhaltslos. Auf den Glauben allein kommt es an, durch ihn wird man zum Christen!

Von unserm Textwort her stehen zwei Aussagen vor uns als **V e r h e i ß u n g** u n d **A u f t r a g**: Die Verheißung: Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen! Der Auftrag: Und werdet meine Zeugen sein! Von Martin Luther King stammt das Wort: „Wir stehen unter Befehl und Verheißung Jesu!“ Wir können uns alle miteinander auch gerade in diesen Tagen des Gedenkens des 550jährigen Bestehens unserer Alma mater zu Rostock der Einsicht nicht entziehen, wie sehr in unserem Zeitalter das Geschick des einzelnen hineinverflochten ist in das Schicksal des Volkes, ja, in das Schicksal der Welt. In der Verfassung unseres Staates, der Bundesrepublik Deutschland, steht als Voraussetzung für alles andere das sogenannte Grundgesetz. Am 8. Mai dieses Jahres war es 20 Jahre alt. In dem heutigen Schriftwort, das ich dieser meiner Predigt zu Grunde gelegt habe, legt Christus das Grundgesetz für seine Jünger und damit auch für uns alle fest: „Ihr werdet meine Zeugen sein!“ So gewiß das zuerst ein apostolischer Auftrag war, so gewiß ist damit doch zugleich das Grundgesetz der christlichen Gemeinde gegeben. Es weht uns mit diesem Wort ein frischer Wind ins Gesicht, wie er es in anderem Sinne oft auf der Warnow getan hat. Es ist, als ob unter diesem Heilandswort die Kirchentüren aufspringen und die rauhe Zugluft der Welt in die stille Beschaulichkeit frommer Andacht und Erbauung eindringt. Da draußen sind sie, die auf euch warten: Ringende, Suchende, Fragende! Das Ackerfeld Gottes ist die Welt. Es will beackert werden. Dazu ruft uns der Herr in Verheißung und Auftrag!

„Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen!“ Christus sagt „Ihr werdet empfangen!“ Jawohl, wir haben einen großen, über die Welt reichenden Auftrag. Aber vor jedem Dienst, den wir leisten sollen und möchten, steht dieses: „Ihr werdet empfangen!“ Jesus zeigt uns nicht zuerst die vielen Aufgaben. Er appelliert nicht an unser Bemühen, klare Gedanken, reine Empfindungen und einen entschlossenen Willen zu bekommen. Er richtet unsere Augen auf sich selbst: „Kommet her zu mir!“ Was auch immer ihr braucht für euren Auftrag und gegen eure Ohnmacht, für den Dienst am Nächsten und in der Welt und im Kampf gegen die Schwäche und die unredlichen Bindungen eures Lebens: „Ihr werdet empfangen!“ Was ist das für ein Zuspruch!

Und der Inhalt seiner Gabe ist die Kraft des Heiligen Geistes! Das klingt sehr groß. Es ist auch sehr groß! Gottes Geist will Inwendiges bewegen, also unsere Gedanken ordnen, uns Klarheit geben, uns mit Mut und Ausdauer ausrüsten, uns festen Grund unter die Füße geben und die Richtung weisen. Gottes Geist ist ein Geist der Kraft und der

Liebe und der Zucht. Wie sehr brauchen wir das alles auf unserem Lebensweg, wie oft haben wir das gespürt. Christus sagt vom Heiligen Geist: „Er wird euch in alle Wahrheit leiten.“ Das kann auch heißen: Er wird euch an die ganze Wirklichkeit heran führen! Und diese Mut, uns der Wirklichkeit zu stellen, der ganzen Wirklichkeit in allen Lebensgebieten, das ist es, was von uns Christen heute erwartet wird.

Glauben heißt mehr als Ja-Sagen zu irgendwelchen Glaubenssätzen. Glauben heißt: Das, was Gott getan hat und immer wieder tut, auf sein eigenes Leben beziehen und für sich ganz persönlich in Anspruch nehmen. Dahin will uns Gottes Geist, der Heilige Geist, bringen und führen. Ich kann es zur Kenntnis nehmen, daß Gott die Welt liebt. Glauben aber heißt: Es wissen, daß Gott mich ganz persönlich liebt. Man kann es als geschichtliche Tatsache zur Kenntnis nehmen, daß einmal vor 2000 Jahren ein Jesus Christus gekreuzigt und gestorben ist. Glauben aber heißt: Es wissen, daß dieser Jesus Christus für mich und meine Schuld sein Leben ans Kreuz gegeben hat. Gottes Geist läßt uns das Wort Gottes so hören, daß man es gleichsam spürt: „Du bist ganz persönlich gemeint!“ Gottes Geist, so sagt es Martin Luther: „beruft, erleuchtet, heiligt!“ Die Kraft des Heiligen Geistes wird von uns darin erfahren, daß der Glaube unserm ganzen Leben die Gestalt gibt. So wollen wir Gottes Verheißung an uns wahr werden lassen: „Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen!“

Von daher wollen wir dann auch unsern Auftrag sehen: „Und werdet meine Zeugen sein!“ Wir kennen das Wort „Zeuge“ vor allem aus der Welt des Gerichts. Dies trifft eine Seite unserer Aufgabe. Vor einem Gerichtshof wird nicht geplaudert oder diskutiert. Im Gerichtssaal geht es um ein Urteil, um Freispruch oder Schuldspruch. Um zu einem guten und gerechten Urteil zu kommen, braucht das Gericht Zeugen. Sie müssen für etwas einstehen. Sie müssen sich mit einem Schwur dafür verbürgen, daß sie die reine Wahrheit sagen. Nichts ist so unerträglich bei einem Zeugen als das Herumreden. Meinen und denken, wägen und urteilen ist Sache des Richters. Der Zeuge soll eine Sache, die er mit eigenen Augen gesehen oder mit eigenen Ohren gehört hat, bezeugen. Bischof Kunst hat einmal die Worte geschrieben: „Geht es um das ewige Heil, um den Sinn dieses Lebens, um den Glauben, um die Bewährung dieses Glaubens im Dienst, dürfen wir nichts anderes als Zeugen sein, also verlässlich einstehen wie ein Zeuge vor Gericht. — Vieles erwartet die Welt von uns Christen. Mit Recht! In Wahrheit erwartet sie nichts so sehr, wie daß wir die einladenden Arme Christi und die zerbrochenen Riegel des Todes vorzeigen, unsere Mitmenschen an die Hand nehmen und den Weg mit ihnen gehen!“

Zeuge sein, Zeuge Christi sein, heißt: Eintreten für eine Wirklichkeit, an der wir ganz persönlich beteiligt sind!

Martin Luther hat von seiner reformatorischen Tätigkeit einmal gesagt: „Ich bin von Natur ein Winkelkraucher gewesen, aber Gott hat mich gezogen wie einen Gaul!“ Aus der Klosterzelle heraus und hin vor Kaiser und Reich! Das mag manchem unter uns, der von Natur her in Glaubensdingen auch viel eher ein „Winkelkraucher“ ist und mit seinem Glauben viel lieber in der Stille bliebe, ein Trost sein, aber auch ein Anstoß. Wie sagt Luther: „Niemand soll den Glauben fahren lassen, daß Gott durch ihn eine Tat tun will.“

So wollen wir Gott, dem Herrn, aus der Verantwortung unseres Berufes heraus, in dem jeder einzelne von uns steht, für den wir vorbereitet und ausgerüstet sind, auch gerade durch das Studium an unserer alten Universität Rostock, danken für dieses Beieinandersein, aber von diesem Zusammensein her uns wieder hineinrufen lassen in die große Verantwortung, in der wir alle miteinander stehen. Gerade als Christen wollen wir uns rufen lassen unter die Verheißung und den Auftrag: „Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen und werdet meine Zeugen sein!“ Amen.

Namens des Arbeitskreises heiße ich Sie alle in der Hauptstadt unseres Patenlandes Schleswig-Holstein aufs herzlichste willkommen.

Es war der Gedanke der Initiatoren für die Veranstaltungen aus Anlaß des 550jährigen Jubiläums unserer Universität Rostock, daß sich alle früheren Studenten, Professoren und Freunde unserer Universität hier heute zu einer unpolitischen Erinnerung- und Wiedersehensfeier treffen. Und wir alle sind sicherlich erfreut darüber, daß dieser Anregung und Einladung so viele gefolgt sind. Viele ehemalige Dozenten, Studenten und Freunde der Universität Rostock sind hier nicht nur aus der Bundesrepublik, sondern auch aus dem europäischen und überseeischen Ausland versammelt. Diese von weither gekommenen Rostocker Kommilitonen heißen wir besonders herzlich willkommen.

An der Spitze unserer Ehrengäste begrüßen wir in Vertretung des Herrn Ministerpräsidenten Dr. Lemke, der die Schirmherrschaft für die heutigen Veranstaltungen übernommen hat, aber an der Teilnahme verhindert ist, Herrn Kultusminister Hannemann und danken ihm sehr herzlich für seine Bereitwilligkeit, zu uns zu sprechen.

Als Vertreterin des Bundesministeriums für gesamtdeutsche Fragen begrüßen wir Frau Dr. Drechsler. Wir bitten Sie, sehr verehrte Frau Dr. Drechsler, Ihrem Herrn Minister und den zuständigen Herren Ihres Hauses noch einmal unseren Dank zu übermitteln dafür, daß wir von den Anfängen der Vorbereitung an ideell und materiell vom gesamtdeutschen Ministerium unterstützt worden sind.

Meine Damen und Herren, Se. Magnifizenz, der Rektor der Universität Kiel, Herr Prof. Weisbecker, ist heute verhindert, wir begrüßen aber mehrere Professoren, die Mitglied des Senats sind. Für Rektor und Senat wird anschließend unser verehrter Rostocker Strafrechtler, Herr Professor Dr. Hellmuth Mayer zu uns sprechen. Ich begrüße auch die Vertreter des AstA der Universität. Ganz besonders freuen wir uns, als Festredner unseren Rostocker Professor, Herrn Präsidenten Dr. Hallstein, begrüßen zu können. Wir danken ihm herzlich für die Übernahme der Festrede.

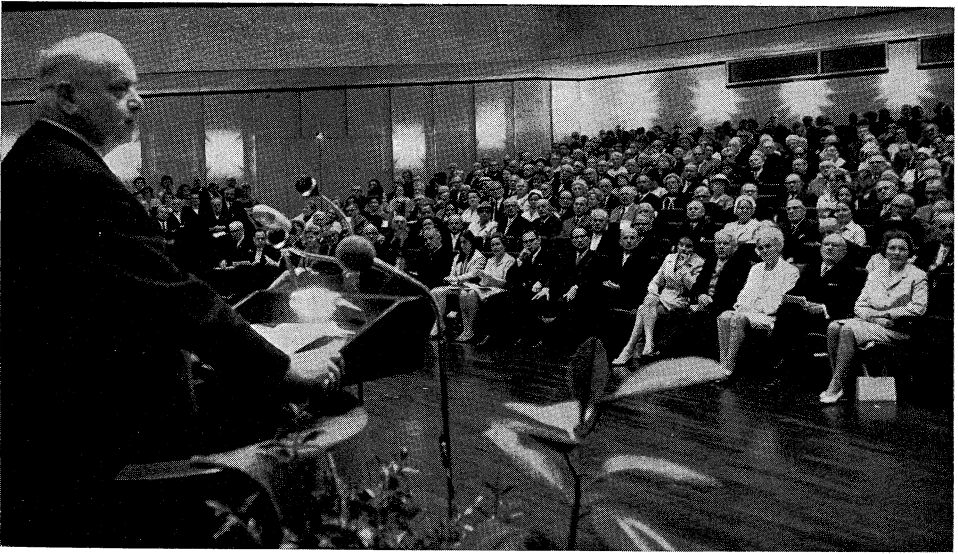
Nicht minder herzlich begrüßen wir Herrn Stadtpräsidenten Köster, der gestern bereits einen Empfang für die Mitglieder des Arbeitskreises gegeben hat. Als Vertreter der Landtagsfraktion der SPD begrüßen wir Herrn Dr. Becker, als Vertreter der Landtagsfraktion der CDU Herrn Dr. Kiekebusch. Nicht zuletzt lassen Sie mich die Vertreter von Presse, Rundfunk und Fernsehen besonders willkommen heißen.

Nur derjenige, der Veranstaltungen dieses Ausmaßes mit vorbereitet hat, weiß, wieviel Schwierigkeiten und Einzelfragen damit verbunden sind. Alle Mitglieder des Arbeitskreises haben die Vorarbeiten ehrenamtlich durchgeführt. Es ist mir daher ein aufrichtiges Bedürfnis, allen Mitarbeitern für ihr stetes Interesse zu danken. Insbesondere erwähne ich hier Herrn Prof. Dr. Mayer sowie den früheren Oberbürgermeister der Universitätsstadt Rostock, Herrn Schulz.

Unserem Patenlande Schleswig-Holstein schulden wir ebenso Dank für Mithilfe und Unterstützung wie der Universität Kiel.

Einen wesentlichen Teil der vorbereitenden Arbeiten haben die Herren Becker, Dr. Bernitt und Jäger übernommen; auch ihnen sei dafür hier an dieser Stelle herzlicher Dank gesagt.

Alle, die heute hier versammelt sind oder wenigstens der größte Teil von ihnen, werden sich an Rostock erinnern, wie es nach dem I. Weltkrieg aussah. Die Städte waren bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts ein Sinnbild des Beständigen und Unveränderlichen. Man braucht nur die alten Stiche von Merian zu betrachten, um dies bestätigt zu finden. So war es auch mit Rostock. Der Platz dort vor der Universität mit dem Blücherdenkmal war für uns der ruhende Pol in dem damals oft auch schon hektischen Leben der Stadt.



*Staatssekretär a. D. Dr. Dr. Wegner*

Und wenn wir das Wesen der Stadt als Nährboden intensiverer geistiger und materieller Leistung, als Ort gesteigerter Lebensintensität und eines höheren Lebensgefühls bewahren, kurzum als einer Institution, in der sich die Mannigfaltigkeit menschlicher Strebungen reich entfaltet und zu neuer Harmonie verbindet — so — meine ich — erfüllte Rostock diese Voraussetzung damals für uns jedenfalls in idealtypischer Weise. Gewiß waren die Jahre nach 1918 und insbesondere die Notjahre von 1921 bis 1923 hart und das Wirtschaftsleben begann sich erst langsam wieder zu entwickeln. Aber die Kunst wurde gepflegt und es herrschte Freiheit in Forschung und Lehre. Man hat diese Zeit oft die goldenen 20er Jahre genannt. Trotz der oft äußerst schwierigen Verhältnisse war diese Zeit doch insgesamt gesehen eine Periode, in der ernste Arbeit mit frohen Stunden der Entspannung und Freude wechselte. Die Übungen und Seminare waren von einer begrenzten Zahl von Studenten besucht, so daß der Dozent sich bald ein Bild von der Arbeitswilligkeit und Leistung seiner Studenten machen konnte. Wohl alle Fakultäten hatten einen guten Ruf.

In der medizinischen Fakultät lehrten die Professoren Brüning, Curschmann, Fischer, Peters, Reinmöller, Rosenfeld u. a. In der philosophischen Fakultät sahen wir die Professoren Flemming, Golther, Hohl, Huscher, Katz, von Gutenberg, Spangenberg, Schüssler, Uhle, Zenker u. a.

In der theologischen Fakultät befanden sich u. a. die Professoren Althaus, Büchsel, Brunstaedt, von Walter.

In der juristischen Fakultät waren die Professoren Feine, Giesecke, Hallstein, Henle, Schulze — Lasaux, Tatarin — Tarnheyden, Walsman und Wolgast vertreten. Mein Bundesbruder Troitzsch ist leider Ende April 1945 noch gefallen. —

Die Veranstaltungen des heutigen Tages werden sicher dazu dienen, Erinnerungen auszutauschen, Freundschaften zu erneuern oder zu begründen, den bisherigen Lebensweg zu überschauen und sich dankbar daran zu erinnern, welchen Fundus seinerzeit unsere Alma mater für uns gelegt hat, damit wir gerüstet waren und im Leben bestehen konnten. Dort am Blücherplatz in Rostock wurden unsere Fähigkeiten geschult und zu höchsten Leistungen angespornt. Hier legten viele die Grundlage ihrer Lebensexistenz. Wir wollen daher in dieser Stunde unseren damaligen Professoren



und Dozenten aus ganzem Herzen danken für die Mühe und Arbeit, die sie für uns geleistet haben.

Wenn wir so die heutigen Veranstaltungen bewerten, bin ich sicher, daß sie uns mit neuer Kraft erfüllen und unserer Erlebnis-, Anschauungs- und Gefühlswelt neuen Inhalt zu verleihen vermögen.

Und wenn wir nach alledem, was wir in den letzten 50 Jahren erlebt haben, heute, in unserer unruhigen, von Haß und Mißtrauen geschüttelten Welt zurückdenken an unsere Rostocker Studienjahre, dann erscheint uns diese Zeit vielfach in einem so klaren und hellen, ja verklärten Licht, daß wir glauben möchten, unsere Erinnerung täuschte uns im Blick auf die damalige Wirklichkeit.

So lassen Sie uns diesen Tag gemeinsam in echter Harmonie begehen.

---

*Begrüßungsansprache von Professor Dr. Hellmuth Mayer*

o. Professor der Rechte an der Universität Rostock vom 1. 4. 1930 bis 1. 4. 1944, vom 1. 4. 1944 Vertreter des durch seine Wegberufung nach Kiel vakanten Lehrstuhls bis 1. 5. 1947.

Hochansehnliche Versammlung!

Liebe Kollegen und Kommilitonen!

Meine Damen und Herren!

Namens und im Auftrage des Rektors Magnificus überbringe ich dieser Versammlung die Grüße der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel. Damit erweist die jüngere benachbarte Ostseeuniversität ihren Respekt vor der älteren Schwester und ihren bedeutsamen Leistungen in der deutschen Wissenschaftsgeschichte. Wir geben die Hoffnung nicht auf, daß es dem Rektor der Kieler Universität noch möglich sein wird, seine Glückwünsche auf einer offiziellen Feier der Universität Rostock im Herbst auf eine für beide Seiten angemessenen Weise auszusprechen. Leider ist aber nach den Erfahrungen der letzten Jahre kaum daran zu denken, daß auch nur ein bescheidener Teil der hier Versammelten an der offiziellen Feier teilnehmen kann. Es ist dies die nahezu unvermeidliche Folge der Verhältnisse, wie sie sich durch die beklagenswerte Teilung unseres Vaterlandes herausgebildet haben. Aus dieser Erkenntnis ist die Feier zustandegekommen, zugleich als ein Fest der dankbaren Erinnerung daran, was uns den ehemaligen Rostocker Professoren und Studenten unsere alte Alma mater gewesen ist, zugleich auch als Fest der Hoffnungen und Wünsche für unsere geliebte Universität. Von einer solchen Feier kann und will sich auch die Christian-Albrechts-Universität nicht ausschließen, und sie steht für uns hier für alle deutschen Universitäten. Wir ehemaligen Professoren danken ganz besonders den ehemaligen Studenten, denn deren Verdienst ist es vornehmlich, daß diese Feier zustandegekommen ist. Wir alle, die wir hier versammelt sind, danken zugleich allen denen, welche in ihrer Freizeit die große Last der vorbereitenden Arbeiten auf sich genommen haben.

Der Kieler Rektor hat mich als den Senior der in Kiel lehrenden ehemaligen Rostocker Professoren mit seiner Vertretung beauftragt. Diese Regelung entspricht dem Wesen und Sinn unserer Zusammenkunft. Denn diese unsere Zusammenkunft hat gar nichts Institutionelles, sie ist eine spontan und frei zustandegekommene Versammlung freier Bürger, welche es drängt, sich zu ihrer alten Universität mit Liebe zu bekennen, und welche sich dieses natürliche Recht nicht nehmen lassen wollen. So ist auch der Senior keine Institution, sondern gewissermaßen eine Naturerscheinung, weil er aus langer Erinnerung heraus die Gefühle zum Ausdruck bringen kann, die uns alle bewegen, Gefühle, an denen auch die Kieler Universität den natürlichen Anteil nimmt.

Ein Fest der E r i n n e r u n g e n ! Wie übermächtig dringen sie auf uns ein! Da gab es einmal ein frohes Studentenleben, welches jubelnd so sehr überschäumte, daß die



*Von r. nach l. Frau Wegner, Prof. Dr. Hallstein, Frau Mayer, Prof. Dr. Mayer,  
Dr. Gertrud Mayer, Dr. Bernitt*

Philister bedenklich den Kopf schüttelten. In der Tat war es nicht ganz leicht, durch all die vergnüglichen Lokale der Stadt hindurch den Weg zur gelehrten Universität zu finden.

Incidit in Capobum, qui vult vitare Lehmentem! Wer weiß das noch? Später wurden die Zeiten nüchterner, aber auch nach dem Ersten Weltkrieg war viel Raum für Jugendfreude, für jugendlichen Tätigkeitsdrang, auch jugendliches Aufbegehren. Am Schluß stehen die ganz schweren Jahre, als nach dem Zweiten Weltkrieg die Studenten sich bemühten, die alte deutsche Universität wieder aufzubauen und zu erhalten. Der eigentliche Grund dieses Studentenlebens war dann all die fleißige Arbeit des Lehrens und Lernens. Wir danken darum auch in der Erinnerung unseren Studenten. Und auch wir Professoren sind durch unsere Erinnerungen bewegt, Rostock war eine junge und lebendige Universität, wir haben dort einen Grund für unsere Arbeit legen können.

Dürfen wir h o f f e n? Bedenken wir, daß alle Jahrhundertfeiern unserer Alma mater unter sehr zweideutigen Gestirnen standen. 1519 verhinderten die unausgetragenen Kämpfe um die Reformation eine Jubelfeier überhaupt. 1619 und 1719 wurden die Feiern verdunkelt durch den Beginn des Dreißigjährigen und die Nachwirkungen des Nordischen Krieges. 1819 lastete der Druck der Karlsbader Beschlüsse auf Professoren und Studenten, 1919 waren alle durch den tiefen Schmerz über den Ausgang des Ersten Weltkrieges betroffen. Es gab dennoch immer wieder einen Aufstieg. Heute können und wollen wir freilich nicht so leichtin sagen, daß über deutschem Land auch wieder die Sonne scheinen wird. Wollen wir hoffen, so müssen wir eine Grundtugend üben, an der wir Deutsche in unserer Geschichte es haben vielleicht fehlen lassen, die Tugend der ausharrenden Geduld, welche niemals lässig, niemals müde wird, um im Frieden den wahren Frieden zu gewinnen. An dieser Tugend dürfen wir es um unseres Volkes, um Europas willen nicht fehlen lassen. Daß wir aber Grund haben, aus der geistigen Kraft der deutschen Universität im allgemeinen und der Universität Rostock im besonderen Hoffnung zu schöpfen, wird die Festrede darlegen.

# Festansprache auf der Erinnerungsfeier zum 550jährigen Bestehen der Universität Rostock

von Professor Dr. Walter Hallstein

Ich hoffe, Sie werden es nicht als Anmaßung empfinden, wenn ich Sie als Landsleute anrede. Ich bin, wie die meisten von Ihnen wissen, Süddeutscher. Meine Vorfahren waren seit mindestens einem halben Jahrtausend im hessischen Odenwald ansässig. Und als ich — mit 28 Jahren — 1930 an die Universität Rostock berufen wurde, als ordentlicher Professor der rechts- und wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, öffnete sich mir eine neue Welt. Eine schöne Welt: die noch unversehrte alte hanseatische Stadt, die Ostsee und ihre Dünen unter Sonne und Wind, das weite Land dahinter — Hügel, Felder und Seen —, und Menschen eines mir noch unbekanntes Schlages — zugleich ernst, besinnlich, humorvoll und unendlich zuverlässig. Die zehn Jahre, die ich dort verlebt habe, gehören zu den glücklichsten meines Lebens.

Ich bin daher Ihnen allen und der Landsmannschaft Mecklenburg und Ihrem Bundesvorsitzenden, Herrn Dr. Wegner, besonders dankbar dafür, daß Sie mich durch Ihre Einladung in diese schöne Jugend zurückversetzen, und daß Sie mir die Gelegenheit geben, mit vielen meiner alten Freunde, Kollegen und Studenten aus jener Zeit und mit vielen anderen Menschen heute zusammenzusein, die sich Mecklenburg und seiner Universität verbunden fühlen. Zwischen diesem Heute und jener meiner ersten Begegnung liegen viele Jahre — der Krieg, die Professur in Frankfurt, die Politik, die mich als deutschen Außenpolitiker und als Europa-Politiker weit über Deutschland hinausgeführt hat. Aber nichts hat meine innere Zugehörigkeit mit dem Lande je vermindert, dem Lande Mecklenburg, das meine Heimat geworden war.

Heimat. Das ist ein Wort, das nicht übersetzbar ist, für das sich in den europäischen Sprachen keine genaue Entsprechung findet. Wir müssen darum den anderen europäischen Völkern schon erklären, warum uns die Heimat so wichtig ist. Ich glaube, es hängt mit der besonderen Entstehung der deutschen Nation zusammen. Sie ist nicht durch Eroberung von einem hauptstädtischen Zentrum aus entstanden, sondern durch den freiwilligen Zusammenschluß verschiedenartiger Stämme. Die von den Germanen im Zuge der Völkerwanderung geräumten und von den Wenden in Besitz genommenen Ostgebiete werden dem Christentum zugeführt, mit deutschen Siedlern besetzt und von Heinrich dem Löwen endgültig in den deutschen Kulturbereich zurückgegliedert.

Im Kampf gegen den Löwen fällt 1160 Niklot, der letzte freie Wendenfürst und Stammvater des mecklenburgischen Fürstenhauses. Sein Sohn Pribislaw läßt sich taufen, wird 1167 Reichsfürst (die Herzogswürde fällt erst 1348 an Mecklenburg) und erhält sein väterliches Erbe mit Ausnahme der Grafschaft Schwerin als Lehen vom Welfenherzog zurück. Im Strauß der deutschen Stämme hat jeder Stamm seine besondere Farbe, in der deutschen Melodie seinen besonderen Klang. Diese Vielfalt ist dem deutschen Geist wesentlich. Die mannigfaltige Heimat der Deutschen ist nämlich keine Provinz im westlichen Sinn, der Geist der Heimat ist nicht provinziell, sondern auch heute noch von eigenständigem Wert, vornehmlich kulturell. Wer möchte im Schatz deutschen Schrifttums etwa die große plattdeutsche Literatur missen, die vornehmlich in Mecklenburg beheimatet ist.

Heimatverbundenheit dient aber auch der sozialen Integration, dem sozialen Frieden. Sie stärkt im Nationalgefühl zwar Beharrlichkeit und Selbstbehauptungswillen, aber sie bindet zugleich die aggressiven Tendenzen, die immer wieder aus dem Nationalgefühl sich entwickeln.

Heimat ist also nicht nur die Landschaft, in der wir aufgewachsen oder heimisch geworden sind. Sie ist vor allem auch ein Verhältnis zu Menschen, die unwiederholbare

besondere Lebensform, die historisch geprägt ist und sonst fremde, auch sozial getrennte Menschen gewissermaßen familiär verbindet, weil diese Menschen eine Antenne für einander haben, auf die gleiche Wellenlänge eingestellt sind. Gewiß waren aus verschiedenen Gründen die sozialen Lebensformen in Mecklenburg zu keiner Zeit gerade sehr modern. Bismarck soll gesagt haben: Ginge einmal die Welt unter, so zöge er nach Mecklenburg, dort ginge sie 50 Jahre später unter. Es war aber doch erstaunlich, daß in Mecklenburg diese sozialen Differenzen, die sich langsamer ausglich als anderswo und die wir gewiß nicht verharmlosen wollen, oft menschlich eben doch viel an Schärfe verloren durch die heimatliche Gemeinschaft des Verstehens, eines Verstehens, das sozial und geistig sehr verschiedenartige Menschen, schlichte und komplizierte, seelisch verband, ob sie nun Bauern, Handwerker, Seeleute oder Kaufleute, große Landwirte oder Akademiker oder Landarbeiter waren. Aus all diesen Gründen läßt sich Heimat nicht mit Gewalt schaffen, sie läßt sich nicht erobern. Wenn Hitler in frevelhafter Weise den Zweiten Weltkrieg entzündet hat, so gehört er gerade zu den Menschen, denen es auf die Heimat gar nicht ankam. Er wollte sogar den Namen seiner Heimat Österreich ausrotten. Umgekehrt haben gerade die Vertriebenenverbände bewiesen, daß jeder der Aggression absagt, wer sich zur Heimat bekennt. Die Vertreibung hat die Heimat genommen, viel Not, unendliches Leid, schwere Kränkung mit sich gebracht. Mit Recht ist sie als schweres Unrecht empfunden worden, ein Unrecht, das nicht dadurch gerechtfertigt wird, daß Hitler gleichartiges Unrecht unternommen hat. Eine Haßreaktion hierauf wäre daher vielleicht menschlich verständlich, so unheilvoll sie auch sein würde. Diesem Haß, dieser Möglichkeit, den Kreislauf der Gewalt zu erneuern, sind aber gerade die Heimatvertriebenen von Anfang an entgegengetreten und haben zu einer Politik des Friedens und der Vernunft aufgerufen. Und das ganze deutsche Volk ist mit ihnen darin einig, daß niemals mehr der Weg der Gewalt beschritten werden darf. Wer selbst eine Heimat hat oder auch nur gehabt hat, achtet die Heimat anderer und verabscheut die Gewaltanwendung gegen Menschen, die in ihre Heimat hineingeboren sind, wie wir selbst. Es kann und darf auch keine Rückvertreibung geben.

Hat dann aber der Heimatgedanke noch aktuelle politische Realität? Nun, unsere Feier hier beweist es. Der Heimatgedanke ist eine reale Kraft. Mecklenburg ist und bleibt deutsch. Es darf und wird nicht Ausland für uns werden. Wir dürfen darauf vertrauen, daß sich doch der Heimatgedanke stärker erweisen wird, als die künstliche Konstruktion eines nur ideologisch begründeten Herrschaftsgebildes. So wollen auch wir hier ein Fest der Heimat begehen und an unserem Teil dafür sorgen, daß die Menschen hüben und drüben sich nicht menschlich fremd werden, sondern sich im Heimatgedanken verbunden fühlen.

Daran kann die machtpolitische Situation nichts ändern. In dreifacher Hinsicht widerspricht die Lage Europas der gesunden Vernunft. Es ist unvernünftig, wenn sich Europa, in zwei Heerlager Ost und West getrennt, mißtrauisch, ja feindselig gegenübersteht. Es ist unvernünftig, wenn ein großes Volk wie das deutsche gewaltsam geteilt gehalten wird. Es ist endlich unvernünftig, wenn man im 20. Jahrhundert geglaubt hat, durch Vertreibungen sozusagen chemisch reine Nationen schaffen zu können. Die Kette der Verursachung ist diese: Europa ist geteilt, weil die Welt geteilt ist, und Deutschland ist geteilt, weil Europa geteilt ist. Europa aber ist noch ein zweites Mal geteilt, und das kompliziert die Lage weiter: es zerfällt zugleich in ein Schrebergartensystem von Nationalstaaten, die alle viel zu klein sind, um den politischen, wirtschaftlichen, militärischen, gesellschaftlichen Notwendigkeiten dieser Jahrzehnte genügen zu können. Notwendigkeiten, die mit massiver Wucht und rasanter Geschwindigkeit Anpassungsaufgaben stellen, denen Europa nur dann genügen kann, wenn es kontinentales Format annimmt — wie die Supermächte, die heute die Welt regieren.

Zwischen diesen beiden Teilungen Europas nun, der west-östlichen und der nationalstaatlichen, bestehen enge Zusammenhänge. Einerseits ist die Ost-West-Teilung mit

der ständigen Bedrohung, die sie enthält, eines der Motive für die Politik der politischen Einigung — nach dem Satz: „Einigkeit macht stark“. Andererseits gehört zu den Zielen der europäischen Einigung auch das, Europa die Mitsprache in Weltangelegenheiten wiederzugeben, die es infolge der zwei Weltkriege dieses Jahrhunderts verloren hat. Dieses Ziel haben wir uns deshalb gesetzt, weil Mitbestimmung in der Weltpolitik zugleich Selbstbestimmung Europas bedeutet. Diese Selbstbestimmung haben wir heute nicht: die weltpolitischen Bedingungen des europäischen Daseins werden nicht von den Europäern, sondern von den beiden Übermächten USA und SU bestimmt. Das ist ungesund und unvernünftig. Dies zu sagen bedeutet kein Mißtrauen gegen die Amerikaner. Diese selbst wünschen ein freies, von Vormundschaft entbundenes, starkes, selbstbewußtes und selbstverantwortliches Europa und haben deshalb die europäische Einigung auf jede Weise unterstützt.

Die einzige reale Hoffnung, die Teilung Europas und damit Deutschlands zu überwinden, führt demnach über die europäische Einigung. Sie allein faßt ein Verhandlungspotential zusammen, das Europa erlaubt, am Tisch der Großen mitzuraten und mitzutaten, mit einer Stimme zu sprechen und den großen Ausgleich in Angriff zu nehmen, der zwischen West und Ost gesucht werden muß. Sie allein macht es möglich, wirksam und glaubwürdig den europäischen Beitrag zu jener Weltfriedensordnung zu leisten, die allen Beteiligten das verspricht, was nottut: dauerhaften Frieden, Sicherheit und höchste denkbare Ausnutzung der unerhörten materiellen Möglichkeiten unseres Zeitalters.

\*

Es ist keine Abschweifung vom Thema, wenn ich heute hier den gedanklichen Zusammenhang nicht nur mit dem Wert der Heimat, sondern auch mit den brennenden Problemen Europas hergestellt habe. Denn auch die Universität — welcher Nationalität immer — ist zu allererst ein europäisches Thema. Die Universität wurzelt in der europäischen Kultur, ja, sie ist eine der großartigsten Leistungen des europäischen Geistes. In Europa ist zum ersten Mal in der Geschichte der Kulturbereich der Wissenschaft korporativ verselbständigt worden. Kulturell aber ist Europa eine Einheit.

Das ist zunächst eine geschichtliche Tatsache. Im Weltraum macht sie sich heute noch so stark geltend, daß sowohl Amerika wie Rußland Europa in erster Linie als eine Einheit ansehen und die Akzentverschiebung auf das Nationale nur schwer akzeptieren, die die Europäer selbst vollziehen. Diese Einheit geht geschichtlich darauf zurück, daß Karl der Große Europa nicht nur als eine machtmäßige Einheit, sondern auch als eine geistig begründete schuf. Er tat es, indem er alle Geistesgrößen seiner Zeit, deren er habhaft werden konnte, an seinen Hof zog. Nicht nur aus dem Frankenreich, sondern vor allem auch aus den überlegenen Kulturbereichen der Angelsachsen, der Westgoten und der Langobarden. Darüberhinaus aber gab er diesem konzentrierten Geist das weltgeschichtliche Programm, nämlich das geistige Erbe der Antike auf dem Grunde des alle verpflichtenden christlichen Glaubens und des angestammten Volkstums anzueignen, weiterzuführen und weiterzugeben. Alle Differenzierungen waren nur als Momente dieses umfassenden Programms gedacht und sind in der Folge tatsächlich so in die europäische Geschichte eingetreten, die konfessionellen und die nationalen Sonderungen nicht ausgeschlossen. So ist die Kultureinheit noch bis zum Ende des Mittelalters unbedingt vertreten worden. Ja, sie ist auch danach noch bruchstückhaft oder ideell vertreten worden, von großen europäischen Institutionen und Repräsentationen, nicht etwa nur durch die Kirche, die lange Zeit freilich auch das kulturelle Rückgrat Europas war. Denken wir an die Ritterkultur, in der sich der politisch herrschende Stand eine auch geistig profilierte und daher weltgültige Form gab. Wir brauchen uns nur daran zu erinnern, daß der „tour de l'Europe“ noch im 17. und 18. Jahrhundert zu den unabdinglichen Traditionen der jungen Adligen gehörte. Denken wir daran, daß die Universität einen Grad verlieh, der die „*venia ubique legendi*“ mit sich brachte, das Recht, in ganz Europa zu lehren. Denken wir im Bereich der bildenden Künste an die internationalen Bauhütten und Malerschulen, die noch weit in die nationalstaatliche Neuzeit hinein die gemeinsame Gültigkeit einer europäischen For-

mensprache bewahrten. Und in der gleichen Zeit bildeten das jus publicum europaeum und die europäische Gelehrtenrepublik bedeutsame öffentliche Reste europäischer Einheit. Aber selbst für die sich allmählich ausgliedernden Nationalkulturen darf nicht übersehen werden, daß sie bis zur deutschen Klassik um 1800 hin in großem Umfang nur eine Übersetzung vorgegebener europäischer Inhalte der antiken und der christlichen Welt in die nationale Sprache und Formwelt darstellten und auch ausdrücklich als europäische Anreicherung des Nationalen gemeint waren.

Das führt zu einem zweiten Element, das auch in einem summarischen Überblick nicht außer Betracht gelassen werden darf, nämlich der Verbindlichkeit voreuropäischer und universal gemeinter Gehalte für die gesamte europäische Kultur. Seit Ranke nennt man Christentum und Antike unter den Voraussetzungen Europas. Sie dürfen aber nicht nur als geschichtliche Gegebenheiten verstanden werden. Sie sind zugleich universalverbindliche Gehalte. Über ihre Tragweite hat man sich gewiß im Laufe der europäischen Geschichte von den verschiedensten Seiten her gestritten. Aber klar war immer, daß sie nicht nur zufällige historische Bedingungen waren, sondern daß in ihnen Absolutes zum Ausdruck kam, und daß von daher alle europäischen Leistungen ihre Würde und ihren Rang beanspruchten. Wenn wir mit Rührung sehen, wie die archaische Mentalität der Germanen, die begrifflicher Scheidungen so ganz ungewohnt war, in die der eigenen Vorgeschichte völlig fremde Welt der Bibel und des Lateinischen hineinzuleben versuchte, so kommt doch auch darin die Reverenz vor universalen Verbindlichkeiten des Glaubens und der Kultur zum Ausdruck. Auch darin also liegt ein einheitlicher Wesenszug europäischer Kultur, in dem absoluten Hintergrund, wie in der daraus erklärlichen Möglichkeit einer Ausstrahlung in das Gesamtmenschliche hinein.

So ist auch Rostock als eine abendländische, europäische Universität entstanden. Sie ist eine der ältesten deutschen Universitäten. Sie wurde 1419 nach der Prager Karlsuniversität, der ältesten deutschen überhaupt, und nach Wien, Heidelberg und Leipzig gegründet. Sie steht somit noch in der Reihe der mittelalterlichen europäischen Universitäten, von denen die älteste die Universität Paris ist, die noch vor 1200 allmählich zusammenwuchs.

Obwohl gemeineuropäische Einrichtungen, sind diese mittelalterlichen Universitäten jedoch immer und überall von örtlichen Gewalten gegründet worden, die aus irgendwelchen Gründen eine so wichtige und in weite Bereiche ausstrahlende Einrichtung in ihren Städten und Mauern haben wollten. Den Stiftsbrief indessen, die Privilegien mußten sie sich von einer der universalen Gewalten, dem Papst oder dem Kaiser, holen. Und die Universitätslehrer bildeten durch ganz Europa eine soziale Einheit. Sie lehrten in der damaligen gemeinsamen europäischen Gelehrtensprache, dem Lateinischen, und auch die Studenten aller dieser Universitäten kamen aus aller Herren Länder. So war es auch in Rostock. Der Rat der mächtigen Hansestadt Rostock und die mecklenburgischen Herzöge Johann und Albrecht V. als örtliche Interessenten holten 1419 die Privilegien von Martin V., einem Reformpapst der damaligen Zeit. Sie bekamen sie zunächst nur für drei Fakultäten, die juristische, die medizinische und die Artistenfakultät, weil der Papst sich damals während der Hussittenkämpfe gegen Irrlehrer sichern wollte. Erst 1432 kam dann die theologische Fakultät hinzu.

Die neue Gründung zeugte für die geistige Kraft des jugendfrischen europäischen Geistes. War sie doch auf sehr jungem Kulturboden gebaut. Erst etwa 200 Jahre zuvor war Mecklenburg in den Friedens- und Kulturbereich des römisch-deutschen Reiches einbezogen worden. Mit dem Rückhalt an diesem Reich hatte die bürgerliche Hansa der Kaufmannsstädte ihre Machtstellung ausgebaut und einen gewaltigen Wirtschaftsraum, einen gemeinsamen Markt, im ganzen nördlichen und baltischen Gebiet geschaffen. Wenn wir uns die Baugeschichte Rostocks vor Augen stellen, so fällt auf, in welcher unglaublich kurzer Zeit diese Hansestädte in einer fast amerikanisch anmutenden Entwicklung aufgebaut worden sind. Die Baujahre der großartigen Backsteinkirchen und sonstigen Baudenkmäler liegen nur wenige Jahrzehnte auseinander. Manche der Zeugen dieser großen Zeit sind dem Bombenkrieg zum Opfer gefallen; wir danken Gott, daß

uns das Kleinod der Rostocker Marienkirche erhalten geblieben ist. Die Universität ist, so gesehen, eine Spätblüte dieser großen europäischen mittelalterlichen Stadtkultur, denn es war die Hansestadt, die den geeigneten Boden für die Gründung abgab. Und wie die europäische mittelalterliche Kultur durch die Hanse in den nordischen und baltischen Raum ausgreift, so war die Universität Rostock die Universität für dieses große übernationale Gebiet, das von Macht und Wirtschaftskraft der Hanse zusammengehalten wurde.

Rostock war damals eine verhältnismäßig große Universität, eine internationale Universität, wie wir heute sagen würden, die von den Niederlanden her, aus Skandinavien und namentlich aus dem baltischen Raum besucht wurde. 16 000 Immatrikulationen im ersten Jahrhundert des Bestehens, darunter z. B. 300 Livländer, bedeuten für die damalige Zeit eine sehr große Zahl. Als Universität des Nordens hat die Universität auch noch die Größe der Hanse überlebt, denn erst sehr spät traten die nördlichen und baltischen Konkurrenten auf. Sie hat diesen Raum der europäischen Kultur erschlossen. Die Wirksamkeit wurde eben durch die große Zahl der Studenten erwiesen, wenn auch die Universität wohl mehr eine Stätte der Lehre, der Verbreitung vorhandenen Wissens war, als eine Stätte neuer geistiger Bewegung und Forschung. Denn Rostock steht am Ende der Blütezeit des mittelalterlichen Geistes.

Die abendländische Universität nun ist von ihrer Geburtsstunde an die Stätte freien Geistes, freien Denkens, Ringens und Forschens gewesen. Das ist neben ihrer europäischen Weite ihr zweites Charakteristikum. Es wird in Rostock an dem äußerlichen Punkt sichtbar, daß die Gründung nach Fakultäten zuerst ohne Theologen geschehen konnte. Niemand bestreitet, daß die Theologie im Mittelalter die schlechthin zentrale Wissenschaft war, weil der Geist der Zeit an erster Stelle nach der Erkenntnis Gottes – der *notitia dei* – verlangte. Aber so wichtig waren doch schon damals die anderen Fakultäten, die die Summe der weltlichen Wissenschaft zum Arbeitsbereich hatten, so selbständig waren sie von der theologischen Fakultät, daß eine Universität auch einmal vorübergehend ohne eine solche ins Leben gerufen werden konnte. Dies kennzeichnet den besonderen Drang des abendländischen Geistes nach Freiheit. Seine Durchsetzung wurde durch die Tatsache begünstigt, daß viele europäische Universitäten um die Zeit der Kreuzzüge entstanden, d. h. als Abendland und islamischer Orient sich berührten. Der Orient aber war damals nicht nur technisch zivilisatorisch, sondern auch wissenschaftlich weithin überlegen.

Als dann die theologische Fakultät dazukam, war sie, die erste Fakultät, ihrerseits keine einfache Bibelschule. Wir wissen heute, daß die mittelalterliche Scholastik keineswegs als Welt dumpfer kirchlicher Gebundenheit verstanden werden kann. Mit ihrem Ziel der *notitia dei* suchte sie die Wahrheit in einer erstaunlichen Freiheit. Sie strebte eben nach dem Ganzen der Wahrheit. Man denke nur, daß diese Zeit die heidnischen großen Philosophen ganz ernst nahm, sie als Lehrmeister wählte und so sehr von ihnen lernte, daß im Grunde alle Probleme modernen philosophischen Denkens schon in den mittelalterlichen Formen durchdacht worden sind. Diese Tradition ebensowohl wie die europäische müssen wir noch heute als ernste Verpflichtung nehmen. Wie damals die Gründergeneration der europäischen Universität müssen wir in Freiheit nach dem Ganzen der Wahrheit in den vielen jeweils selbständigen Wissenschaften streben. Das bloße Spezialistentum, das Techniker und Experten ausbildet, weist nicht in die Zukunft.

Noch etwas war der Universität Rostock mit auf den Weg gegeben. Sie wurde gegründet, als anderwärts der Herbst des Mittelalters hereinbrach und in schweren Wehen sich die Geburt eines neuen Geistes vorbereitete, des Humanismus und der Reformation.

An diesem neuen Geistesfrühling nahm zunächst die Universität Rostock nur zögernd teil. Zwar lehrte in Rostock der bedeutende Humanist Nikolaus Marschalk, der hauptamtlich als Staatsmann in den Diensten des Herzogs stand und nur als *Extraordinarius* seit 1510 an der Universität tätig war. Er konnte aber seine Kollegen nicht mit sich ziehen. Immerhin hielt sich auch Ulrich von Hutten kurze Zeit in Rostock



*Prof. Dr. Walter Hallstein*

auf, nahm an der Lehrtätigkeit teil und hat in lateinischen Versen die Gastfreundschaft der Universität gerühmt. Aber die Universität ging eben doch damals sehr zurück, und das Konzil klagt schon 1530 in einem Bericht über ihren Verfall.

Den Neuaufbau nahm der tatkräftige Renaissance- und Reformationsfürst Johann Albrecht in die Hand, wie eben damals sich alle progressiven Kräfte an das emporsteigende Landesfürstentum anschlossen, so daß von da die neue Staatsentwicklung ausgeht und sie dort ihren Mittelpunkt findet. Das bedeutet freilich einen Verlust an europäischer Weite. Aber noch verschafft Johann Albrecht der Universität 1560 die erforderliche Bestätigung ihrer Privilegien vom Kaiser, 1577 feste Einkünfte aus säkularisiertem kirchlichen Besitz, 1563 neue Satzungen und Ordnungen, darunter die „*formulae concordiae*“ mit dem Rat, wobei das Patronat des Herzogs festgelegt wurde, und zugleich das Kompatronat der Stadt, das aber allmählich an Bedeutung verlor. Bei diesem Werk stand dem Herzog der große Theologe David Chyträus zur Seite, der als geistiger Vater der neuen Universität bezeichnet werden darf. Chyträus, als Vertreter einer strengen lutherischen Orthodoxie, aber persönlich von einer milden Rechtgläubigkeit, machte Rostock zur Hochburg des deutschen Lutheriums. Er wirkte noch in weitem Rahmen, vom skandinavischen Norden bis zur Steiermark im Süden. Chyträus war Schüler und Freund Melanchtons. Wie dieser ein *praeceptor Germaniae* war, so war



jener ein praeceptor des Nordens \*). Er las nicht nur über Theologie, sondern auch über griechische Klassiker, namentlich Herodot und Thukydides und über die Anfänge des römischen Rechts. Er hielt an dem Bündnis zwischen Reformation und Humanismus fest.

Eine Hochburg des Luthertums, gerade in diesem Sinn, ist denn Rostock auch — wenigstens in seiner theologischen Fakultät — geblieben. Ich erinnere daran, daß in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen der Philosoph Friedrich Brunstäd, der Mitbegründer des deutschen Neu-Hegelianismus, als Dogmatiker in die theologische Fakultät berufen wurde und dort mit großem Erfolg lehrte, sehr viele Theologiestudenten anzog und bedeutende Schüler heranbildete. Er übte einen starken Einfluß auf die gesamte Universität aus und war darin auch der Mittelpunkt des Widerstands gegen den Ungeist des Hitlerregimes.

Auch die Entwicklung der anderen Fakultäten machte in der Neuzeit wieder große Fortschritte. Dies gilt besonders für die philosophische Fakultät. Die neuzeitliche Erfahrungsphilosophie und der Frührationismus sind in Rostock in einem genialen Vertreter, dem Professor der Mathematik und Physik Heinrich Junge (Jungius) zu Wort gekommen. Seine Bedeutung geht daraus hervor, daß er noch auf die Art der Naturbetrachtung Goethes Einfluß gewonnen hat, wie Goethe selbst in seinem Briefwechsel bezeugt, wenn er auch für seine Metamorphosenlehre gegenüber Jungius Originalität in Anspruch nimmt.

So behielt Rostock auch im 17. Jahrhundert seine überregionale Bedeutung, namentlich im Ostseeraum. Im 18. Jahrhundert erlahmte aber die Lebenskraft erneut unter dem Druck ungünstiger politischen Umstände, der Nachwirkungen des schrecklichen 30jährigen Krieges, des Nordischen Krieges, der Auseinandersetzungen zwischen Herzog und Ständen. Die Universität konnte nur noch im engeren Bereich der Heimat wirken. Sie hat sich damals allerdings mit der Heimat besonders innig verbunden; die Professoren stammten aus den mecklenburgischen Pastoren- und Beamtenfamilien. Aber der Blick ins Weite fehlte. Herzog Friedrich hat dieses allzu geruhssame Leben dadurch gestört, daß er 1748 der theologischen Fakultät einen bekannten Pietisten aufzwingen wollte. Diese Streitigkeiten veranlaßten den Herzog, eine neue Universität in Bützow zu gründen, oder anders formuliert, die herzoglichen Professoren nach Bützow zu versetzen, während die vom Rat besoldeten Professoren in Rostock blieben. Aber weder die Universität des Rats noch die Bützower Universität vermochten zu gedeihen. In der Veröffentlichungsreihe der Bützower, den „Bützowischen Ruhestunden“, sah die zeitgenössische Kritik das ironische Ergebnis eines allzu ruhigen Daseins.

Nach 30 Jahren wurde die Universität wieder in Rostock vereinigt und arbeitete sich langsam wieder empor. Natürlich konnte sie die alte Stellung nicht zurückgewinnen. Denn inzwischen waren neue Universitäten im Norden und im baltischen Raum entstanden oder in der Gründung begriffen. Diesem neuen Leben drohte Gefahr durch die Karlsbader Beschlüsse von 1819, die die angeblich revolutionäre Bewegung an den Universitäten unterdrücken wollten. Als Regierungsbevollmächtigter bei der Universität und ihr Kanzler wurde Karl Friedrich von Both ernannt. Es wird ihm nachgerühmt, daß er das Amt des Polizeimeisters niemals ausgeübt habe, dafür allerdings seine Vollmachten sehr energisch zur Modernisierung der Universität genutzt habe. Er steht damit in einer Reihe mit Wilhelm von Humboldt, der selbst wiederum nur in den Bahnen Goethes, des für Jena zuständigen Ministers, wandelte, und mit vielen anderen bedeutenden Männern des Staates, die aus der doch größten Periode des deutschen Geistes, der deutschen Klassik, Früchte zogen. Die Universität als Selbstverwaltungskörper fühlte sich gekränkt, aber sehr bald sagte einer der schärfsten Gegner Boths: „Die Regierung hat uns Unrecht getan, aber sie hat damit recht gehabt“. Es scheint in

---

\*) Vgl. Carolinum, Jg. 27, 1961, Nr. 33. Detloff Klatt, David Chytraeus, der Historiker des Nordens (Die Red.)

der Natur der Sache zu liegen, daß sich Selbstverwaltungskörper zwar gut und sachkundig verwalten, aber doch nur schwer selbst reformieren können.

So entstand also die moderne Landesuniversität des 19. und 20. Jahrhunderts, die zugleich eine Universität für das ganze deutsche Sprachgebiet war. Denn das Universitätswesen war im ganzen 19. Jahrhundert, auch z. Z. des Deutschen Bundes, eine geistige und praktische Einheit. Es lebte aus der gemeinsamen Überlieferung und aus dem gemeinsamen Geist der großen deutschen Klassik. Dabei bestand im Deutschen Bund nicht einmal die rechtliche Möglichkeit, die Universitäten nach einheitlichem Plan auszurichten, da die vielen deutschen Staaten formal sämtlich souverän waren. Ein so leidenschaftlicher Vorkämpfer der nationalen Einheit wie Treitschke pries die Vielgestaltigkeit des deutschen Bildungswesens als einen nationalen Wert von höchstem Rang. Die Einheit des Universitätswesens zeigte sich außer in der fachlichen Einheitlichkeit der Einrichtungen namentlich darin, daß die Professoren aus allen deutschen Landschaften kamen. Auch die Studenten zogen aus und studierten frei dort, wo es ihnen am besten gefiel. Nur gelegentlich wurde diese akademische Wanderfreiheit durch reaktionäre Eingriffe für kurze Zeit beschränkt.

Materiell wurde viel auch für Rostock getan. Die beiden deutschen Großstaaten Preußen und Österreich verfügten nur über je sechs Universitäten, die große Masse der Universitäten wurde von den Mittel- und Kleinstaaten unterhalten. Es wird immer bemerkenswert bleiben, wieviel das kleine Land Mecklenburg mit zuletzt etwa 700 000 Einwohnern für seine Universität geleistet hat. Gewiß war Rostock zu Beginn des 19. Jahrhunderts nur eine kleine Universität. Aber sie wuchs allmählich, besonders seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wo sie sachlich und personell reicher ausgestattet wurde und neue Bauten, so das Kolleggebäude, neue Kliniken, errichtet wurden. Nach 1919 stand Rostock nicht nur an Zahl der Lehrstühle und Studenten durchaus in der Reihe der mittleren deutschen Universitäten. Vergleicht man die nächstgelegenen Provinzuniversitäten des größten Staates Preußen, Kiel und Greifswald, die für Provinzen bestimmt waren, die Mecklenburg sowohl an Volkszahl als auch an Finanzkraft um ein Vielfaches übertrafen, so wird niemand ernstlich behaupten können, daß für diese Universitäten dieses Vielfache auch wirklich aufgewendet worden ist. Es scheint, daß es einer Universität auch finanziell gut bekommen kann, wenn sie in einer bestimmten Landschaft ihre Wurzeln hat und wenn diese Landschaft selbst ihre Kräfte für ihre Universität zusammenfaßt.

Gern denken wir alle an die schöne Zeit, die unsere Universität zwischen 1919 und 1933 durchleben durfte. Die Professoren stammten nur zu einem kleinen Teil aus Mecklenburg; die meisten kamen aus dem ganzen deutschen Sprachgebiet, Österreich nicht ausgenommen. Allerdings mußte sich Rostock als kleinere Universität in manchen, nicht in allen Fächern mit Erstberufungen begnügen. Die Fakultäten suchten dabei junge besonders hoffnungsvolle Gelehrte zu gewinnen, die dann oft nach einigen Jahren wieder weiterzogen. Das hatte für die Lehre Schwierigkeiten, aber auch Vorzüge. Es gab der Universität eine große Lebendigkeit, und die Studenten wurden ständig mit den neuesten wissenschaftlichen Entwicklungen konfrontiert. Manchmal mag das für den Lernenden eine Zumutung gewesen sein. Aber die Studenten zeigten darüber keine Unzufriedenheit. Rostock war für die Studenten attraktiv, besonders gegen Ende des Studiums. Die Ehrlichkeit gebietet freilich zuzugeben, daß dabei auch die Anziehungskraft der Bade-Akademie Warnemünde eine Rolle spielte.

Zwischen Professorenschaft und Studentenschaft herrschte ein enges und gutes Einvernehmen. Das wurde sicher dadurch erleichtert, daß die Zahl der Studenten im Verhältnis zur Zahl der Professoren nicht allzu groß war und daß die modernen Massen- und Modefächer noch nicht dieselbe Rolle spielten wie heute. Dieses gute Verhältnis war auf zwei Tatbestände gegründet.

Der eine ist, daß die Universität ganz fest in der Tradition der europäischen Universität verwurzelt war. Die Universität war eine Stätte der Forschung und der Lehre. Nichts gegen die Schulmeister! Wo wären wir, was wären wir ohne sie. In ihrer Hand

liegt zu einem wesentlichen Teil das Schicksal der kulturellen Tradition. Der Professor aber ist in erster Linie Forscher. So gab auch die Universität Rostock Anleitung zum Selbstlernen und zum Selbststudium. Es war Sache der Studenten, sich selbst den vorgelegten Stoff anzueignen. Und der Student von 1930 war stolz darauf, selbst lernen zu können. Er dachte hier jedenfalls selbst wissenschaftlich. Ich erinnere mich noch, wie sehr es mich — der ich aus Berlin kam, wo ich Privatdozent gewesen war — beeindruckte, daß es in Rostock keine berufsmäßigen juristischen Repetitoren gab.

Dazu kam ein Zweites, das mit dem soeben Gesagten eng zusammenhängt. Das gute Einvernehmen zwischen Professoren und Studenten gründete sich auch darauf, daß die Studenten an der Autorität der Professoren keinen Anstoß nahmen, ja, sie freuten sich, solcher Autorität zu begegnen. Nun existiert gewiß auch eine nichtige Scheinautorität, und wo solche sich breitmacht, wußten die Studenten sich, auch damals, zu wehren. Aber es gibt eine echte Autorität, die sowohl institutionell überliefert sein muß, als auch persönlich auszufüllen ist. Diese Autorität der Wissenschaft fußt auf der Forschung, auf langer gründlicher, kritischer Arbeit. Sie weiß um die erarbeiteten Methoden, die stets kritisch überprüft werden. Der Gelehrte muß einen Überblick über den größeren Zusammenhang haben und seine spezielle Wissenschaft in das Gesamtgefüge der Wissenschaft einigermaßen einordnen können. Die Autorität, um die es sich handelt, ist also der Reichtum der erarbeiteten Wissenschaft, die sich zugleich ständig erneuert. Diese Autorität muß dem Lernenden gegenüber in ihrer ganzen Größe geltend gemacht werden. Der Student muß wirklich zuerst, wie Sokrates meinte, lernen, daß er noch nichts weiß. Denn auch der Professor muß sich ja ständig bewußt machen, wie wenig er selbst weiß, gemessen an dem, was man wissen sollte. Aus dieser Aufgabenstellung ergeben sich natürliche Autoritätsverhältnisse, wie sie gerade in einer gesunden Demokratie nicht fehlen dürfen.

Diese schöne Zeit fand durch die Machtergreifung des Nationalsozialismus ihr Ende. Der Lehrkörper der Universität erlitt zunächst keine allzu großen Veränderungen, es waren nicht viele Kollegen durch die Rassengesetzgebung betroffen, und einige davon waren als Frontkämpfer eine Zeitlang gedeckt. Aber die Universität hat sich doch wacker gegen den nationalsozialistischen Ungeist verteidigt. Jeder war vor eine grundsätzliche Frage gestellt: Offene Trennung von der in böse Hände geratenen deutschen Welt mit der Folge der Emigration oder zäher und meist stiller Widerstand und Festhalten an der alten wissenschaftlichen Aufgabe. Es ist schwer, diese Lage denen klarzumachen, die sie nicht erlebt haben. Diese Haltung hartnäckiger Verteidigung, auf die Überzeugung gegründet, daß dieses Regime nicht von Dauer sein konnte, daß es früher oder später zusammenbrechen mußte, war wiederum nur möglich, weil ein großer Teil der Studentenschaft sehr bald mitmachte und die Professoren deckte so gut es ging.

Es kam, wie es kommen mußte. Unser Vaterland ist zerschlagen und geteilt. Der Weg nach Rostock ist uns versperrt.

Es bleibt nur noch wenig zu sagen. Wir wissen, daß wir hier in der Bundesrepublik zugleich mit der abendländischen Kultur die geistige und menschliche Freiheit zu wahren haben, die das höchste Gut der Menschen auf dieser Welt ist. Ist nicht auch diese Freiheit der eigentliche Grund dafür, daß wir unerschütterlich an der Wiedervereinigung Deutschlands festhalten und festhalten müssen? Wir bemühen uns darum, mit allen friedlichen Mitteln — nicht in erster Linie aus einem nationalen Motiv heraus, sondern weil es für uns unerträglich ist, daß ein großer Teil unseres deutschen Volkes nicht das Recht hat, sein politisches Schicksal selbst in vollkommener Freiheit zu bestimmen. Die Hoffnung, ja, das Vertrauen darauf werden wir niemals aufgeben.

\*

Wir haben in dieser Feierstunde die Geschichte unserer ehrwürdigen alten Universität vor uns erstehen lassen. Tun wir es, so wird uns bewußt, nicht nur wie gefährdet doch die schönen Güter des Lebens zu allen Zeiten gewesen sind, wie oft sie verloren

werden, sondern auch wie sie stets wiedergewonnen werden. In seiner Geschichte war das deutsche Volk zweimal völlig zerrissen und in die Macht fremder Völker gegeben, nämlich nach dem 30jährigen Krieg und nach der Eroberung durch die Armeen der Französischen Revolution und Napoleons. Wir leben aus der Zuversicht, daß in unserer Welt, in der die ganze Menschheit sich zu einer einheitlichen Verfassung bekennt, auch dem deutschen Volk sein Recht in Frieden und Freiheit werden wird. Und dasselbe gilt für alle deutschen Universitäten.

Die Universität Rostock hat in ihrer 550jährigen Geschichte teilgenommen an den Nöten des deutschen Volkes — außer den Nöten, die nur sie selbst betrafen. Ich zähle auf: Als in den Kämpfen zwischen Rat und Bürgergemeinde Bann und Interdikt über die Stadt kamen, mußte die Universität 1437—1443 nach Greifswald ausweichen. Schon 1489 kam es neuerdings über die Domhändel zum Bann, die Universität mußte vorübergehend nach Wismar ziehen. 1519 konnte keine Jahrhundertfeier stattfinden; die Pest, die innere Not infolge der Auseinandersetzungen über die Reformation machten es unmöglich. Während des 30jährigen Krieges geriet die Universität zwischen die Mühlsteine der Herrschaft Wallensteins und der legitimen Ansprüche der mecklenburgischen Herzöge. Als die ärgsten Nöte des Kriegs überwunden waren, ging mit der halben Stadt auch die Universität 1677 in einer Feuersbrunst unter. Kaum erholt, geriet sie in den Strudel des nordischen Krieges und der Auseinandersetzung zwischen Herzog und Ständen. Und schließlich kam es im Kampf zwischen Orthodoxie und Pietismus zur Auswanderung des größeren Teils der Universität nach Bützow für 30 Jahre. Als die Universität 1789 wieder glücklich vereinigt war, kam die Franzosentid. Dann freilich hat die Universität ein Jahrhundert friedlicher Entwicklung genossen.

Wahrhaftig, die Universität Rostock hat in all diesen Stürmen der Vergangenheit eine erstaunliche Lebenskraft bewiesen. Der abendländischen Universität, so wie sie allgemein vor etwa 700 Jahren entstand und in Rostock vor 550 Jahren noch gegründet wurde, wohnt diese Lebenskraft deshalb inne, weil sie von Anfang an Trägerin des freien Geistes war.

Meine Freunde: Auch für die Zukunft vertrauen wir auf die größte Kraft, die die Geschichte bewegt, die Kraft des freien Geistes.



Windflüchter

W. Gotsmann

## Tag im Herbst

Ein silberheller Tag im späten Herbst  
glitt schmeichelnd  
über unsre talgelegene Stadt.  
Beglänzt lag Wall und Hohe Wiese  
und in der jungen Frauen Augen stand  
ein Licht aus Sphären,  
die uns sonst verschlossen.  
Die Welt war schön —  
war wieder schön!

Da fängt mein Auge  
eines Gnoms Gestalt.  
Mit hastig abgerißnen Schritten  
kommt unter den Platanen er  
— während die weitgebauchten Kleider  
im frischen Wind sich an ihm blähen —  
gerade auf mich zugeweht.

Ein Zittern rinnt  
durch ausgezehrten Leib  
und rüttelt Haupt  
und prankenhafte Hände.

Jetzt irrt zu mir  
sein flackernd scheuer Blick:  
Verzweiflung,  
Gram und tiefe Scham,  
wie junge Wölfe  
springen sie mich an.

Vorüber! —  
und verklungen ist  
des stolzen Tages  
stiller Wahn.

G. H. Piehler (1957)



*Schönberg (Mecklenburg)*

## Gedanken zur Geschichte der Stadt Schönberg

Vortrag, Lübeck, 12. April 1969

von Karl Alfred Hall

Liebe verehrte Schönberger Freunde!

Meine Damen und Herren!

Nicht nur Bücher, auch Jubiläen haben ihre Schicksale. In einem Vortrag im Schönberger Heimatbund im Oktober 1941 gedachte der verstorbene Kirchenrat Friedrich Schmidt in Ziethen der ersten urkundlichen Erwähnung Schönbergs im Jahre 1219.

„Die Stadt Schönberg hätte im Jahre 1919 eine Siebenhundert-Jahrfeier veranstalten können. Das ist damals in den Wirren der Zeit nach dem Weltkriege unterblieben“<sup>1)</sup>. Nach weiteren 25 Jahren — 1944 — müßte man nun wohl daran denken, zu einer Erinnerungsfeier zu rüsten. Man hat nicht daran gedacht, konnte nicht daran denken. — Und heute, nach wieder 25 Jahren, kommen wir Schönberger hier vor der Tür der Heimat zusammen, nur um zu gedenken.

Ich will versuchen, die Geschichte unserer Stadt und des Landes Ratzeburg in wenigen großen Linien nachzuzeichnen. Wir treiben ja Geschichte, um die Gegenwart aus der Vergangenheit zu deuten.

---

<sup>1)</sup> Kirchenrat Fr. Schmidt-Ziethen. Die 12 alten Bauernstellen in Schönberg. Vortrag im Heimatbund zu Schönberg am 22. Oktober 1941. Maschinenschrift S. 5.

Nach dem großen Wendenaufstand von 1066 hat Herzog Heinrich der Löwe im Jahre 1154 das Bistum Ratzeburg neu gegründet und dem Bischof Evermodus anvertraut<sup>2)</sup>).

Die Westgrenze des Sprengels waren die Bille und die Wakenitz. Die Südgrenze war die Elbe von der Mündung der Bille bis zur Mündung der Elde, von Billwerder bis Dömitz. Diese nordalbingische Diözese umfaßte das Herzogtum Lauenburg, das spätere Land Ratzeburg und das westliche Mecklenburg, nämlich den Klützer Ort, die Stadt Wismar, die Ämter Grevesmühlen, Rehna, Gadebusch, Zarrentin, Boizenburg, Wittenburg, Hagenow, Eldena und Dömitz<sup>3)</sup>). Die Bischöfe von Ratzeburg hatten also ihr geistliches Hirtenamt im steten Zusammenwirken, aber oft genug auch im Gegensatz zu den Herzögen von Sachsen-Lauenburg und Mecklenburg zu führen. Von Anbeginn war Ratzeburg eine Stadt an der Grenze und damit zugleich ein Ort der Vermittlung.

Von der kirchlichen Diözese, dem geistlichen Sprengel, ist das Stiftsland Ratzeburg, der weltliche Herrschaftsbereich des Bischofs, zu unterscheiden.

Heinrich der Löwe hatte die Bischöfe von Ratzeburg gut dotiert. Zur Ausstattung des Bistums bestimmte er 250 Hufen im Lande Boitin, außerdem 50 weitere verstreut liegende Hufen wie Römnitz und Farchau bei Ratzeburg.

Das Land Boitin ist das Gebiet zwischen dem Nordende des Ratzeburger Sees und dem Dassower See<sup>4)</sup>, das Land, dessen natürlicher Mittelpunkt sehr bald Schönberg wurde. Seit 800 Jahren ist das auf dem Wege von Lübeck nach Mecklenburg liegende Land Boitin mit Ratzeburg verbunden und dadurch aus östlicher in südliche Richtung gezogen. Die Südgrenze des Landes Boitin verlief etwa zwischen Lenschow und Utecht, Lindow und Carlow. Sie entspricht der gegenwärtigen Grenze zwischen den neuen Kreisen Schönberg und Gadebusch<sup>5)</sup>. Carlow und Utecht gehören heute zu Gadebusch. So ist durch die jüngsten Ereignisse unser kleines Land in drei Streifen geteilt: die Grevesmühlener Zone um Schönberg im Bezirk Rostock, die Gadebuscher Zone um Carlow und Schlagsdorf im Bezirk Schwerin, die Lauenburgische Zone mit dem Domhof, Ziethen und Mechow in Schleswig-Holstein.

Diese 300 Hufen, mit denen der Sachsenherzog das Bistum aussteuerte, waren zunächst für die Wirtschaftsführung, die Ökonomie, gedacht; sie sollten die bischöfliche Tafel und die Tafel des Kapitels versorgen. Hinzu kamen einzelne Hoheitsrechte, namentlich die Advocatia, die Gerichtsvogtei im Lande Boitin. Aber „es ward zugleich bestimmt, daß der Bischof den Grafen von Ratzeburg damit zu beehren habe“<sup>6)</sup>).

So hatten die ersten Bischöfe — Evermodus, Isfried, Philippus — also noch nicht die volle ungeteilte Landeshoheit und waren noch nicht gleich reichsunmittelbare Fürsten<sup>7)</sup>. Aber sie hatten die Möglichkeit, ihre Stellung weiter auszubauen. Diese Entwicklung war um die Mitte des 13. Jahrhunderts im wesentlichen abgeschlossen. Bischof Ulrich von Blücher schloß 1261 mit der Herzogin Helena von Sachsen-Lauenburg einen Vergleich: Danach ward dem Bischof und seinen Nachfolgern die Herrschaft über „das Land Boitin mit dem höheren und niederen Gericht und mit allen Rechten und Freiheiten in den Grenzen und Scheiden, wie es Heinrich, Herzog von Sachsen und Bayern, ehemals

<sup>2)</sup> Bischof Evermodus 1154—1178. G. M. C. Masch, Geschichte des Bistums Ratzeburg, Lübeck 1835 S. 35 ff. 39; Karl Schmalz, Kirchengeschichte Mecklenburgs, Schwerin 1935 Bd. I, S. 52 ff., 59, 71.

<sup>3)</sup> Masch a.a.O. S. 53, 54; Schmalz a.a.O. Bd. I Karte im Deckel, vgl. S. 88.

<sup>4)</sup> Genaue Angaben der Grenzen des Landes Boitin mit den einzelnen Dörfern bei Masch a.a.O. S. 58/59, 752; Fr. Schmidt a.a.O. S. 13. — Über Dodow s. Masch a.a.O. S. 138.

<sup>5)</sup> Walter Wiedemann, Domland Ratzeburg, Herausgeber Kurt Bernhard, Dortmund o.J. (ca. 1958), S. 5, 23, vgl. Karte im Umschlag.

<sup>6)</sup> Masch a.a.O. S. 69.

<sup>7)</sup> Masch a.a.O. S. 68 ff. Hans-Joachim Freytag, Die Bischöfe von Ratzeburg als Landesherren im Mittelalter in der Festschrift „Der Dom zu Ratzeburg. Acht Jahrhunderte.“ Herausgeg. von Hans Henning Schreiber, Domprobst, Ratzeburg 1954, S. 18 ff., 24.



geschenkt hatte“ erneut bestätigt. So ward dieser Teil der Diözese als reichsunmittelbares Stift „gänzlich von der weltlichen Gewalt befreit“<sup>8)</sup>. Die Bischöfe von Ratzeburg hatten als selbständige Territorialherren Sitz und Stimme im Reichstag. Sie empfingen ihre Investitur unmittelbar vom deutschen König<sup>9)</sup>. Mehrere Bischöfe wurden vom Kaiser mit der Anrede „noster et imperii princeps“ beehrt<sup>10)</sup>. Bischof Heinrich hat Kaiser Karl IV. in Schönberg persönlich den Lehnseid geleistet<sup>11)</sup>.

Die Bischöfe waren allmählich vom rein geistlichen auf den weltlichen Weg gedrängt worden. Schon der erste Bischof Evermodus legte um 1160 eine Burg in Farchau über dem Kührensee an<sup>12)</sup>. — Im 13. Jahrhundert kam es wegen Farchau zum Streit mit Herzog Albrecht von Sachsen-Lauenburg. Der heilige Bischof Ludolf<sup>13)</sup> wich nach Dodow bei Wittenburg aus und schlug hier den Sitz der Curie auf. Sein zweiter Nachfolger, Bischof Ulrich von Blücher<sup>14)</sup>, hielt sich auch „in seinem Geburtslande bei seinen Freunden“ für sicherer. Er hat den bischöflichen Hof in Dodow neu befestigt und vergrößert.

Aber der kluge Kirchenfürst dachte weiter. Er blickte nach dem Land Boitin, in dem er die unbestrittene Landeshoheit erworben hatte. Hier war er alleine Herr. Weder die Herzöge von Lauenburg noch die von Mecklenburg konnten ihm hineinreden. So begann er um 1270 mit dem Bau eines festen Hauses in Schönberg<sup>15)</sup>.

Die politische Konsequenz aus dieser Maßnahme hat ein Menschenalter später Bischof Marquard von Jesow gezogen, der um 1330 den Bischofssitz von Dodow nach

<sup>8)</sup> Masch a.a.O. S. 171 ff. 175; Schmaltz a.a.O. Bd. I, S. 131

<sup>9)</sup> H. J. Freytag a.a.O. S. 23.

<sup>10)</sup> Masch a.a.O. S. 491, 163, 186, 274.

<sup>11)</sup> Masch a.a.O. S. 491, 274.

<sup>12)</sup> H. Hofmeister, Die Wehranlagen Nordalbingiens, Lübeck 1927, S. 51 ff.; Kurt Langenheim, Die Burgen der Bischöfe von Ratzeburg in der Festschrift „Der Dom zu Ratzeburg, Acht Jahrhunderte“, S. 31 ff.

<sup>13)</sup> Bischof Ludolf 1236—1250. Masch a.a.O. S. 140 ff., 146 f.; Schmaltz a.a.O., Bd. I S. 130, 199/200; Langenheim a.a.O. S. 32/33.

<sup>14)</sup> Bischof Ulrich von Blücher 1257—1284. Masch. a.a.O., S. 159 ff., 170; Langenheim S. 32.

<sup>15)</sup> Masch a.a.O. S. 170; Fritz Buddin, Wie Schönberg entstanden sein mag, Quellen der Heimat, herausgeg. vom Heimatbund für das Fürstentum Ratzeburg (Reihe IV) 1924 Heft 1, S. 1 ff., 5; H. J. Freytag a.a.O. S. 25; Langenheim a.a.O. 33 f.



Schönberg<sup>16)</sup> verlegte. Er und seine Nachfolger bauten das feste Haus zu einem Wasserschloß aus. Vom alten Schönberger Schloß übten die Bischöfe ihre weltliche Herrschaft aus.

Das Domkapitel aber war in Ratzeburg geblieben und blieb dort bis zum Ende des Bistums 1648. Diese räumliche Trennung der Domherren von ihrem Bischof mag manchmal für beide Teile angenehm gewesen sein. Die Bischöfe regierten durch einen „von ihnen ernannten und jederzeit absetzbaren Vogt“<sup>17)</sup>. Er sprach Recht, leitete die Verwaltung, zog die Steuern ein, bot in Kriegszeiten wehrfähige Mannschaften auf.

Von dieser Basis in Schönberg aus haben die Bischöfe bis zum Ende des 14. Jahrhunderts ihr Gebiet durch Tausch und Kauf von Dörfern planmäßig nach Osten und Süden erweitert. Ich nenne hier nur: Rodenberg, Blüßen, Grieben, Menzendorf, Falkenhagen, Samkow, Rünz, Carlow, Demern, Klocksdorf, Schlagsdorf, Thandorf, Campow<sup>18)</sup>. Daß die Bischöfe dabei manchmal über die Verhältnisse des Stifts wirtschafteten und Dörfer an das Kapitel verpfänden mußten, ist nicht zu leugnen. Bischof Detlev von Parkentin hat sogar sein Schönberger Schloß an den Lübecker Ratsherrn Jorðan von Pleskow verpfändet, bis es das Kapitel wieder auslöste<sup>19)</sup>. — Durch diese Ausdehnung bis vor die Tore Ratzeburgs wurde es nötig, noch eine zweite Vogtei in Stove zu bilden<sup>20)</sup>. Utecht und Schattin haben sich die Bischöfe entgehen lassen<sup>21)</sup>. Sie haben meines Wissens nie zum Bistum gehört und kamen erst 1937 durch das Groß-Hamburg-Gesetz an den mecklenburgischen Kreis Schönberg.

Wir sehen: Mit der Verlegung der bischöflichen Curie nach Schönberg um 1330 hatte unsere Stadt begonnen, ihre geschichtliche Rolle zu spielen.

Außer jener ersten Erwähnung Sconenbergs in einer Urkunde des Bischofs Heinrich 1219 und dem Beginn des Baues eines festen Hauses um 1270 wissen wir wenig von dem, was sich vor 1330 auf dem Hügel über dem Oberteich zugetragen hat.

Zur Zeit der Neugründung des Bistums 1154 war der Hügelrücken wahrscheinlich noch unbewohnt. An dem kleinen Teich an der Bahnhofstraße, der noch heute Kapellentich heißt, stand eine kleine Kapelle zum Heiligen Kreuz, die erst nach der Einführung der Reformation abgebrochen wurde<sup>22)</sup>.

An der höchsten Stelle des Hügels mag sich in altgermanischer, vorslawischer Zeit ein Thingplatz oder ein heiliger Hain befunden haben, der dann auch den nachrückenden Wenden als Stätte ihrer Gottesverehrung diente<sup>23)</sup>. Die ersten Siedler haben sich vermutlich Ende des 12., Anfang des 13. Jahrhunderts auf dem Hügel niedergelassen und den Grund ihrer Kirche, unserer Heiligen Laurentius-Kirche, gelegt<sup>24)</sup>.

Friedrich Schmidt-Ziethen hat den Namen Sconenbergs mit der südschwedischen Landschaft Schonen in Verbindung gebracht. Es kann sein, daß Leute aus Schonen (Skane) hier gesiedelt haben<sup>25)</sup>. Diese These hat manches für sich. Schonen, die Urheimat der Dänen, wurde erst in dem unglücklichen Frieden von Roskilde 1658 an Schweden abgetreten. Und in der uns interessierenden Zeit, Ende des 12. — Anfang des 13. Jahrhunderts, herrschten die Dänen-Könige Waldemar und Knut auch in Holstein,

<sup>16)</sup> Bischof Marquard von Jesow 1309—1335. Masch a.a.O. S. 232; Schmaltz a.a.O. Bd. I S. 137; H. J. Freytag a.a.O. S. 25; Langenheim a.a.O. S. 34; Fr. Schmidt a.a.O. S. 26.

<sup>17)</sup> Nach H. J. Freytag a.a.O. S. 25.

<sup>18)</sup> W. Wiedemann a.a.O. Karte im Umschlag.

<sup>19)</sup> Bischof Detlev von Parkentin 1395—1419; vgl. Masch a.a.O. S. 300 ff., 320 ff., 323/324, 772; Schmaltz a.a.O. Bd. I S. 172, 235.

<sup>20)</sup> Schmaltz a.a.O. Bd. I S. 172. H. J. Freytag a.a.O. S. 25; vgl. Langenheim a.a.O. S. 33.

<sup>21)</sup> Masch a.a.O. S. 183/184.

<sup>22)</sup> Fr. Schmidt a.a.O. S. 6 ff.

<sup>23)</sup> Fr. Schmidt a.a.O. S. 11.

<sup>24)</sup> Fr. Schmidt a.a.O. S. 6; vgl. Schmaltz a.a.O. Bd. I, S. 86.

<sup>25)</sup> Fr. Schmidt a.a.O. S. 18 ff.



*Schönberg aus der Vogelperspektive*

Mecklenburg und Vorpommern. Erst mit der Niederlage Waldemars II. bei Bornhöved 1227 brach die dänische Herrschaft südlich der Eider zusammen<sup>26)</sup>.

Als der Bischof um 1270 ein steinernes Haus bei uns baute, fand er auf dem Hügel ein Dorf vor und Bauern, die im Halbkreis um ihre Kirche auf 12 Hufen saßen und ihre Gemarkung gemeinsam bewirtschafteten<sup>27)</sup>.

Das brachte Zuzug und neues Leben — erst recht, als Bischof Marquard 1330 seine Curie nach Schönberg verlegte. Mit ihm kamen Maurer, Handwerker, Händler, Amtsmänner, Kleriker, Schreiber, Dienstleute, Wächter. Sie alle waren unterzubringen und mußten sich mit den eingewesenen Bauern, den „Bauleuten“, einigen.

Die neuen Bürger bauten Häuser, erwarben Äcker und Gärten und das Land dazu mußten die Bauern abgeben<sup>28)</sup>. Die hierbei notwendig auftretenden Interessengegensätze mußten ausgetragen und geschlichtet werden. Es ging dabei vor allem um die Weidgerechtigkeit, das Recht der Bürger, ihr Vieh auf der Allmende der Bauleute zu hüten. In dieser Sache wurden immer wieder neue Vereinbarungen geschlossen, so noch 1617, 1687, 1767<sup>29)</sup>. Im ganzen gesehen hat man sich gut zusammengelebt und einen verständigen Ausgleich gefunden.

Diese bürgerlich-bäuerliche Symbiose fand auch ihren Ausdruck darin, daß Schönberg Jahrhunderte lang bis 1843 zwei Bürgermeister hatte, einen für die Bürger und einen Schulzen für die Bauern<sup>30)</sup>.

So wuchs das Stiftstädtlein Schönberg. Es war durch seine Lage zwischen den Mauernwiesen und dem Oberteich wohl geschützt. Den schmalen Zugang zum Schloß

<sup>26)</sup> Schmaltz a.a.O. Bd. I S. 101.

<sup>27)</sup> Fr. Schmidt a.a.O. S. 28 f.

<sup>28)</sup> Fr. Schmidt a.a.O. S. 26.

<sup>29)</sup> Fr. Schmidt a.a.O. S. 29

<sup>30)</sup> Fr. Schmidt a.a.O. S. 30 ff.

bewachte das Lübsche Tor. An der Maurine stand das Sabower Tor und an der Siemzer Straße das Siemzer- oder Tappenhäger Tor. An dieser Stelle waren auch Wall und Graben nötig, weil der natürliche Schutz durch das Sumpfgelände fehlte<sup>31)</sup>. Aus dörflichem Ursprung hatte sich ein städtisches Gemeinwesen entwickelt, das sich im Bewußtsein seiner Bürger von den Dörfern des platten Landes wohl unterschied.

Im Jahre 1375 erhielt unsere Stadt hohen Besuch. Kaiser Karl IV. hat sich auf der Reise nach Lübeck etwa eine Woche mit seinem Gefolge in Schönberg aufgehalten. Bischof Heinrich von Wittorp ging dem Kaiser entgegen „und wünschte sich Glück über die Gegenwart der Majestät, nahm ihn würdig auf und bot ihm dar, was er vermochte. Und den Kaiser erheiterte die Munterkeit des Mannes, der durch sein freundliches Gesicht, was er ihm bieten konnte, verdoppelte“<sup>32)</sup>.

Wir tun einen weiten Schritt vom 14. zum 16. Jahrhundert in die Zeit der Reformation. Von 1524—1550 regierte Georg von Blumenthal, Bischof von Ratzeburg und Lebus in der Neumark<sup>33)</sup>. Ein bedeutender Mann, der sich in den Geschäften der Welt und im Regiment des Reiches wohl auskannte. Er hat die Finanzen des Bistums geordnet<sup>34)</sup> und wußte sich gegen die Übergriffe seiner Nachbarn zu behaupten. Herzog Magnus von Sachsen-Lauenburg hatte durch zahlreiche Anmaßungen und Überfälle die Untertanen des Bischofs drangsaliert<sup>35)</sup>. Bischof Georg appellierte an das Reichskammergericht in Speyer, das den Herzog bei Strafe der Reichsacht verurteilte, dem Stift alle eingezogenen Güter zurückzugeben und alle Kosten zu bezahlen<sup>36)</sup>.

Auf dem Augsburger Reichstag 1530 nahm Georg von Blumenthal seinen Sitz im Fürstenrate. Als ein Kurfürst darüber sein Befremden zu erkennen gab, „antwortete er, er wisse gar wohl, wie weit die Rechte eines Bischofs von Lebus reichten, und daß er nur als Bischof von Ratzeburg sich den Fürsten beigesellt“<sup>37)</sup>.

1535 wurde der Bischof vom Kurfürsten von Brandenburg in diplomatischer Mission an den polnischen Königshof nach Krakau gesandt, um für den Kurprinzen um die Hand der Tochter König Sigismunds, Helena, zu werben<sup>38)</sup>.

Ein solcher Grandseigneur wie Georg von Blumenthal konnte kein Organ haben für die Unterströmungen der Zeit.

Die Sendboten der lutherischen Lehre waren auch nach Niederdeutschland gekommen. In Lübeck wirkte der Reformator Bugenhagen, an St. Petri in Rostock predigte Magister Joachim Slüter das Evangelium. Man nahm das Wort Gottes noch ernst und wollte es unmittelbar und auf deutsch gesagt bekommen. Zur Zeit der Reformation hat sich das deutsche Volk in der Verkündigung des Wortes in seiner Sprache selbst erlebt.

So hatte auch in Gressow zwischen Grevesmühlen und Wismar ein Herr von Plessen, ohne den Bischof zu fragen, Ernestus Thoma Aderpul zum Prediger bestellt. Und der ließ sich also vernehmen: „daß alle Dinge ober, unter und in der Erden, Holtzung, Wasser, Weide und Jagd einem itzlichen gemein wären und niemand sonderlich zuständig“<sup>39)</sup>. Das wurde dem konservativen Kirchenfürsten zu viel. Er ließ im Dezember 1529 Aderpul gefangennehmen und in den Turm des Schönberger Schlosses werfen<sup>40)</sup>.

---

<sup>31)</sup> Fr. Buddin, Wie Schönberg entstanden sein mag in „Quellen der Heimat“ 1924 Heft 1, S. 2.

<sup>32)</sup> Bischof Heinrich von Wittorp 1367—1388; Masch a.a.O. S. 271 ff., 274, vgl. S. 491/492.

<sup>33)</sup> Masch a.a.O. S. 455 ff.

<sup>34)</sup> Masch a.a.O. S. 458 f.

<sup>35)</sup> Masch a.a.O. S. 474 ff.

<sup>36)</sup> Masch a.a.O. S. 481 ff., 485; Schmaltz a.a.O. Bd. I S. 271.

<sup>37)</sup> Masch a.a.O. S. 462/463.

<sup>38)</sup> Masch a.a.O. S. 463 u.

<sup>39)</sup> Masch a.a.O. S. 469 f.

<sup>40)</sup> Näheres Masch a.a.O. S. 469 ff.; Schmaltz a.a.O. Bd. II (1936) S. 37 f.; Wiedemann a.a.O. S. 13 f.

Wir wollen hier nicht die Grobheiten wiederholen, die man sich gesagt, und das Unrecht beklagen, das man sich gegenseitig zugefügt hat. Das ist ja alles nur Vordergrund. Mit dem Hintergrund, mit dem, was die Akteure der Szene bewußt oder unbewußt bewegt hat, sind wir heute noch nicht fertig geworden. Es ist der Ruf nach einer gerechten Ordnung unter den Menschen.

In den Worten des Predigers zitterte die Erregung der Zeit. Mit der geistlichen Reformation ging zugleich eine soziale Revolution einher. In Süddeutschland und in Thüringen waren die Bauernaufstände eben erst blutig unterdrückt worden.

Der der Tradition seiner Kirche verpflichtete Pragmatiker Georg von Blumenthal wollte „bei dem alten christlichen Glauben und den alten christlichen Ceremonien bleiben, bis es durch ein Concil anders gemacht“<sup>41)</sup>.

Nach seinem Tode war die Entwicklung nicht mehr aufzuhalten. Im Jahre 1566 beschloß das Capitel „die papistischen und abergläubischen Ceremonien abzuthun, das reine Evangelium zu predigen und eine anständige und freie Heirath zu gestatten“<sup>42)</sup>. Das war damals schon kein Bekenntnis mehr.

Wenn wir auf die bischöfliche Zeit zurückblicken, dürfen wir sagen: Unser Land wurde nicht schlecht regiert unter dem Krummstab. Seit der Gründung des Bistums hatten wir im Lande Ratzeburg durch 8 Jahrhunderte bis 1945 einen freien Bauernstand. Die Ratzeburger Bauern sind niemals leibeigen gewesen. Sie waren Eigentümer und nicht bloß Pächter ihres Grundbesitzes<sup>43)</sup> wie die ritterschaftlichen Erbpächter in Mecklenburg-Schwerin. Insofern verlief schon eine sozialgeographische Grenze zwischen Rabensdorf und Roduchelsdorf<sup>44)</sup>.

Viele unserer Bauernfamilien waren seit dem Mittelalter auf ihren Höfen ansässig. So haben die Rodenberger Bauern schon 1379 ihr Land vom Bischof zu eigen erworben<sup>45)</sup>. Als um 1800 die Dreifelderwirtschaft aufgegeben wurde, hat die Regierung in den sog. „Regulierungsurkunden“ feierlich bestätigt, „daß die Landstellen zu ewigen Zeiten unwiderrufliches Eigentum der Bauern sein und bleiben sollten“<sup>46)</sup>.

Es leuchtet ein, daß sich das freie Bauerntum in den Dörfern nur günstig auf das kulturelle und soziale Niveau unserer Stadt auswirken konnte. Auch bei uns gab es natürlich eine Landarbeiterfrage, aber längst nicht in der Schärfe wie im übrigen Mecklenburg.

Die endgültige Einführung der Reformation 1566 war der Anfang vom Ende des Bistums. In den folgenden 8 Jahrzehnten regierten drei mecklenburgische Prinzen und ein Prinz aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg als „Administratoren“ und evangelische „Bischöfe“ des „Stifts Ratzeburg“<sup>47)</sup>. Diese Sonderstellung, die man unserem kleinen Land immerhin noch zugestand, hat wahrscheinlich unserem Bauernstand die Freiheit erhalten. Die im Zuge der Reformation säkularisierten geistlichen Gebiete wurden im allgemeinen dem Domanium, d. h. dem Eigentum des Landesfürsten, zugeschlagen. Das geschah bei uns nicht, weil sich die drei großen Nachbarn Mecklenburg, Sachsen-Lauenburg und Braunschweig-Lüneburg nur über die abwechselnde Schutzherrschaft, nicht über die Landeshoheit einigen konnten.

Wir übergangen die drangvolle Zeit des Dreißigjährigen Krieges. In Schönberg führte damals der Stiftshauptmann Clamor von Mandelslo ein strenges Regiment.

<sup>41)</sup> Masch a.a.O. S. 470; Schmaltz a.a.O. Bd. II S. 38 f., 64, 114.

<sup>42)</sup> Masch a.a.O. S. 522; Schmaltz a.a.O. Bd. II S. 115.

<sup>43)</sup> Karl Hall, Anwalts- und Notariatspraxis Schönberg i. Meckl. 1897—1953 (Manuskript S. 10); Dr. Baumgarten, Rostock, Vortrag anlässlich des 60jährigen Bestehens des Schönberger Heimatmuseums am 30. Juni 1963 (Manuskript S. 5 f.); Wiedemann a.a.O. S. 15/16.

<sup>44)</sup> Vgl. Dr. Baumgarten a.a.O. S. 6.

<sup>45)</sup> Wiedemann a.a.O. S. 48.

<sup>46)</sup> Karl Hall a.a.O. S. 10.

<sup>47)</sup> Baumgarten a.a.O. S. 6; Masch a.a.O. 503 ff., 542 ff., 584 ff., 690 ff.

Er war hart bei der Eintreibung der Abgaben und unerbittlich gegen Hexen. Aber er hat doch versucht, in schwierigen Verhandlungen mit den Kaiserlichen wie mit den Schweden Einquartierungen vom Stift abzuwenden und die Kontributionen zu mildern<sup>48)</sup>.

Im Westfälischen Frieden 1648 wurde die längst fällige Säkularisierung des alten Bistums beschlossen. Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Schwerin mußte wohl oder übel das Stift Ratzeburg als Ersatz für die Abtretung von Wismar und Neukloster an Schweden annehmen<sup>49)</sup>. So kam unser Land für 50 Jahre als weltliches Fürstentum an Mecklenburg-Schwerin.

Nach dem Aussterben der Güstrower Linie 1695 war wiederum eine Neuordnung fällig. Im Hamburger Vergleich von 1701 wurde das Fürstentum Ratzeburg dem neu gebildeten Herzogtum Mecklenburg-Strelitz zugesprochen:

„frei von allen Schulden wie dasselbe per instrumentum pacis Westphalicae an das Haus Mecklenburg kommen, in seiner völligen Consistence, cum voto et sessione in comitiis Imperii et Circuli et cum omni jure principum ...“<sup>50)</sup>.

Das Fürstentum ging also nicht mit leeren Händen in die Ehe mit dem Herzogtum Stargard. Es hat dem neuen Herzogtum Mecklenburg-Strelitz Sitz und Stimme im Regensburger Reichstag und in den Ausschüssen des Niedersächsischen Kreises verschafft. „Cum voto et sessione in comitiis Imperii“. In dieser Formel leuchtet das alte Reich vor dem Erlöschen noch einmal auf.

Die Vereinigung mit dem ganz im Osten Mecklenburgs liegenden Herzogtum Stargard hat die „insulare“ Existenz des Fürstentums verstärkt und damit seine Besonderheit betont. Zugleich blieb die Zugehörigkeit zu den verschiedenen holsteinischen Territorien erhalten.

Von heute aus gesehen wäre es natürlich besser gewesen, wenn unser Land 1648 nicht an Mecklenburg-Schwerin, sondern an das verwandte Herzogtum Lauenburg gefallen wäre. Aber das stand 1701 nicht mehr in Frage. Es war ein Glück, daß wir im Hamburger Vergleich mit dem Herzogtum Stargard verbunden wurden, denn von Strelitz aus ließ sich das weit entfernte Fürstentum nicht zentral regieren. Von Schwerin wären wir sehr bald – schon damals – untergepflegt worden.

Im Domhof wurde eine besondere Regierung für das Fürstentum mit einem Konsistorium und zwei weltlichen Behörden eingerichtet. Die Räte regierten weitgehend selbständig, nur in wichtigen Angelegenheiten hatten sie nach Strelitz zu berichten<sup>51)</sup>.

Als sich die Ratzeburger Räte 1813 den Franzosen allzu gefügig zeigten, ergriff der Gerichtsrat und Amtmann in Schönberg T w a c h t m a n n die Zügel, übernahm die Verwaltung des ganzen Landes und stellte die Verbindung mit der Landesregierung in Strelitz wieder her<sup>52)</sup>.

Die Folge war, daß 1814 die Regierung auf dem Domhof aufgelöst und eine Landvogtei in Schönberg mit Justiz- und Domänenamt eingerichtet wurde. Wie 500 Jahre vorher die bischöfliche Curie wurde wieder einmal eine Regierung von Ratzeburg nach Schönberg verlegt, das 1822 Stadtrechte erhielt. Aber der Domprobst blieb in Ratzeburg und hat noch heute dort auf dem Domhof seinen Sitz.

Die Landvogtei in Schönberg war eine weisungsgebundene Behörde der Neustrelitzer Landesregierung. Damit war eine weitgehend gemeinsame Verwaltung für beide Landes-

---

<sup>48)</sup> Masch. a.a.O. S. 657 ff.

<sup>49)</sup> Masch a.a.O. S. 716 ff, 744.

<sup>50)</sup> angeführt bei Masch a.a.O. S. 746.

<sup>51)</sup> C. A. Endler, Aus der Geschichte des Domhofs in der Festschrift Der Dom zu Ratzeburg. Acht Jahrhunderte, 1954 S. 26.

<sup>52)</sup> Wiedemann a.a.O. S. 18/19; Endler a.a.O. S. 290.

teile geschaffen worden. — Gemeinsam war seit dem 19. Jahrhundert auch die Gerichtsorganisation.

Getrennt aber blieb die Gesetzgebung. Das Fürstentum stand außerhalb des ständischen Verbandes, an dem nur das Herzogtum Stargard und Mecklenburg-Schwerin beteiligt waren. Wir sandten nicht unsere Vertreter in den mecklenburgischen Landtag, der in Malchin und Sternberg tagte. Nach dem Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von 1755 waren dort nur die beiden Stände der Ritterschaft und Landschaft, d. h. der landtagsfähigen Städte, vertreten. — Was hatten wir dort auch zu suchen? Wir waren ein Bauernland, hatten nur drei Rittergüter und eine Stadt. Die im mecklenburgischen Landtag von den Ständen beschlossenen Gesetze galten gemeinsam für Mecklenburg-Schwerin und das Herzogtum Stargard. Sollten sie auch im Fürstentum gelten, mußten sie vom Großherzog nach seinem freien Entschluß im „Offiziellen Anzeiger für das Fürstentum Ratzeburg“ publiziert werden<sup>53)</sup>.

In den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts regte sich im Fürstentum eine Bewegung, die eine Mitwirkung an der Gesetzgebung erstrebte. Man wandte sich in einer Petition an den Bundesrat des Norddeutschen Bundes. Dieser beschloß im Jahre 1867 die Regierung des Großherzogtums Mecklenburg-Strelitz zu ersuchen, im Fürstentum Ratzeburg „auf dem einen oder anderen Wege“ eine landständische Verfassung einzuführen<sup>54)</sup>.

Darauf gab der Großherzog 1869 — vor hundert Jahren — seinem Fürstentum eine eigene Verfassung, die eine Vertretung der Hauswirte und der Stadt Schönberg in einem Landtag vorsah. Die Ratzeburger Bauern aber lehnten diese ihnen oktroyierte Verfassung ab. Sie gaben daher den von ihnen gewählten Abgeordneten die ausdrückliche Instruktion, den Sitzungen des Landtages fernzubleiben und ihn dadurch beschlußunfähig zu machen. Die praktische Folge war, daß das Fürstentum als einziges deutsches Land nach der Reichsgründung ohne irgendeine Volksvertretung regiert wurde<sup>55)</sup>. — „Dat güng ok so.“

Nach manchen Kämpfen und Irrungen trat schließlich 1906 ein beschlußfähiger Landtag zusammen. Ein § 7 der revidierten Verfassung für das Fürstentum Ratzeburg setzte fest, daß die Zustimmung der Vertretung erforderlich sein soll, „zum Erlaß solcher Landesgesetze, welche ausschließlich auf das Fürstentum Bezug haben“. Ein spezielles Gesetz für das Land Ratzeburg konnte also nur mit Zustimmung des Ratzeburger Landtages erlassen, aufgehoben oder abgeändert werden. Sollte dagegen ein gemeinsames Gesetz für das ganze Großherzogtum erlassen werden, war die Entschließung des Ratzeburger Landtags nur als „ratsames Erachten“ zu werten<sup>56)</sup>.

Wir sehen: Mecklenburg-Strelitz war vor 1918 nicht ein Einheitsstaat, sondern ein aus dem Herzogtum Stargard und dem Fürstentum Ratzeburg zusammengesetzter Staat.

Es bestand zwischen beiden mehr als eine Personalunion, in der zwei Staaten nur das Staatsoberhaupt gemeinsam ist, und weniger als eine normale Realunion, in der zwei Staaten alle Organe der Legislative und Exekutive gemeinsam haben. Wir standen mit dem Herzogtum in einer Realunion eigener Art. Wir waren eben nicht irgendeine Exklave, sondern etwas Anderes und Besonderes. In der Sprache neuzeitlicher Autokennzeichen wäre das Fürstentum ein M II b gewesen.

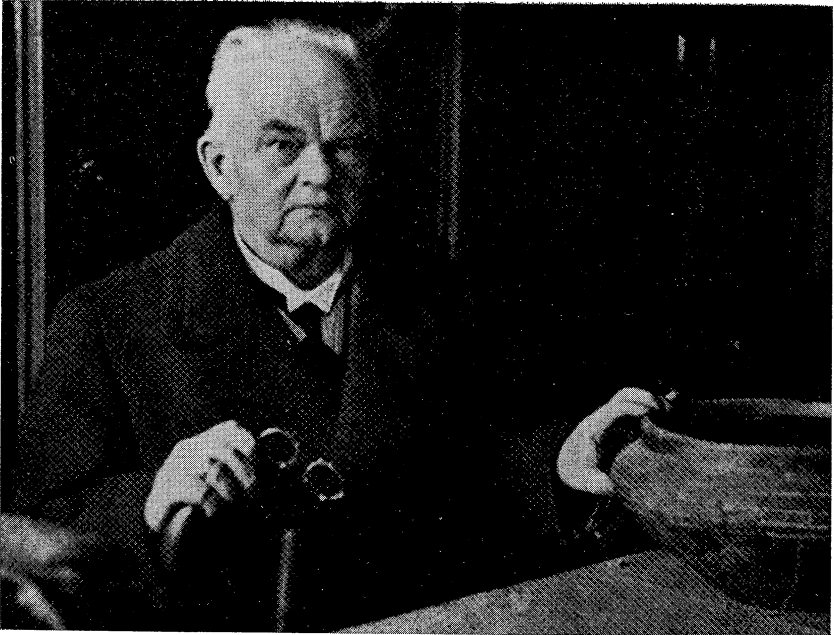
---

<sup>53)</sup> Nach Karl Hall, Die Stellung des Fürstentums Ratzeburg zur mecklenburgischen Verfassungsfrage. Schönberger Anzeiger, Zeitung für das Fürstentum Ratzeburg vom 31. August und 1. September 1909, Beilagen in Nr. 101 und Nr. 102.

<sup>54)</sup> Eine Verfassung, „welche den Anforderungen des Art. 13 der Verfassung des ehemaligen Deutschen Bundes zu genügen geeignet sei“. — Vgl. Karl Hall in Schönberger Anzeiger v. 31. 8. 1909 Nr. 101.

<sup>55)</sup> „Absolut“ regiert wäre zuviel gesagt.

<sup>56)</sup> So die Auslegung meines Vaters, des Rechtsanwalts in Schönberg Karl Hall (1866—1953) im Schönberger Anzeiger v. 31. 8. 1909 Nr. 101.



*Konrektor Fritz Buddin 1867—1947*

Über dem Institutionellen wollen wir das Persönliche und Menschliche, das wir dem Herzogtum Stargard verdanken, nicht vergessen. Ich denke an all die vielen, die als Beamte und Angestellte, Richter, Pastoren, Lehrer aus der Neubrandenburger und Neustrelitzer Gegend in das Fürstentum gekommen sind und ihre Lebensarbeit unserem Lande gegeben haben. Es seien hier nur die beiden Namen Fritz Buddin und Hans Henning Schreiber genannt.

Es gibt ein sehr realistisches niederdeutsches Sprichwort: „Wat kümmt, dat gelt“. Ich fasse das so auf: Was kommt, das gilt, „so lang as dat duert“. Es kommt, gilt und geht. Wir warten schon darauf. Aber solange es gilt, solange es dazu ausersehen ist, wirklich zu sein, wird es genommen und damit wird sich auseinandergesetzt, bis es nicht mehr ist.

Wir wissen nicht, was kommen und was gelten wird. Aber das wissen wir: Die vier blauen Zifferblattaugen des Turms unserer Schönberger Kirche werden einmal eine andere Stunde anzeigen.

---

*Im Oktober vor 300 Jahren starb Rembrandt*

Der Ordinarius für Kunstgeschichte an der Universität Göttingen Prof. Dr. Rosemann hielt in einem der letzten Winter ein Kolleg über diesen holländischen Maler, der zu den größten in der Welt gehört. Die Stunden werden den Hörern unvergeßlich bleiben. In diesem Zusammenhang möchten wir vermerken, daß die Kunstsammlung der Universität Göttingen seit 200 Jahren fast hundert der von Rembrandt radierten Blätter bewahrt. Daß Kassel einen Schatz von Rembrandt-Gemälden in seinen Mauern besitzt, dürfte bekannt sein.

# Das heutige Weltbild der Physik (Erster Teil)

Von Hans Siegfried Plendl

## 1. Einleitung — *Klassische und moderne Physik*

Seit unserer Schulzeit sind wir uns der Tatsache bewußt, daß im Zeitraum zwischen 1480 und 1520 das Mittelalter von einer neuen Epoche, schlicht die Neuzeit genannt, abgelöst wurde. Weniger bewußt sind wir uns wohl der Tatsache, daß diese uns vom eigenen Erleben so vertraute Neuzeit in vieler Hinsicht schon als abgeschlossen gilt und daß eine neue Epoche begonnen hat. Dieses im Anfang begriffene Zeitalter unterscheidet sich von der hinter uns liegenden späten Neuzeit ebenso sehr wie sich das späte Mittelalter von der anbrechenden Neuzeit unterschied.

Geschichtswissenschaftlich gesehen ist es vielleicht verfrüht, den Ereignissen, die wir als Zeitgenossen erlebt haben, eine so einschneidende Bedeutung zuzumessen. Doch auf vielen Gebieten hat sich unsere Anschauung in so grundsätzlicher Weise geändert, daß man von einer neuen Epoche sprechen muß. Das gilt vor allem für die Naturwissenschaften, und für die Physik als die grundlegende Naturwissenschaft. Das physikalische Weltbild der Neuzeit, das aus den Entdeckungen und Erkenntnissen dieser Epoche hervorging, gehört der Vergangenheit an. Die Entdeckungsfahrten und Forschungsergebnisse unserer Zeit haben den Rahmen des neuzeitlichen Weltbildes gesprengt und zur Entwicklung einer modernen Anschauung geführt, die neugewonnene Erfahrungen und Einsichten berücksichtigt.

Das moderne Weltbild der Physik unterscheidet sich vom physikalischen Weltbild der Neuzeit ebenso sehr wie sich letzteres von dem des Mittelalters oder des Altertums unterschied. Für viele Zwecke werden wir zwar weiterhin das neuzeitliche Weltbild benötigen, wie wir ja heute noch selbst die altertümliche Anschauung von der flachen Erde benötigen, wenn wir Landvermessungen machen, oder das mittelalterliche Himmelsbild, in dem alle Gestirne um die Erde kreisen, wenn wir von auf- und untergehender Sonne sprechen! Doch für die Zwecke der heutigen Forschung und Technik reichen diese Weltbilder nicht mehr aus und müssen durch eine umfassendere Anschauung ergänzt werden.

Das Weltbild der heutigen, sogenannten modernen Physik ist umfassender als das der neuzeitlichen, sogenannten klassischen Physik — es beschränkt sich nicht auf die Beschreibung und Erkenntnis der uns von unseren Sinnen her vertrauten Welt. Vielmehr reicht seine Gültigkeit weit über unsere Sinnesgrenzen hinaus bis an die erforschbaren Enden des Mikrokosmos und des Makrokosmos, also bis ins Innerste der für immer unseren Augen verborgenen Atomkerne und bis an selbst von den mächtigsten Fernrohren noch unentdeckten Sternenhaufen und Milchstraßen. Weil es umfassender ist, ist es aber auch abstrakter und mathematischer als das Weltbild der Neuzeit, und es ist deshalb für den Uneingeweihten schwer verständlich.

Im folgenden werden wir das heutige physikalische Weltbild in großen Zügen zeichnen. Wir werden versuchen, uns abstrakte Forschungsergebnisse durch konkrete Beispiele zu vergegenwärtigen und uns mathematische Symbole und Gleichungen durch Beschreibung in Worten verständlich zu machen. Wenn wir somit ein physikalisch-mathematisches Weltbild in unzulänglich-menschlicher Sprache beschreiben, so geht vieles von seiner Eleganz, Knappheit und Klarheit verloren. Doch wenn es dadurch zugänglicher und lebendiger wird, dann glückt es uns vielleicht, die vielbeklagte Kluft zwischen naturwissenschaftlicher und humanistischer Bildung zu überbrücken.

## 2. *Raum, Zeit und Materie — Grundbegriffe des physikalischen Weltbildes*

Ein physikalisches Weltbild sucht in bezeichnender Weise die Vielfalt der uns umgebenden Erscheinungen und Vorgänge mit Hilfe von wohldefinierten, meß- oder beobachtbaren Begriffen zu erklären und solche Begriffe auf die geringstmögliche Zahl von



Grundbegriffen zurückzuführen. In der konsequenten Durchführung dieses Programmes unterscheidet es sich von anderen, etwa historisch-literarischen, religiösen oder politischen Weltbildern. Eines aber hat es mit allen Weltbildern gemeinsam, das — so trivial es ist — doch oft übersehen wird: Ein physikalisches Weltbild ist ein Versuch, uns die Welt, in der wir leben, verständlich zu machen.

Allerdings versucht ein physikalisches Weltbild, den *g e s a m t e n* Kosmos zu erfassen, während andere Weltbilder sich gewöhnlich mit dem Menschen oder mit der menschlichen Gesellschaft begnügen und den Rest des Kosmos mehr oder weniger als Kulisse benutzen. In einem physikalischen Weltbild ist der Mensch — menschliche Beobachtung, Messung und Erkenntnis — zwar wie in anderen Weltbildern der *A u s g a n g*spunkt, aber nicht mehr der *M i t t e*lpunkt. Das heißt, um ein physikalisches Weltbild zu formulieren, müssen wir uns unserer menschlichen Sinne bedienen; doch wenn wir es aufgestellt haben, dann müssen wir uns einordnen, auch wenn damit unsere Erde, die „Welt“ der anderen Weltbilder, herabsinkt zu einem Satelliten eines unbedeutenden Sternes innerhalb einer gewöhnlichen, von Trillionen anderen nicht unterscheidbaren, Milchstraße. So ist denn in einem physikalischen Weltbild *e i n e r s e i t s* der Kosmos eine Schöpfung des menschlichen Geistes, *a n d e r e r s e i t s* aber der Mensch und die Erde, auf der er lebt, nur ein Staubkorn in der Weite des Alls.

In dem von Kopernikus, Galilei und Newton begründeten Weltbild der klassischen Physik wurden die Begriffe Raum, Zeit und Materie zu einer grundlegenden Rolle erhoben. Der dreidimensionale Raum war die Bühne, auf der im gleichförmigen Ablauf der Zeit die Materie in ihren vielfältigen Erscheinungsformen auftrat. Raum, Zeit und Materie existieren in diesem Weltbild unabhängig voneinander und, auch unabhängig von menschlicher Wahrnehmung:

„Absolute, wahre und mathematische Zeit fließt von selbst und aus eigener Natur, gleichmäßig und unabhängig von allem Externen . . . Absoluter Raum bleibt von sich aus immer gleich und unbeweglich, und unabhängig von allem Externen. . . .“  
(Isaac Newton, *Philosophiae Naturalis Principia Mathematica*, 1687.)

Diese Anschauung der physikalischen Grundbegriffe diente als Rahmen für die naturwissenschaftlichen Erkenntnisse, die sich in den folgenden 200 Jahren anhäuferten. Mechanik und Akustik, Thermodynamik und kinetische Theorie der Wärme, Elektrodynamik und Optik — alle Zweige der neuzeitlichen Physik und auch alle ihre verwandten Gebiete wie Chemie, Geologie und Astronomie bauten sich auf der Newton'schen Auffassung von Raum, Zeit und Materie auf.

Erst gegen Ende des XIX. und zu Beginn des jetzigen Jahrhunderts wurde diese Anschauung von Ernst Mach, Albert Einstein und anderen Physikern kritisiert und allmählich durch eine neuere ersetzt. Denn die Ergebnisse einer Reihe von in dieser Zeit angeordneten Beobachtungen und Messungen ließen sich nicht im Rahmen der gewohnten Newton'schen Auffassungen erklären.

In der damit ihren Anfang nehmenden modern Physik sind Raum, Zeit und Materie weiterhin die grundlegenden Begriffe. Doch sie existieren nicht mehr, wie in der klassischen Newton'schen Auffassung, unabhängig voneinander. Vielmehr müssen von nun an Raum und auch Zeit, als von der Materie bedingt, also sozusagen als Materie-Eigenschaften, aufgefaßt werden.

Das ist eine tiefgreifende Änderung in unserer Vorstellung vom Kosmos: Raum ist durch das Vorhandensein von Materie, *u n d n u r d a d u r c h*, gegeben. Einen von Materie unbegrenzten Raum, oder ein Weltall ohne Materie, gibt es der modernen Auffassung nach nicht. Warum nicht? Einfach weil es nicht im Einklang mit den Meß- und Beobachtungsergebnissen der Physik ist.

Ebenso kann man sich dieser Auffassung nach Zeit nur im Zusammenhang mit materieller Bewegung und Wechselwirkung vorstellen. Ein materie-loses Weltall wäre auch zeit-los. Ja, selbst in einem bewegungslosen Weltall, also in einem am sogenannten absoluten Nullpunkt der Temperaturskala existierenden Weltall, würde unser Zeitbegriff seine Bedeutung verlieren.

Die moderne Anschauung vom Raum als Materie-Eigenschaft ist heutzutage praktisch jedem Abiturienten vertraut. Die Anschauung aber, daß unser Zeitbegriff von Materie-Bewegung abhängig ist, ist bei weitem nicht so verbreitet und findet selbst in fortgeschrittenen Lehrbüchern selten eindeutigen Ausdruck. Das liegt vielleicht daran, daß Zeit oft als eine vierte Dimension aufgefaßt wird, ähnlich den drei Raumdimensionen. Diese „Geometrisierung“ der Zeit vereinfacht zwar die mathematische Formulierung, verkleinert jedoch das eigentliche Wesen der Zeit, das nun einmal verschieden ist vom Wesen einer Raumdimension.

Urgrund aller Erscheinungen ist im heutigen Weltbild somit die Materie. Selbst was wir als Raum bezeichnen, hängt von Existenz und Ausdehnung der Materie ab; und was wir als Zeit erleben, ist durch die ständige Bewegung bedingt, in der sich alle uns bekannten Materiebausteine relativ zueinander befinden. Ohne Materie gäbe es also keinen Raum, und ohne Materie-Bewegung keine Zeit.

### 3. Aufbau der Materie

Was ist nun diese, von der modernen Physik zum Urgrund aller Erscheinungen erhobene Materie? Das Wort Materie hat verschiedene Bedeutungen, wenn es im philosophischen, politischen, religiösen oder physikalischen Zusammenhang gebraucht wird. In der Physik kommen wir vielleicht der ursprünglichen Bedeutung am nächsten, leitet sich doch Materie von der gleichen Wurzel ab wie z. B. mater oder matrix. So können wir Materie mit Urstoff oder Muttersubstanz gleichsetzen und damit der physikalischen Bedeutung sehr nahe kommen. Denn wir verstehen in der Physik unter Materie die Ursubstanz, aus der sich alle Stoffe zusammensetzen — die Luft, die wir atmen, wie das Wasser, das wir trinken, wir selbst und alle uns umgebende Natur, vom Grashalm zu den Sternen am Nachthimmel und den Licht- und Radiowellen, die uns von diesen fernen Welten Kunde geben.

Schon die Philosophen des Altertums, wie Demokrit und Lukretius, ahnten solche alle Dinge verbindenden Zusammenhänge. Die Alchimisten des Mittelalters und die Chemiker der Neuzeit übersetzten diese Spekulationen in mühsamer Arbeit ins Praktische und lernten, wie man neue Substanzen macht oder alte in ihre Bestandteile zerlegt. Die Physik unserer Zeit führt das Programm der Alchimisten und der Chemiker weiter und bringt uns dem Verständnis der Zusammenhänge zwischen allen Formen der Materie näher.

Aufbauend auf den Gedanken der Philosophen, auf den Erfahrungen der Alchimisten und Chemiker, und auf den physikalischen Beobachtungs- und Meßergebnissen dieses Jahrhunderts, kann die moderne Physik Struktur und Gliederung aller Materie beschreiben und in gewissem Maß erklären. Um das zu erreichen, mußten jedoch die grundlegenden Theorien der klassischen Physik — Mechanik, Elektrodynamik und Thermodynamik — durch zwei moderne Theorien ergänzt und erweitert werden. Das geschah zu Beginn dieses Jahrhunderts durch die (von Max Planck begonnene und von anderen Physikern, Chemikern und Mathematikern weiter entwickelte) Quantentheorie und die (fast ausschließlich von einem Manne, Albert Einstein, entwickelte) Relativitätstheorie.

Hauptschluß der Quantentheorie ist, daß alle elektromagnetische Strahlung, also Gamma- und Röntgenstrahlen, Ultraviolett, Licht und Infrarot, Radar-, Fernseh- und Radiowellen, nichts als Materie in anderer Form ist. Materie also, die sich zwar mit Lichtgeschwindigkeit bewegt, aber sonst die gleichen Eigenschaften hat wie gewöhnliche Materie.

Die ursprüngliche (spezielle) Relativitätstheorie geht von der Beobachtung aus, daß die Geschwindigkeit der elektromagnetischen Strahlungsausbreitung unveränderlich ist, solange diese Ausbreitung in nur einem Medium stattfindet, z. B. Vakuum, Luft oder Wasser.<sup>1)</sup> Der erstaunliche Hauptschluß dieser Theorie ist, daß unter gewissen Bedin-

<sup>1)</sup> Wenn elektromagnetische Strahlung von z. B. Vakuum auf Luft, Wasser oder andere Stoffe übertritt, dann verringert sich die Ausbreitungsgeschwindigkeit in geringem Maß.

gungen Materie in gewöhnlicher Form umgewandelt werden kann in Materie in elektromagnetischer Form und in andere, im folgenden behandelte Energieformen, und daß andererseits Energie in beliebiger Form in gewöhnliche Materie umgewandelt werden kann. Ein weiterer, aber durchaus konsequenter Schritt von den Bestrebungen der Alchimisten, eine Art von Materie in Materie anderer Art zu wandeln!

Die erweiterte (allgemeine) Relativitätstheorie entwickelt die schon im vorhergehenden Abschnitt angedeutete Anschauung von Raum und Zeit als Materie-Eigenschaften und liefert eine Reihe von, durch Beobachtung oder Messung prüfbaren, Resultaten.

Eigentlich steht noch eine weitere Theorie am Anfang unserer heutigen Anschauung der Materie, nämlich Boltzmann's kinetische Theorie der Wärme. Boltzmann ging von der Annahme aus, daß sich alle Stoffe aus Molekülen zusammensetzen und daß daher Wärme- und Ausdehnungserscheinungen eine Folge der Bewegung dieser Moleküle sind. Er konnte damit die Gesetze, die das Verhalten der Gase beschreiben, erklären. (Das Verhalten von Flüssigkeiten und Festkörpern verstand man zu seiner Zeit noch nicht.) Dem Erfolg der kinetischen Theorie ist es zu verdanken, daß sich die uns heute so geläufige Anschauung von den Molekülen als Bausteinen aller Stoffe durchsetzte.

Die nächsten Schritte in der Entwicklung unserer heutigen Anschauung von der Struktur der Materie folgten einander im Abstand von nur wenigen Jahren. So stellen wir uns denn heute vor, daß Moleküle zwar die Bausteine aller Gase, Flüssigkeiten und Festkörper sind, daß sie sich aber wiederum aus kleineren Bausteinen, den Atomen, zusammensetzen. Diese Atome sind, ihrem griechischen Namen zum Trotz, teilbar in einen Atomkern und in die den Kern umkreisenden Elektronen. Und der Kern wiederum baut sich auf aus sogenannten Nucleonen (Nucleus ist das lateinische, aber auch das englische Wort für Kern).

Elektronen, Nucleonen und andere Teilchen dieser sub-nuklearen Größenordnung wurden für einige Zeit als „Elementar“teilchen bezeichnet. Doch in den letzten 20 Jahren hat es sich herausgestellt, daß viele dieser Teilchen in andere Teilchen dieser Größenordnung zerfallen, so daß solche Teilchen ebensowenig „elementar“ wie Atome „unteilbar“ sind.

Seit einigen Jahren verfolgen Physiker die Idee, daß sich Nucleonen und andere, durch die sogenannte starke Kernwechselwirkung verbundene Teilchen (siehe Abschnitt 4) möglicherweise aus bisher unbeobachteten Bausteinen zusammensetzen. Diesen Bausteinen hat man den Namen „Quarks“ gegeben.

Voneinander verschiedene Moleküle gibt es fast soviele, wie es voneinander verschiedene Stoffe gibt. (Einige Stoffe, wie z. B. Luft oder Erde, Holz, Blut, sind Mischungen.) Atomarten kennt man im Augenblick 105. Stoffe, die sich aus nur einer Atomart zusammensetzen, nennt man, wie wir uns erinnern, Elemente. Als die meisten unter uns zur Schule gingen, kannte man 90 solcher Elemente und wußte, daß es noch 2 weitere geben muß. Seither hat man diese zwei Elemente und 13 weitere an Kernreaktoren und Kernbeschleunigern erzeugt und ist dabei, nach weiteren Elementen zu suchen. Allerdings sind alle diese neu hinzugekommenen Elemente radio-aktiv, das heißt, sie zerfallen nach mehr oder weniger langer Lebensdauer in andere, stabilere Elemente. Im Bau befindliche und verschiedenorts geplante Beschleuniger werden es uns ermöglichen, viele weitere Elemente (möglicherweise etwa 80) künstlich zu erzeugen. Am weitesten fortgeschritten ist eine in Heidelberg entworfene und in der Nähe Darmstadts im Bau befindliche Maschine. Weitere solche Maschinen sind in der UdSSR und in den USA in verschiedenen Stadien der Planung.

Voneinander verschiedene Atomkerne gibt es bei weitem mehr als Atome — etwa 1500. Denn praktisch können alle Atome mit voneinander verschiedenen Kernen existieren. Man nennt solche Atomarten, die sich im Kern, nicht aber in der Elektronenhülle, voneinander unterscheiden, „Isotopen“. Denn, wie ihr Name besagt, nehmen sie in Mendeleev's Periodischer Tabelle den „gleichen Platz“ ein.

Kernbestandteile, „Nukleonen“, gibt es nur zweierlei: Protonen und Neutronen. Sie unterscheiden sich grundsätzlich nur darin, daß Protonen elektrisch positiv geladen sind und damit in der Atomstruktur die Gegenstücke zu den negativ geladenen Elektronen bilden, während Neutronen elektrisch ungeladen sind. Oben genannte Isotopen eines Elements unterscheiden sich voneinander nur in der Zahl der Neutronen im Kern; sie haben die gleiche Zahl von Protonen (und daher Elektronen). So hat z. B. das leichteste Element, Wasserstoff, ein Isotop, das nur aus einem Proton und einem Elektron besteht, und ein weiteres, den sogenannten schweren Wasserstoff, in dem sich zu dem Proton ein Neutron gesellt. In einem dritten, radio-aktiven, Wasserstoff-Isotop besteht der Kern aus zwei Neutronen und einem Proton. Käme ein Proton zu diesem Kern hinzu, dann hätte man einen Heliumkern. So könnte und kann man ein Element aus dem anderen aufbauen. Und das ist der Vorgang, der in den oben erwähnten neuen Beschleunigern vor sich gehen wird: Man wird z. B. Urankerne auf Urankerne schießen können, und dann hoffen, daß man vielleicht einige Kerne nachweisen kann, die aus der Verschmelzung dieser beiden Kerne hervorgegangen sind! Selbst Kerne vom legendären Atomgewicht 500 kann man vielleicht in nicht zu ferner Zukunft durch Beschleunigung und Beschießung von zwar radio-aktiven, doch langlebigen schweren, künstlich erzeugten, Isotopen produzieren. Ob allerdings Kerne solcher Masse für beobachtbare Zeitlängen existieren können, weiß man im Augenblick selbst theoretisch noch nicht.

Um Moleküle in ihre Bestandteile zu zerlegen, benötigt man nur wenig Energie — in unserem täglichen Leben kontrollieren wir Tausende von Vorgängen, in denen das geschieht, in unserer Umgebung sowohl als in unserm eigenen Körper. Um Elektronen aus Atomen zu befreien oder sie Atomen einzugliedern, Atome also zu ionisieren, kostet etwas mehr Energie — typisch 10- bis 100mal soviel. Doch auch solche Vorgänge beobachten wir tagtäglich. Nukleonen können in Kerne eingeschlossen werden (wie es in Beschleunigern geschieht), und Kerne können gespalten werden (was, wie wir wissen, in Reaktoren und in „Atom“bomben vor sich geht), wenn die 1- bis 100millionenfache Energie vorhanden ist, die für Molekularspaltungen nötig ist. Vorgänge dieser Art beobachten wir allerdings nur im Labor, im Kernkraftwerk, oder wenn wir einer Kernexplosion ausgesetzt sein sollten. Einem Kernvorgang jedoch sind wir praktisch Tag und Nacht ausgesetzt, und wir, wie alle Flora und Fauna, verdanken ihm unser Leben: Das ist die Licht und Wärme spendende Kernfusion, die sich ständig in der Sonne und in allen anderen noch nicht erloschenen Sternen abspielt. Diesen Vorgang, die Verschmelzung leichter Kerne, wie Wasserstoff und Helium, zu schwereren Kernen, können wir zwar, wie schon angedeutet, im Labor nachahmen, aber noch nicht aufrechterhalten. Das heißt, wir sind (trotz jahrzehntelanger Bemühungen) noch nicht imstande, eine kontrollierbare Fusionskettenreaktion zu produzieren. Nur plötzliche, Bruchteile von Sekunden dauernde, Kernfusionsreaktionen (sogenannte Wasserstoffbombenexplosionen) können in Gang gesetzt werden.

Vielfalt und Wechsel der Erscheinungsformen der Materie, ihr Einfluß auf uns und unser Einfluß auf den Ablauf dieser Erscheinungen, ist auf den ersten Blick verwirrend. Doch, wie wir gesehen haben, zeichnet sich im Wirbel der Erscheinungen eine gewisse Ordnung ab. Ein System (wie z. B. ein Gas oder Festkörper) setzt sich aus Bestandteilen zusammen (Moleküle in unserem Beispiel), die wiederum ein System für sich bilden. Diese Gliederung setzt sich fort, und wir haben sie vom Molekül zum Atom, Atomkern und Atomkernbaustein (Nukleon) verfolgt und sind auch kurz auf die mögliche Zusammensetzung des Nukleons und anderer Teilchen aus noch nicht beobachteten (und vielleicht unbeobachtbaren) „Quarks“ eingegangen. Wir sahen, daß das moderne Weltbild vom Mikrokosmos weit über unsere Sinnesgrenzen hinausgeht. Können wir doch selbst mit den besten Elektronenmikroskopen nur Moleküle, die aus Tausenden von Atomen bestehen, beobachten; und ins Innere der Atome zu sehen, scheint uns grundsätzlich unmöglich zu sein.

In einem zweiten Teil werden wir diese Ordnung, die wir in der Mikrostruktur der Materie gefunden haben, auch in deren Makrostruktur suchen, also im Bereich der Planeten und Sterne, Sternhaufen und Milchstraßen. Ausgangspunkt werden wiederum die

Gase, Flüssigkeiten und Festkörper unserer Umgebung sein. Diese Suche wird uns bis an die Grenzen des erforschten und erforschbaren Universums bringen, und wir werden lernen, daß das moderne physikalische Weltbild auch in der Anschauung vom Makrokosmos über menschliche Sinnesgrenzen hinaus bis an die Grenzen des menschlichen Verstandes reicht. Auch werden wir versuchen, einen Einblick in die Wechselwirkungen zu gewinnen, die für Makro- und Mikrostruktur der Materie verantwortlich sind, und in die sog. Erhaltungssätze, die Grundgesetze, denen alle Wechselwirkungen in der Natur unterliegen. Schließlich werden wir auf die Begrenzungen des heutigen physikalischen Weltbildes eingehen und uns mit einigen der Lösung harrenden Problemen befassen.

Diese Darlegung des heutigen physikalischen Weltbildes entwickelte sich aus Vorträgen, die für mehr humanistisch als naturwissenschaftlich veranlagte Zuhörer bestimmt waren. Das rege Interesse solcher Zuhörerkreise überzeugte den Verfasser, daß die Kluft zwischen humanistischer und naturwissenschaftlicher Bildung überbrückbar ist, und veranlaßte ihn, die in diesen Vorträgen begonnenen Darlegungen ausführlicher zu behandeln. Der Verfasser ist vielen seiner Zuhörer zu Dank verpflichtet für ihre Fragestellungen und Anregungen, insbesondere Teilnehmern an Vortragsreihen in den Amerikahäusern von Marburg und Kassel, Professoren und Studentinnen im Randolph-Macon-Woman's-College in Lynchburg, Virginia, und den Studenten im Freshman Learning Experience Program der Florida State University. Die Fertigstellung dieses Artikels ist jedoch dem Ansporn und Interesse des Herausgebers zu verdanken.

#### ☞ Literatur-Hinweise.

#### Allgemeinverständliche Abhandlungen :

1. C. F. von Weizsäcker, Die Geschichte der Natur (Vandenhoeck und Ruprecht Taschenbuch)
2. C. F. von Weizsäcker, Zum Weltbild der Physik (1960);
3. P. Jordan, Atom und Weltall (Vieweg Verlag, 1960);
4. H. Shapley, Wir Kinder der Milchstraße (Econ Verlag, 1965).
5. H. Bondi, Das Weltall und wir (Desch Verlag, 1960).
6. A. Unsöld, Der neue Kosmos (Springer, 1967).
7. G. Gamow, Eins, zwei, drei, — — — Unendlichkeit (Goldmann Taschenbuch, 19).
8. E. Rüdhardt, Bausteine der Körperwelt und der Strahlung (Springer Taschenbuch, 1964).
9. W. Ford, Die Welt der Elementarteilchen (Springer Taschenbuch, 1966).
10. M. Born, Physik im Wandel meiner Zeit (Vieweg Verlag, 1966).
11. W. Gerlach, Humanität und wissenschaftliche Forschung (Vieweg Verlag, 1962).
12. K. Jaspers, Die Atombombe und die Zukunft der Menschen (dtv Taschenbuch, 1963).
13. T. de Chardin, Der Mensch im Kosmos (Beck Verlag, 1964).
14. R. Guardini, Das Ende der Neuzeit (Werkbund-Verlag Taschenbuch, 1965).

#### Spezielle Abhandlungen :

15. M. Born, Die Relativitätstheorie Einsteins (Springer Taschenbuch, 1964).
16. H. Weyl, Raum, Zeit und Materie (Berlin, 1923).<sup>2)</sup>
17. N. Bohr, Atomphysik und Naturwissenschaftliche Erkenntnis (Vieweg Verlag, 1966).
18. W. H. Heitler, Der Mensch und die Naturwissenschaftliche Erkenntnis (Vieweg Verlag, 1964).

---

<sup>2)</sup> Die erste, 1918 erschienene Auflage dieses Buches wurde in Ribnitz, Mecklenburg, verfaßt.

Der Verfasser besuchte die Volksschule in Mirow und Wesenberg von 1934 bis 1937 und das Gymnasium Carolinum (humanistischer Zweig) in Neustrelitz vom Frühjahr 1937 bis zum Herbst 1943, Kriegsabitur 1944, Abitur am Gymnasium Landshut 1947. Naturwissenschaftliches Studium an der Harvard Universität 1948–1952 und Yale Universität 1952–1956. Promotion in experimenteller Kernphysik. Seit Herbst 1956 an der Fakultät der Florida State University. Von Herbst 1962 bis Dezember 1963 wissenschaftlicher Gast am Kernforschungszentrum Karlsruhe und am Max-Planck-Institut für Kernphysik, Heidelberg. Gegenwärtig Associate Professor im Physik-Departement der Florida State University und Leiter einer Forschungsgruppe im dortigen Kernforschungslaboratorium. Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Oak Ridge National Laboratory, im NASA Space Radiation Effects Laboratory, und an der Los Alamos Meson Physics Facility. (Forschungsstätte).

---

#### 500. Geburtstag des Weltbürgers und Humanisten Desiderius Erasmus

Kulturgeschichtler aus ganz Europa trafen sich in Rotterdam, um den 500. Geburtstag des niederländischen Humanisten Desiderius Erasmus von Rotterdam zu begehen. — Der Erasmuspreis 1969 wurde vor einiger Zeit an den deutschen Atomforscher und Philosophen Prof. Dr. Carl-Friedrich von Weizsäcker aus Hamburg und dem französischen Schriftsteller und Mitbegründer der christlichen Existenzphilosophie Gabriel Marcel aus Paris vergeben. Weizsäcker erhielt den Preis insbesondere dafür, daß er die Naturwissenschaften in der Form des Humanismus angewandt sehen wollte. — Erasmus wurde durch seine Übertragungen der Bibel und der Kirchenväter zum Vorläufer der Reformation. Er wandte den humanistischen Ruf „Zurück zu den Quellen“ auch auf die Bibel an.

#### Der Dichter und Schriftsteller Bernt von Heiseler †

Mit 62 Jahren ist im August dieses Jahres Bernt von Heiseler auf seinem Gut am Inn verschieden. Er hatte die dichterische Ader seines Vaters Henry von Heiseler geerbt, der in Rußland geboren wurde und u. a. Puschkin übersetzte. Sein Sohn Bernt versuchte sich auf verschiedenen Gebieten, schrieb Dramen, verfaßte Essays und Gedichte und auch Romane, z. B. „Die Versöhnung“. In die moderne Dichtung trat er nicht mehr ein, sie lag seiner ganzen Art fern. Seine Rede „Vaterland nicht mehr Mode“ mußte mehrmals neu aufgelegt werden. Im Jahre 1967 wurde ihm der Konrad-Adenauer-Preis zuerkannt.

Wer Bernt von Heiseler persönlich kennen gelernt oder ihn wenigstens gehört hat (er wurde des öfteren zu Vorträgen aufgefordert), der wird nicht umhin können zu sagen, daß er einen vornehmen, innerlichen Menschen und Dichter erlebt hat, wie wir ihn uns gerade in unserer lauten und sich befehdenden Welt so manches Mal gewünscht haben. Aus „Christ und Welt“ entnehmen wir sein kurz vor dem Tode geschriebenes letztes Gedicht.

#### STILLEBEN

Im mattbraunen Korbe (brotfarben):  
Tomatenrot. Sagt: ‚Erde, du singst von Schöpfung.‘  
Aber zwischen den runden Früchten, im Schatten,  
Ist Leid verborgen. Wir werden's kosten,  
Schatten um Schatten, Frucht um Frucht.

# Beiträge zur Theatergeschichte von Neustrelitz (1)

Teil I 1726—1848

Zum 200jährigen Jubiläum des Theaters

1969

Von Annaliese Wagner

Schwer ist die Kunst,  
vergänglich ist ihr Preis!  
Die Nachwelt flicht  
dem Mimen keine Kränze!

Meinem Urgroßvater Hofopernsänger

Ludwig Gubitz (1804—1885)  
gewidmet!

## Einleitung

200 Jahre Theatergeschichte eines Provinztheaters, die vom „Hochfürstlichen Teatro“ zum Hoftheater, dann Landestheater und schließlich heute zum Friedrich-Wolf-Theater reicht. Die Geschichte dieses Theaters, die in buntem Auf und Ab einige hundert Seiten füllen könnte, soll hier in geraffter Form dem Theaterfreund und Kulturhistoriker ein Stück Mecklenburg-Strelitzer Kulturgeschichte vermitteln.

Es sind durch die zwei totalen Brände (1924, 1945) dieses Kunstinstitutes alle theatergeschichtlichen Archivalien, die berühmte Musik- und Theaterbibliothek, der kostbare Fundus, die Fotosammlung u. a. m. mit verbrannt. Dennoch ist zum Glück die theatergeschichtliche Quellensammlung von Konservator Hustaedt in der Handschriftensammlung des Neustrelitzer Stadtarchivs erhalten geblieben. Außerdem besitzt das Karbe-Wagner-Archiv in seiner Abteilung Theatergeschichte noch einige wertvolle zeitgeschichtliche Archivalien, die dieser Arbeit zugute kamen. Es ist nicht möglich, die 200jährige Theatergeschichte von Neustrelitz in einem Heft dieser Schriftenreihe abzuhandeln, voraussichtlich werden drei Hefte erscheinen müssen. Jedoch wird jeder Teil in sich abgeschlossen dargestellt. Da, wie schon gesagt, das archivalische Material sehr lückenhaft ist, wird auf die Hustaedtschen Quellen und die Dissertation von Erika Grüder (1925) sowie die in der Tageszeitung erschienenen Aufsätze über das Neustrelitzer Theater von dem Musiker Eismann zurückgegriffen. Jedoch für die ersten Kapitel ist auch in diesen Materialien nicht viel auszu-schöpfen, hier haben die spärlichen Belege aus dem Staatsarchiv Schwerin (Meckl. Strel. Archiv) noch unbekanntes Material zutage gefördert.

Höhepunkt unseres Theaters ist die Zeit von 1820—1848 unter der Regierung Großherzogs Georg, der ein großer Theaterförderer war. Er verstand es, prominente Gäste aus Berlin, Hamburg und Dresden an die hiesige Oper zu bitten (Henriette Sonntag, Wilhelmine Schröder-Devrient, Friederike Görner, Caroline Hahn, Ludwig Gubitz u. a.). Der zweite Höhepunkt liegt in den Gründerjahren und der dritte in der Weimarer Zeit. In diesen Hoch-Zeiten unseres Theaters haben die Bürger der Stadt Neustrelitz den Titel „die Theaterstadt“ verliehen.

Möge das heutige Friedrich-Wolf-Theater unserer Stadt erneut dieser Ehrenbezeugung naheifern.

Annaliese Wagner

## Vom Hochfürstlichen Theatro in Strelitz 1726—1731

Der kulturelle Einfluß des größeren nachbarlichen Meckl. Schwerin unter dem Herzog Friedrich Wilhelm, später unter dessen Nachfolger Christian Louis, der 1750 durch das Engagement des J. Fr. Schönemann und Konrad Eckhofs und der Neuberin die darstellende Kunst auf ein Niveau wahrer künstlerischer Gestaltung und Schauspielkunst hob, blieb nicht ohne Einfluß auf Mecklenburg-Strelitz. Zwar waren es anfangs erst die bekannten Wandertruppen, die dann aber zeitweilig auch als Hofkomödianten fest engagiert wurden.

So fallen die Anfänge unseres Theaters zugleich in die Anfänge des bürgerlichen Theaters (1720—1760) und in die Geburtsstunde Konrad Eckhofs (1720), der ja als erster darstellender Künstler in Schwerin eine Akademie für Schauspieler gründete (1753).

Die einzige Erwähnung des Neustrelitzer Theaters in Devrients Geschichte der deutschen Schauspielkunst finden wir im I. Band, Seite 217. Es heißt da: „Unter den unwürdigsten Banden wird die 1720 von Hasskerl gestiftete genannt, welche in den Bädern umherzog. Sein vornehmer Schauspieler Markgraf, figuriert als ein Ausbund



*Herzog Adolf Friedrich III. von Mecklenburg-Strelitz  
(1708—52), Gründer und Erbauer der Stadt Neustrelitz  
(1733)*



brutaler Gemeinheit, pflegte auch in seinen Reden dergestalt stecken zu bleiben, daß darüber wiederholt der Vorhang fallen mußte. Ein gewisser Holzward übernahm die Truppe und trat damit 1726 in Dienst des Herzogs von Meckl.-Strelitz, der freilich nur 5 Jahre währte, aber doch das abermalige Beispiel eines Hoftheaters darbietet. Hier rangierten die Schauspieler wieder mit den Lakaien, und zwar ganz augenscheinlich, denn sie mußten herzogliche Livree tragen.“

So beginnt also hier schon die Theatergeschichte in Strelitz, das ja von 1701 bis 1733 Residenz des jungen Staates Meckl. Strelitz war. Bis zur Gründung der Tochterstadt (20. 5. 1733) Neustrelitz sprechen wir also von Strelitz, der alten schon 1349 gegründeten Stadt im Lande Stargard - Mecklenburg.

Die große Brandkatastrophe 1712 in Strelitz, der die meisten fürstlichen Häuser der kleinen Residenz Strelitz am 24. 10. zum Opfer fielen, verschonte merkwürdigerweise das „Opernhaus“ oder das Komödiengebäude. Dieser Musentempel befand sich auf dem sogen. Bauhof. Aus den Akten geht hervor, daß man sich des öfteren mit Neuerungen und Umbauten dieses Hauses nach dem Schloßbrand beschäftigte. Es ist also anzunehmen, daß dieses Haus bis 1735 als Theater noch benutzt wurde. Am 30. Juli 1727 befiehlt der Herzog, den hiesigen Komödianten schon von Ostern ab 700 Taler Gage zu geben und zwar in vierteljährlichen Raten, die der Landrentmeister Joh. Meyer auszahlen soll:

David Holzward für sich und seine Frau	200 Taler
Christoph Warner	110 „
Reinhold Holzward	60 „
J. Chr. Schumann für sich und seine Frau	120 „
Jac. W. Mollenhauer	60 „
J. Chr. Schmidt mit Frau	150 „

1730 scheidet Warner aus und 1732 waren von dieser Truppe nur noch Schumann und Mollenhauer da.

1728 werden im Komödienhaus in Strelitz Stühle und Bänke ausgebessert, es wird ein neuer Kamin und ein neuer Ofen gesetzt, den Töpfer Müller mit 134 Kacheln für 6 Taler und 40 fl setzt.

Über den Spielplan dieses ersten Opernhauses ist nichts überliefert. 1933 berichtet der Ratzeburger Heimatforscher Dr. Notz, daß er unter alten Aktenstücken von Verordnungen in der Ratzeburger Dombibliothek einen Theaterzettel vom 27. Sept. 1734 gefunden habe. Dieser Zettel ist das einzige Dokument aus den Anfängen unserer Theatergeschichte. Die späteren Zettel setzen erst um 1811 ein.

1724 kommt eine Komödie zur Aufführung, für die „Zivilleute und Tagelöhner“ als Nachtwache bei den Feuerkübeln fungieren müssen. Man war durch den großen Brand von 1712 noch so schockiert, daß bei den Akteuren ganz besondere Vorsicht geboten war, auch wenn der Hofkomödiant Holzward aus Hildburghausen einen zuverlässigen Eindruck beim Herzog gemacht haben soll. Natürlich waren Familienfeste immer ein besonderer Anlaß zu höfischer Musik und theatralischen Aufführungen. So auch der überlieferte Zettel von 1734, dem wir folgendes entnehmen:

„Der Ankündigung des Spiels mit den Angaben über Anlaß (Geburtstag des Herzogs), Titel, Truppe und Direktor folgt des letzteren Dichtergruß, dann die Beschreibung des Bühnenbildes für das Vorspiel. In ihm feiern und verherrlichen Apoll und seine Musen sowie der Chorus durch Gesang und Sprüche den Herzog. Alles in köstlich naiver treuherzig geschmeichelter Weise. Es ist ja die Zeit, wo selbst die kleinsten Fürstenhöfe versuchten, den Sonnenkönig in Versailles nachzuahmen und das Volk der Schranzen hatte in Ehrfurcht vor dem Erlauchten zu ersterben. Das Stück hieß: Tugendspiegel keuscher Damen, das teils mit lebenden Personen, teils mit Marionetten aufgeführt wurde. Der Untertitel: die vertriebene Pfalzgräfin Jenofefa von Tryer läßt darauf schließen, daß es sich hier um eine frühe dramatische Bearbeitung der bekannten alten Sage von der Heiligen Genofefa von Brabant mit der Hirschkuh handelt und später im deutschen Volksbuch aufgenommen wurde. Hundert Jahre

und mehr nach der Strelitzer Aufführung nahmen Tieck und Raupach sowie Hebbel die Geschichte zum Gegenstand von Trauerspielen und Robert Schumann verwandte sie zu einer Oper.

Um das Jahr 1754 muß dieses Strelitzer Komödienhaus abbruchreif gewesen sein, denn aus diesem Jahr liegt ein Brief von einem Thurower Pastor vor, der um Überlassung der Materialien nach dem Abbruch bittet, um in Thurow eine neue Kirche aufzubauen. Dies wurde aber abgelehnt, weil man dies Material für ein neues Komödienhaus in Neustrelitz zu verwenden gedachte.

### Beginn der Höfischen Musikpflege

Bald nach dem Neuaufbau der Residenz in der Meierei Glienke, dem späteren Neustrelitz, beginnt der Hof auch wieder sich für kleine Kammermusiken zu interessieren. Die Initiatorin dafür war die musizierende Herzogin Dorothea Sophie (von Plön-Holstein), die Gemahlin Adolf Friedrichs III. Sie war selbst eine vorzügliche Gambenspielerin und hat schon kurz nach ihrer Heirat einige Musiker für Kammermusiken engagiert.

Die erste Nachricht über eine gewisse Musikpflege bietet eine Rechnung des Stadtmusikus Michael Habersaft aus dem Jahr 1714. Dieser legt eine Rechnung über Tafelmusik am Mittag und Abend vor, über größere Konzerte in den Sommerhäusern Priepert und Canow, an Geburtstagen, zum Ballett sowie für ausländische Gäste, wo er mit 2—4 Gesellen gespielt habe und drei Taler erbitte. Es muß aber schon zur gleichen Zeit eine kleine Hofkapelle bestanden haben, denn der Herzog schreibt an den Erbprinzen zu Wolfenbüttel am 27. 3. 1713 u. a. „... da er sich durch Krieg und Brand (gemeint ist der Nordische Krieg) bekanntermaßen erlittener großer Unglücksfälle halber sich zu resolvieren habe und bei Hofe eine tunliche Reduktion vorzunehmen, den Violinist und Kapellmeister Ludwig Cron nach dort zu verweisen, daß er dort bei einiger Vacence oder sonst dem Befinden nach bey der Musik employiert oder andernfalls mit weiterer Recommendation begnadigt werden möge . . . Das läßt doch darauf schließen, daß Cron auch noch mit anderen Musikern, zum mindesten ein kleines Streichorchester, ganz abgesehen von den in dieser Zeit am Hofe üblich gewesenem Paukern und Trompetern, engagiert gewesen ist. Als Ersatz für die nun aufgelöste kleine Hofkapelle trat dann vorübergehend der Stadtmusiker Habersaft mit seinen Gesellen am Hofe auf.

Nach 1736 aber wird schon eine größere Hofkapelle von durchschnittlich 30 Mitgliedern aufgebaut. Als Kapellmeister kommt der berühmte Joh. Chr. Hertel aus Eisenach nach Neustrelitz, zuerst als Konzertmeister. „Klavirist“ ist Johann G. Lincke und Grauel ist Cellist und Musiklehrer der Herzogin. Wilhelm Hertel junior tritt schon 17jährig als sehr begabter Geiger und Pianist in der Kapelle auf. Er soll schon mit 12 Jahren Konzerte gegeben haben. Vorübergehend waren auch Phil. Emanuel Bach, der Violinvirtuose Franz Benda und Chr. Fr. Fasch (der Vater des Gründers der Berliner Singakademie) in der Kapelle tätig. Wilhelm Hertel stellte sich mit der ersten Violinsonate von Fasch vor. Er erhielt darauf nicht nur sofort das Engagement, die Herzogin gab aus ihrer Privatschatulle ihm noch ein Extragehalt. Weiter lud sie ein für alle Mal das königlich preußische Orchester vom Rheinsberger Hof des Kronprinzen Friedrich als Gast zu sich ein. Es heißt da: „Wenn einer der Herren Musiker sich auf der Reise befände und in die Nähe von Neustrelitz käme, solle er sich am Hofe musikalisch hören lassen“. Davon haben im Laufe der Jahre einige Gebrauch gemacht. Besonders der Graf Edmond von Chasot, der Flötist und hervorragender Gesellschafter und ständiger Gast bei der Herzogin Dorothea Sophie war.

Unter Hertels Stabführung gewann die kleine Kapelle bald einen außerordentlich guten Ruf. Hertels Kompositionen für Geige und Cello waren damals sehr bekannt. Graf Chasot befreundete sich mit dem jungen Hertel und beide wetteiferten im Auf- und Ausbau des Orchesters. Die schon 1705 von Adolf Friedrich II. eingerichtete Kirchen- und Tafelmusik mit etwa 10 Musikern und 4 Chorschülern, die später von dem Stadt-



*Graf Edmond von Chasot*  
1. Intendant der Hofkapelle in Neustrelitz

musikus Habersaft übernommen wurde, ist dann unter Hertel zusammengelegt zu einem Kammerorchester. Chasot fand an der Musizierfreudigkeit der musikbegabten Herzogin Gefallen und kam oft von Rheinsberg und seiner späteren Garnison Pasewalk und Treptow nach Neustrelitz. Er wurde zum Intendanten der Kapelle ernannt und ist somit der 1. Intendant am Strelitzer Hof gewesen. Der Bau des Weißen Herrenhauses (Gästehaus des Hofes) geht auf seine Initiative zurück. Er ließ einen großen Saal für die Konzerte bauen (heute Hobesaal). Dieses im Barock- und Rokokostil erbaute Haus in Hufeisenform mit besten Stuckornamenten, Kristalleuchtern aus der Zechliner Hütte, wurde nun der Mittelpunkt für alle Kammermusiken, Ballett- und Schäferspiele damaliger Zeit. Heute steht nur noch ein Flügel dieses Hauses, das später der Hofmarschall Eugen von Hobe bewohnte, es ist der Hobesaal, der dem Rat der Stadt als Standesamtssaal dient. Zu den mancherlei Saiteninstrumenten kamen jetzt auch Tasteninstrumente. Es wurden 2 Silbermannsche Clavicembalos und Clavikorde angeschafft. Für den jungen Hertel war man äußerst großzügig, denn er bekam eine Amatigeige aus Cremona. Für seinen Freund Chasot schrieb der junge Hertel ein großes musiktheoretisches Werk: *Theorie de la musique, pour servir à l'usage de monsieur le Chevalier de Chasot*. Der preußische Kämmerer Fredersdorf mußte im Auftrage seines Königs Hertels Kompositionen, seine

Sonaten kommen lassen, die er „für eine gedämpfte Bratsche nicht ohne Beifall hatte gesetzt“.

So ging die Entwicklung des kleinen Orchesters stetig voran. Es wurden auch Gastspielreisen nach Holstein und Hannover gemacht.

Mit dem Tode Adolf Friedrich III. 1752 wurde es stiller am Strelitzer Hof, denn die Herzogin bezog ihren Witwensitz in Schönberg und Chasot war inzwischen aus der Preußischen Armee ausgeschieden und nach Lübeck als Stadtkommandant gezogen. Es folgten zehn stille Jahre.

Der Nachfolger in der Regierung war Adolf Friedrich IV. Vor der Großjährigkeit wurde er schon mündig erklärt und übernahm das Amt seines Oheims, der ihm viel Schulden hinterlassen hatte.

Dennoch wurde 1755 schon mit dem Bau eines Reithauses begonnen, das nach etwa 10 Jahren schon andern Zwecken zugeführt wurde. Durch völlige Umbauten wurde aus ihm das Komödienhaus, das dann auch für Redouten genutzt werden sollte.

### Vom Reithaus zum „Fürstlichen Teatro“

Adolf Friedrich IV. kam als Nachfolger seines Oheims Adolf Friedrich III. 1752 zur Regierung. Er wurde vor der Zeit durch den Kaiser für mündig erklärt und war trotz der mütterlichen Vormundschaft auf kluge und gute Berater angewiesen. Durch Reisen nach Frankreich und Italien versuchte er sich weiter zu bilden, desgleichen durch den Besuch der Greifswalder Universität. Er hatte das Glück, einen klugen und wohlwollenden Instrukteur aus den Mirower Jugendtagen, den freimütigen aus Bremen stammenden Zesterfleth, jetzt zum Ministerpräsidenten zur Seite haben. Daneben fungierte der sprachgewandte Reisebegleiter von Dewitz.

Französische Sitte, Mode, Architektur in den Parkanlagen und im Ausbau des Schlosses wurden nun auch in Neustrelitz übernommen. Der kleine Duodezstaat Meckl.-Strelitz bemühte sich wie auch andere europäische Staaten Ludwig XIV. in allen nachzuahmen. Die besten Handwerker und Künstler des Landes wurden zum Um- und Ausbau der Residenz engagiert, mit Geld und Material wurde nicht gespart. Auch der Schloßgarten wurde nach dem Le Nôtreschen Stil angelegt. 1755 wurde mit dem Bau eines Reithauses begonnen, das aber schon nach fünf Jahren zu einem Komödien- und Redoutenhaus umgebaut wurde und schließlich das „Fürstliche Teatro“ wurde. Martin Seydel aus dem Vogtland war geworben, diesen Umbau vorzunehmen. Er hatte sich bereits in dem Bau des Hobehauses 1740 bewährt. Damals hieß dies Haus das „Weiße Herrenhaus“ und war als Gästehaus geplant. Die Bauaufsicht wurde Baurat Elers übertragen. Dieser hatte einen sehr schweren Stand wegen der schlechten Finanzen. So ersuchte er die herzogliche Kammer, eine Summe Geldes für den Zimmermann anzuweisen, „da dann nach prompter Zahlung diese armen Leute, bey bedregten Zeiten besser zur Arbeit encouragieret werden können“. Die Zimmerarbeiten waren dem tüchtigen Zimmermeister Seyberlich mit seinen Söhnen übertragen. Besondere Kunst erforderte das große Mansardendach, das nach seiner Fertigstellung mit 43 Mann der herzoglichen Garde zu Fuß errichtet werden mußte. Das Bauholz lieferten die „Zerrahnschen Berge“ und die Drewiner Forst. Im Juli 1757 konnte das Richtfest schon gefeiert werden. 1759 war die Einweihung. Das Glas für die 18 großen Fenster lieferte die „Weiße Hütte“ in Zechlin. Es wird noch von der Errichtung eines Chors im Inneren gesprochen. Welchem Zweck dieser diene, ist ungewiß, wahrscheinlich war er eine Estrade, die als Loge der herzoglichen Familie diene. Jetzt wurden in diesem „Mehrzweckhaus“ Hofbälle, Redouten und allerlei künstlerische Darbietungen veranstaltet.

Im Jahre 1769 beginnen dann die rein theatralischen Veranstaltungen mit den verschiedenen Wandertruppen.

Der erste Chronist A. von Kamptz berichtet in seinem kleinen Heftchen über Neustrelitz zum ersten Male über die Lage und Größe sowie die Ansicht des Komödienhauses. Es heißt da: „Gegenüber des ‚Weißen Herrenhauses‘ ist eine Lindenpromenade,

an deren Ende das Komödien- und Redouten-Haus liegt. Es ist 168 Fuß lang und 54 Fuß breit (1 Fuß = 28,5 cm), von einem sehr hohen Stockwerk mit Mansardendach, von Steinen aufgeführt, und an jeder Seite sind drei Schornsteine auswärts aufgeführt. Das Amphitheater ist 48 Fuß breit und 37 lang und besteht außer den Plätzen zum Orchester und zwei Chören zur Musik aus einem Paterne von 12 Reihen von Bänken und hinter denselben ist die geräumige und schöne herzogliche Loge. Außer sechs Kronleuchtern wird es durch ein großes in der Mitte sich befindendes Reverboire erleuchtet und durch zwei Öfen geheizt. Das Orchester ist 48 Fuß breit und 13 tief. Das Theater ist 49 Fuß tief, das Proszenium 22 Fuß breit. Hinter dem Theater ist ein Saal von 46 Fuß Länge und Breite durch dessen Öffnung bei Schauspielen die Aussicht um soviel vergrößert werden kann. Bei Redouten wird das Amphitheater niedergeschoben, über dem ist vor demselben noch ein geräumiges Entree und an der Seite des Komödienhauses die Garderobe in einem besonderen Gebäude.“ Balkon und Galerie gab es damals nicht. Die Ausstattung war üppig, und strahlende Helle mögen die sechs Kronleuchter ausgestrahlt haben. Das in der Mitte sich befindende Reverboire war eine runde kristallene Hülle, die von innen erleuchtet wurde und durch Strahlenbrechung und Spiegelung sehr schön wirkte. Diese geschilderte Innenarchitektur blieb bis zum Jahr 1821 erhalten.

Bis zum Jahr 1769 boten Wandertruppen des Schauspiels ihre Künste dar. Von April bis Oktober gastierte eine italienische Gesellschaft: Opera comique und Pantomime. Herzogliche Geburtstagsfeste und Familienfeiern wurden besonders gefeiert. Unter Pauken- und Trompetenschall, mit einem Prolog eröffnet, rollten Pantomimen, Illuminationen, Höfische Konzerte und der dazu gehörige Ball ab. 16 „herzogliche Kammermusicis“ sorgten für höfische Musik.

Nach der italienischen Truppe trat eine deutsche, die Lippertsche Gesellschaft auf mit „der Wunsch des Hermann, ehem. Fürst und Heerführer der alten Deutschen“, ein Vorspiel in Versen, es folgte ein Lustspiel „List über List“ von Weisse, zum Schluß ein Ballett „Die Jägerrei“.

Im Oktober 1769 begann die „herzogliche Gesellschaft teutscher Schauspieler“ mit ihren Vorstellungen. Montags und donnerstags wurden Lust- und Trauerspiele gegeben. „Liebhaber guter Schauspiele können sich von der Geschicklichkeit der agierenden Personen und überhaupt von der Vollständigkeit, die zu einem guten Theater erforderlich ist, vollkommen versichert halten und wird sich übrigens niemand des Hofes wegen diesen öffentlichen Lustbarkeiten beizuwohnen, zu chainiren haben“, heißt es in der Ankündigung. Bis zum Jahre 1770 hat diese Truppe das Neustrelitzer Theater versorgt. Namen der Künstler sind nicht feststellbar. Der jeweilige Spielplan wurde durch die Neustrelitzer Anzeigen bekanntgemacht. Als Bühnenauctoren des Repertoires sind die damals bekannten Verfasser aller Lust- u. Trauerspiele zu nennen: Weisse, Cronck; Rippel, Elias Schlegel und Voltairesche Übersetzungen aus dem Französischen: Politischer Kannegießer, die Schottländerin, das Kaffeehaus, le maitre patelin. Aber auch Lessings Minna von Barnhelm wurde hier schon am 18. Januar 1770 aufgeführt. Ob mit vielen Strichen und Veränderungen ist nicht feststellbar. Ein Korrespondent der Berliner Literatur- und Theaterzeitung ist der erste Kritiker über das Neustrelitzer Theater. Es ist Chr. F. A. von Bonin, der auch als Dramaturg, Regisseur, Autor und Intendant später eine Rolle in Neustrelitz spielt. Die Kritik läßt auf eine gewisse Blütezeit des Theaters schließen, leider ist dies die einzige Nachricht über die Anfänge des Theaters, alle Akten wurden im 19. Jahrhundert über diese Zeit vernichtet. „Recht sehr habe ich mich gefreut, einen deutschen Fürsten zu sehen, der so großen Anteil an der Vaterländischen Bühne nimmt. Unser deutsches Theater würde bald den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen, wenn mehrere deutsche Fürsten so handelten wie der Herzog von Meckl. Strelitz. Er tut alles Mögliche, um sein Theater über das Mittelmäßige zu erheben. Das Schauspielhaus in Neustrelitz war vordem eine Reitbahn, es ist vor einigen Jahren zu dem jetzigen Gebrauch eingerichtet. Es ist viel größer als das hiesige (Berlin) französische Komödienhaus, hat aber keine Logen. Dekorationen, Garderobe und Orchester sind vorzüglich. Letzteres dirigiert ein sehr geschickter Mann namens Zeller, der sich durch verschiedene Kompositionen bereits rühmlichst bekannt gemacht

hat. Es fehlen dieser Gesellschaft noch 3—4 gute brauchbare Mitglieder, um einen Rang unter den deutschen Schauspielergesellschaften zu erhalten. Der Herzog schont keine Kosten, um dergleichen habhaft zu werden. Das Repertoire zeigt stets eine reichhaltige Abwechslung. Schauspiel und Oper stehen aber entschieden im Vordergrund. Jeden Montag muß ein neues Stück gegeben werden, so daß man hier in der Tat Gelegenheit hat, sich eine Übersicht über die derzeitigen literarischen dramatischen Neuschöpfungen zu verschaffen.“

Wer war nun dieser Theaterkritiker Chr. F. A. von Bonin? In seinen letzten Lebensjahren hat er eine bedeutende Rolle als Offizier in der großen Armee 1812 beim Marsch nach Rußland gespielt. Ein wahrer Vater seiner Soldaten! Er führte das Rheinbundkontingent, das auch Meckl. Strelitz wie jeder Bundesstaat 1808 zu stellen hatte, nach Rußland als Kommandant des Infanteriebataillons. Vorher war er Ausbilder und später Oberst der Leibkompagnie Herzog Carls. Bonin war 1754 in Magdeburg geboren und trat 1770 beim Kürassierregiment Gensdarmes in Berlin als Fahnenjunker ein. In diese Zeit fallen seine theaterkritischen Aufsätze, da er sich nebenberuflich als Schöngest viel mit Literatur und dramatischen Arbeiten beschäftigte. 1775 bekam er das Leutnantspatent und 1786 gab er seinen Dienst in seinem Regiment in Berlin auf, um nach Neustrelitz als Hofbeamter überzusiedeln. Aus seiner Feder sind mancherlei Schau- und Lustspiele, auch Gelegenheitsstücke, bekannt geworden. Stücke, die er sozusagen als Hofpoet für die anfallenden Festlichkeiten schrieb: „Wahres Gefühl“ und „Das Fest Germaniens“. Außerordentlichen Erfolg hatte er mit einem Lustspiel „Die Drillinge“, das über alle Bühnen ging und auch von Devrient in seiner Geschichte des Schauspiels besonders erwähnt wird. Noch 25 Jahre nach Bonins Tod wurde es aufgeführt und immer wieder als Textbuch gedruckt. Bonin war in seiner Neustrelitzer Zeit der literarische Zentralpunkt, das wurde nicht nur in seinem schöpferischen Talent als Dramatiker offenbar, sondern auch als Förderer der Literatur.

Daß Bonin nach seiner Theaterlaufbahn sich der Bildung der Bürger annahm, beweist die Eröffnung der ersten Buchhandlung und Leihbibliothek in Neustrelitz. „Vorläufig mache ich bekannt, daß meine herzogliche Hofbuchhandlung im Januar 1789 eröffnet wird, und ich weder Kosten noch Mühe scheuen werde, selbige bald in den besten Stand zu setzen. Die von mir bereits errichtete Lesegesellschaft kann und wird jetzt mit um so mehr Betriebsamkeit und Ordnung festgesetzt werden. Die meckl. Herren Gelehrten ersuche ich hiermit, durch Anvertraung des Verlages ihrer neuen Schriften mein Unternehmen zu begünstigen.“ Leider war diese, sich auf Privatmittel stützende Gründung nicht von Dauer. Seine vielen Inserate fanden kein Echo bei den 3000 Neustrelitzer Einwohnern. Auch führte er Klage über die Entleiher seiner Leihbücherei, weil die Bücher nicht pünktlich zurückgegeben wurden. 1798 gibt er als ehem. Offizier eine „Instruktion für die Offiziere“ der Kompagnie heraus und gibt kurz darauf auch wieder sein Buchgewerbe auf, um den Aufbau des Strel. Infanteriebataillons zu vollziehen. Er geht nach Greifswald als Kommandeur und läßt seinen reichen Haushalt versteigern. Die Interessen Bonins, der den „Wechsel vom Mars zu Apoll und Merkur wieder zurück zu Apoll und zum Mars“ wagte, waren sehr vielseitig. Dieser große Schöngest nahm ein so tragisches Ende durch die entsetzlichen Strapazen des Rußlandfeldzuges, dem er sich als „Vater seiner Soldaten“ nicht entziehen konnte. († 14. II. 1813)

Soviel über Bonin und nun zurück zur **T r u p p e t e u t s c h e r S c h a u s p i e l e r**. Diese Truppe gastierte auch im kleinen Theater des Neubrandenburger Rathauses mit Trauer- und Lustspielen und komischen Opern. Stücke des Herrn Weiß: „Die verwandelten Weiber“, „Der Teufel ist los“, „Harlekin auf Reisen“, „Die bezauberte Blume“ fanden reichlichen Beifall. Es ist anzunehmen, daß sich diese Truppe irgendwie in Neubrandenburg unbeliebt gemacht hat, denn am 21. III. 1779 erließ die Stadtpolizei in Neubrandenburg folgende Verordnung: „Es werden Komödianten, Gaukler und Bärenführer, in Ansehung, daß sie zu Üppigkeiten und Unordnungen Anlaß geben, teils das Geld aus der Stadt ziehen, gar nicht geduldet“. Damit war auch dieser Truppe des

Bleibens in Neubrandenburg nicht mehr möglich, sie zogen es vor, dann auch Neustrelitz zu verlassen.

Erst im August 1772 gibt es neue Theaternachrichten. Es kommt die erste Schauspielergesellschaft *Wilde* mit ihrem Prinzipal, die auch im August und September in Neubrandenburg gastieren wird. Sie wird mit großem Beifall aufgenommen. Die Ankündigung ihres Eintreffens geschah von Neubrandenburg aus, sie war wahrscheinlich dort stationiert.

1773 tritt die berühmte Truppe des Herrn *Barzanti* mit regelmäßigen Trauer- und Lustspielen, Operetten, Pantomimen und Ballett auf. Auch dieses Mal ist es wieder Neubrandenburg, wo die meisten Vorstellungen stattfinden. Die einzige Nachricht davon entnehmen wir aus „*Bärensprung, Versuch eine Geschichte des Theaters in Meckl. Schwerin*“, dort lag ein Zettel der herzogl. meckl. strelitzschen privilegierten Barzantischen Gesellschaft vor, auf diesem war *Lessings Emilia Galotti* angekündigt. Barzantis Truppe hatte ein sehr vielseitiges Repertoire, das ihr finanziellen und künstlerischen Erfolg einbrachte. Wirkten doch an der Seite Barzantis, der nach einem vielbewegten Leben 1779 in Reval als berühmter Schauspieler starb, tüchtige Kräfte, wie der Komiker *Joh. D. Reinwald*, späteres Mitglied des Berliner Theaters und *Karl Wilh. Unzelmann*, der Älteste der berühmten Schauspielerfamilie (1753–1832). Wie lange Barzanti in Neustrelitz war, ist unbekannt. Erst 1775 hören wir von einer neuen Truppe.

#### *Peter Florenz Illgener 1775–77*

Die *Illgenersche Truppe* spielte eine wichtige Rolle in der Geschichte des Neustrelitzer Theaters. Hat doch der Herzog aus den Mitgliedern dieser Truppe den Grundstock zu einem selbständigen Schauspielensemble gebildet, wie die Theaterkalender berichten. Illgeners persönliche und künstlerischen Qualitäten sind von seinen Zeitgenossen sehr umstritten. In Rostock, wo er sich von 1776–78 aufhielt, hat er sich in der Person des Bibliothekars *Dr. Koppe* einen unversöhnlichen Gegner geschaffen, während er von Lübeck aus ganz günstig beurteilt wurde.

Immerhin war er ein sehr unternehmungsfreudiger Theaterdirektor, der in vielen norddeutschen Städten spielte. Er war auch der erste, der das Abonnement für die Besucher einrichtete. Außerdem wagte er Stücke aufzuführen, die nur für seine Truppe geschrieben waren.

Der Schauplatz wieder erwachenden Lebens ist auch hier wieder Neubrandenburg. Da heißt es: „... das geehrte Publikum auf eine kurze Zeit mit Lust-, Trauerspielen, komischen Opern, Balletts und allen theatralischen Veränderungen zu amüsieren“.

Ein Kritiker in den Strelitzer Anzeigen schreibt: „Die allhier anwesende Illgenersche Truppe leistet der Erwartung des Publikums völliges Genüge. Alle Stücke sind meisterhaft aufgeführt und so, wie in den Lustspielen durch die Kunst der Schauspieler erheitendes Vergnügen in der Brust des Zuschauers erregt werden, so sieht man in rührenden Stücken zur Ehre der Menschheit Tränen fließen. Wie sehr verdient die Gesellschaft die Huld des Fürsten und den Beifall der Patrioten, vor deren Bühne der vernünftige und gesittete Bürger, der Mann von Geschmack und Empfindung erscheinen kann, ohne über sich selbst zu erröten.“

Illgener spielte hauptsächlich Stücke von *Weisse*, *Voltaire*, *Hiller*, *Molière*, *Brandes* und *Lessing*. Von besonderem Interesse ist, daß von *Lessing Minna von Barnhelm*, *Der junge Gelehrte* und das Trauerspiel *Miss Sarah Sampson* zur Aufführung unter Illgener gelangten. Auch *Goldonis Lustspiel „Kavalier und Dame“* wurde gespielt. *Minna von Barnhelm* wurde sechs Jahre nach der Uraufführung in Berlin (1767) in Neustrelitz gespielt, nachdem es dort innerhalb von 22 Tagen 19mal gegeben wurde. Am Schluß des „Lustspiels des Herrn Lessings“ wurde noch ein pantomimisches Ballett „*Die Drescher*“ vorgeführt. Leider haben wir keinerlei Kritik, wie das Publikum die „*Minna*“ aufnahm und wie die Schauspieler spiel-

ten. Noch einiges zur Charakteristik der Persönlichkeit Illgeners und seiner geschickten Werbetätigkeit.

Illgener kam mit seiner Truppe aus Süddeutschland. Noch 1770 spielte er in Straßburg und dort stand auf seinem Repertoire auch „Doktor Faust“, den auch Goethe als Student daselbst von ihm gesehen hat.

Über Stuttgart, Erfurt, Leipzig kam Illgener nach Neustrelitz und hier wurden einige seiner Mitarbeiter vom Herzog für ein „Hoftheater“ engagiert. Illgener war ein eigentümlicher Mann, in manchen Dingen paßte er gut zum Herzog. Er hatte seine besonderen Ansichten über Kunst und Theater. Vor allem verstand er es, bevor er auftrat, etwas aus sich zu machen, auch wenn es in Wirklichkeit mit seinem Können und Wissen nur mäßig bestellt war. Aber Klappern gehört zum Handwerk, das besorgte er redlich.

Es ist im Rostocker Ratsarchiv ein Brief gewesen, in dem er im November 1775 von Neubrandenburg aus bei dem Rat der Stadt Rostock um Spielerlaubnis nachsucht. Darin rühmt er sich zunächst, daß er „bereits seit einigen 20 Jahren als Direktor und privet. Hofschauspieler von Chur-Cöllen, Ansbach-Württemberg, Würzburg und Hildburghausen einer aus lauter studierten Personen bestehenden Gesellschaft deutscher Schauspieler vorgestanden und mit Ruhm und Beyfall der Erkenntnis des guten Geschmacks ein ganz regelmäßiges Theater dirigiret“ habe, und dann weist er besonders auf Neubrandenburg hin, allwo er vor dem durchlauchtigsten Herzog sein „von allem Schmutz, Hanswurst und Burlesken, Unflätereien gereinigte Schau — Lust — Trauerspiele als auch komische Opern mit aller Aufnahme der Herrschaften als des ganz feinen und kenntnisvollen Publikums“ gegeben habe.

So hielt es Illgener mit großen Worten wie der 50 Jahre später auch in Neubrandenburg tätige Theatergraf Karl Friedrich Hahn, der z. B. Goethes Götz von Berlichingen nur wegen der vielen Verwandlungen und Gefechte, Schillers Jungfrau von Orléans wegen des glänzenden Krönungszuges und Webers Freischütz wegen der spukhaften Wolfsschlucht liebte und aufführte. So kündigte er z. B. den Faust stets mit einem Untertitel an: „Dr. Faustens Taten und Höllenfahrten“.

Illgener war aber noch erfinderischer. Romeo und Julia erfuhr bei ihm den Untertitel „Der unvermutete Ausgang auf dem Kirchhof“; Voltaires Tranced und Armanaide erhielt den Zusatz „Die singende Ritterschaft von Syrakus“; Molières L'Avare „Der Geizige oder Harpagon“ (der alte Schabhal); Lessings Minna von Barnhelm „Der Major mit dem steifen Arm“; Hillers Jagd „Der König im Walde, eine Oper mit einem Donnerwetter, und schließlich Shakespeares Hamlet „Prinz von Dänemark oder die Komödie in der Komödie“; wobei dann noch eine Anpreisung erfolgte, die mit den Worten begann: „Heute ruft der Kenner jung und alt zu: hört heute des Hamlets nervöse Gedanken! Hochpreisliches Publikum, komm und sieh, so wirst Du empfinden, welch ein Unterschied es ist, wenn der Hamlet von wahren Schauspielern und nicht von Stümpfern aufgeführt wird!“

Illgener ging der Stoff zu Erläuterungen nie aus. Bei einer Komödie „Herr von Hasenkopf, der Furchtsame“ setzte er den Text hinzu „Wer sich recht satt lachen will, der kann sich heute den Bauch so erschüttern, daß ihm gewiß die Abendmahlzeit noch einmal so gut schmecken wird.“

Bei Goldonis Lustspiel „Die schlaue Witwe oder die vier Nationen“ verlängerte er den Titel: „die vier Nationen zu Liebhabern, als Spanier, Engländer, Italiener und Franzosen. Nun so wollen wir doch auch einmal recht lachen. Die schlaue Witwe kann heute allen Frauenzimmern viel Lehren geben, wie man in der Wahl bei Ehestiftungen und Heiraten verfahren solle. Die Augen der Vernunft muß jedes Frauenzimmer auf tun, wenn es sich von mehr als einem Ambassadeur angegangen sieht. Ihr Schönen, besucht uns alle, aber nehmt nicht zu viel mit von der Bühne, sonst möcht es für die schmachthenden Liebhaber im bürgerlichen Leben nachteilig sein.“ Auch standen Illgener noch andere Mittel, das Publikum anzulocken, zur Verfügung. Eine große Rednergabe vereinte sich mit der eines Verseschmiedes und half auch das nicht genug, dann wurde ein Feuerwerk in Szene gesetzt.



Sein Ensemble wurde von der Kritik folgendermaßen beurteilt: „Illgeners Hauptfach sind komische Personen und erste Bediente, aber er verfällt dabei nicht in das übertriebene Komische nach Art des Hanswurst. Frau Illgener ist eine kleine Person und spielt in furiosen Rollen. Beim Singen kreischt sie allzusehr und schlägt auch stets den Takt dabei. Frau Cynas hat dauernd den Kopf zwischen den Schultern und dabei eine gezernte Sprache. Bei Frau Wagner macht sich schon das Alter sehr bemerkbar, mit ihrem Singen würde sie sicher den Cerberus in der Unterwelt wütend gemacht haben. Frau Ruschewey foltert allemal des Hörers Ohr durch ihre böhmische Sprache, Frl. Schüßler springt unsinnig auf der Bühne herum, ist am besten in den Rollen, in denen sie nur ja zu sagen braucht“ . . . und so geht es noch eine Weile weiter. Die ganze Gesellschaft von 20 Mann war wohl nicht des Rühmens wert. Lessing besuchte in Leipzig seine „Miß Sara Sampson“ nicht, als Illgener sie dort gab. Er soll gesagt haben, daß er sie nicht am Galgen finden wolle. Kurz gesagt: Illgener war mehr oder weniger ein Schmierendirektor, der fast alle norddeutschen Städte „heimsuchte“ mit seiner „Kunst“. Diese Truppe war nirgends seßhaft, hat aber der Neustrelitzer Bühne auch nicht geschadet. Im Gegenteil. 1776 meldet der Gothaer Kalender, daß aus Mitgliedern der Illgenerschen Truppe in Neustrelitz ein Hoftheater gegründet worden sei. Archivalisch ist nichts davon überliefert, daß Adolf Friedrich IV. ein selbständiges Theater gegründet habe, aber der Herzog muß doch ein großes Gefallen an dieser Truppe gehabt haben, daß er sich entschloß, mit einigen Künstlern dieser Truppe ein eigenes Theater einzurichten. Den Vorzug im Repertoire der Illgenerschen Truppe genossen die Stücke von Christian Felix Weisse und seinem Freund Joh. A. Hiller. Weisse gehörte neben Lessing, Gellert und Klopstock zu den damals angesehenen Dichtern und hatte in Leipzig sehr viel Gönner. In seinem Freund Hiller (dem Begründer der Leipziger Konzerte, später Gewandhaus) fand er den besten Meister der Musik. Er verstand es, den Texten Weisses die rechte Melodie zu unterlegen. „Die Jagd“ von Hiller-Weisse war eines der beliebtesten Stücke und wurde Anna Amalie von Weimar gewidmet. Es ging 1770 im Weimarer Schloß zum ersten Mal unter großem Beifall über die Bühne. Goethe erzählte, daß er in seiner Leipziger Studentenzeit von Weisses Schauspielen hingerissen sei. Der Klavierauszug zur „Jagd“, komische Oper von Hiller, hatte eine Auflage von 6000 Stück, ein Beweis des großen Erfolges.

### *Das Musikleben in dieser Zeit*

Mit der Eröffnung des ständigen Neustrelitzer Hoftheaters festigt sich auch wieder das Musikleben. Der erste **K o n z e r t m e i s t e r** **Z e l l e r** verstand tüchtige Orchestermitglieder und Solisten, wertvolle Instrumente und das neueste Notenmaterial von Breitkopf anzuschaffen.

Wir finden darüber genügend Belege in den Strelitzer Archivalien beim Schweriner Staatsarchiv (Rr IV 146/2 u. ff.) Wie gesagt, es wurde nicht gegeizt und manche 100 Taler sind für Noten und Reparaturen an Instrumenten draufgegangen.

**Georg Bernhard Leopold Zeller** sparte aber andererseits dem Herzog wieder manchen Taler durch seine eigenen Kompositionen zu besonderen höfischen Anlässen und durch sein vieles Notenschreiben für sein Orchester und die Solisten („für die Harmonie arrangieren“). Stets aber hatte Zeller den Ehrgeiz, die neuesten Musikwerke, z. B. die 6 Klavierkonzerte und 3 Sinfonien von dem Londoner Bach, alle Graunschen Arien, 70 Sinfonien in Kupfer gestochen, Haydns, Mozarts und Händels Werke anzuschaffen.

Auch sparte der Herzog nicht mit Geschenken an die auswärtigen Künstler. So wurde der Hofagent Nathan Meyer beauftragt, einen Brillantring für die italienische Geigerin Strimanachi (200 Taler), eine goldene Dose mit Emailleeinlage (155 Taler) für Monsieur Pfeiffer zu besorgen.

Zeller stand in großer Gunst beim Herzog, schon sein hohes Gehalt von 400 Talern jährlich läßt darauf schließen, daß er eine Sonderstellung einnahm und das Musikleben der Stadt führend beeinflusste.

Die ersten Nachrichten über die Orchestermitglieder beim Theater stammen aus dem Jahre 1773. Es werden 4 Trompeter, 1 Pauker, 1 Waldhornist, 1 Oboer, 4 Streicher genannt. Daneben hatte der Tanzmeister Dortü ein Ballett zu unterhalten.

Als Kammersänger und Tenorist waren ein Italiener Cartellieri mit seinem Sohn Casimir (1783—90) tätig. Ein Herr Golde wird als Chorrepetitor und Madame Felbrig als 2. Liebhaberin und Soubrette, Herr Dittmar als 1. Bassist, Herr Ruschewey als 2. Bassist, die Herren Feige, Hahn und Halbe als Tenoristen genannt. Ballettmeister ist später Herr Reymann.

Auch die Gagen sind zum Teil genannt. Der Hofpauker Klemm bekommt 6 Taler jährlich, er muß 4 neue Paukenfelle aus Schwerin für 10 Taler besorgen. Durchschnittlich bewegen sich die Gehälter von 35 Talern bis zu 200 Talern jährlich. Auch gab Zeller den einzelnen Sängern noch Unterricht, so z. B. der Berliner Sängerin Tonnin, die als Solistin nach Neustrelitz kam. Die Ausgaben für Instrumente sind sehr hoch. 112 Taler sind für 3 silberne Trompeten (12lötig) mit Verzierungen und herzoglichem Wappen, stark verguldet (wofür  $3\frac{1}{2}$  Dukaten nötig waren), verbucht.

Die Trompete wog  $66\frac{1}{2}$  Lot. 21 Taler wurden für 18 Notenbücher mit Menuetten ( $\frac{1}{2}$  Bogen stark) genannt. 37 Taler für neue Noten, Sinfonien von Agnelli. Alle Stimmen von 18 verschiedenen Sinfonien, von Opern, Arien und Duetten kommen von einer Londoner Musikalienhandlung. Reparaturen an 2 Celli, 1 Erfurter Fagott, 2 Baßgeigen, einer Berliner Viola wurden durchgeführt. Es ließe sich noch vielerlei in dieser Art aufzählen. Wien, Paris und London waren maßgebende Lieferanten für das kleine Orchester. Ein riesiger Kostenaufwand und ein Überschlag ergab viele tausend Taler an jährlichem Zuschuß. Auch mit der Neuanschaffung von Instrumenten aus Berlin war man nicht geizig. Ein Contra Violon kostete 8 Louisdor bei Anton Bachmann in Berlin.



*Das von Herzog Adolf Friedrich IV. (Dörchläuchting) 1780 in Neubrandenburg erbaute Komödienhaus*

Inzwischen hatte sich der Herzog in Neubrandenburg 1774 eine Sommerresidenz, ein großes Palais am Markt bauen lassen. Daß er von April bis Ende September auch theatrale Unterhaltung wie bisher in Neustrelitz dort haben wollte, ist verständlich und das kleine Theater im Rathaus zu Neubrandenburg genügte nicht mehr. So wurde denn in der Pfaffenstraße ein größeres Komödienhaus 1780 gebaut, das merkwürdigerweise das Ende des 2. Weltkrieges überstand. Es ist heute noch ein ansehnlicher Fachwerkbau. Der Spielplan des eigenen Theaters war bedeutend erweitert, denn Oper, Operette und Singspiel behaupteten sich jetzt neben dem Schauspiel. Zeller war inzwischen zum Kapellmeister aufgerückt und verstand es, sich mit seinem Orchester zu behaupten. In Neustrelitz komponierte Zeller 12 Sinfonien, mehrere Violinkonzerte und Sonaten, auch Kirchenmusik und ein Melodrama „Der ehrliche Räuber“, das aber nicht aufgeführt werden konnte, weil die Partie einer Sängerin nicht besetzt werden konnte. In den Annalen von Margarete Eisemann, 1909, über das Neubrandenburger Theater wird als Autor des „Ehrlichen Räuber“ der Hofbuchdrucker Korb genannt, er wird neben den Aufführungen von Schiller und Shakespeare 1787 erwähnt. Demnach ist dieses Stück, vielleicht von Zeller in Musik gesetzt und in Neubrandenburg uraufgeführt. Es kann auch sein, daß Korb als Strohmann erhalten mußte.

### Organisatorisches

In Neubrandenburg wurde montags, dienstags, donnerstags und freitags gespielt; in Neustrelitz montags, dienstags und donnerstags. Der Freitag und Mittwoch waren für Redouten angesetzt.

Im Schauspiel waren 4 Herren und 3 Damen engagiert, im Singspiel, Oper und Operette 6 Damen und 7 Herren. Meistens mußten aber alle Kräfte, wo sie gerade gebraucht wurden, mitspielen. Als Souffleur betätigte sich Herr Lindenberg, als Kassierer Herr Rauch. Theatermaler war Carl Ruschewey (gest. 1806), der herzogliche Hofdekorateur. Er war der Vater des berühmten Kupferstechers Ferdinand Ruschewey und der erste, der Bühnendekorationen malte in Neustrelitz. Eine Vorstellung seiner künstlerischen Fähigkeiten gab er in den wunderbaren Wandmalereien und den gemalten Tapeten des Hohenzieritzer Schlosses im Erdgeschoß, die leider alle 1945 zerstört wurden. — Aufgrund der archivalischen Quellen fertigte Ruschewey einen Wald mit Prospekt und 14 Seitenkulissen, ein Zimmer mit 2 Prospekten und 8 Seitenkulissen und ein weiteres Zimmer mit einem Prospekt und 8 Kulissen an.

Wir entnehmen aus allem, daß um 1780 das kleine Hoftheater etwa aus 42 Mitgliedern bestand. Die Besetzung glich der des Schweriner oder Mannheimer Theaters. Der jährliche Zuschuß, der 1770 erst 1000 Taler betrug, hatte sich jetzt auf 6000 Taler erhöht.

Dem Eisemannschen Bericht entnehmen wir eine realistische zeitgenössische Charakterisierung einzelner Rollen der verschiedenen Mitglieder. Wir greifen aber nur einige davon heraus: Mad. Feige, sanfte Rollen im Schauspiel, koquette, zänkische Frauen; Mad. Schuch, zärtliche Mütter, 2. Liebhaberin, singt und tanzt; Mad. Teller, 1. Liebhaberin, naive, muntere und zärtliche Rollen in Schau- und Singspiel; Herr Feige, ernste, gesetzte Rollen und Väter, Könige im Schauspiel, singt die 1. Baßstimme in der Oper; Herr Felbrig, komische und dumme Bediente und Juden, singt und tanzt; Herr Ruschewey, 2. Väter, Liebhaber, scheinheilige Betrüger und Vertraute, singt den 2. Baß; Herr Teller, 1. Liebhaber, Stutzer, Dümmlinge, Offiziers- und Charakterrollen, singt den 1. Tenor. Die Wahl der Stücke besorgen Herr Feige und Herr Teller.

Beim Engagement mußte der 1. Liebhaber nicht weniger als 87 Rollen beherrschen. Im Jahr 1785 standen z. B. 136 verschiedene Stücke, inkl. Operette auf dem Repertoire des Theaters, sie konnten jederzeit auf Wunsch des Herzogs gespielt werden.

Bezeichnend für den damaligen Bildungszustand ist es, daß der Schauspieler, wie z. B. der tüchtige Ohlhorst, große Schwierigkeiten mit den französischen Ausdrücken hatte, die damals massenhaft in jedem Stück vorkamen.

Wenn der Hof in die Sommerresidenz nach Neubrandenburg zog, mußte das Theaterpersonal mitziehen. Für die Schauspieler und ihre Koffer übernahm der Herzog die Trans-

portkosten, für deren Frauen und Kinder mußten die Künstler selbst aufkommen. Es muß ein buntes Bild gewesen sein, wenn sich die Schauspielgesellschaft auf dem alten Schloßhof zur Abreise nach Neubrandenburg versammelte. Noch wenige Stunden vor seinem Tode hat „Dörchlüchting“ sich an diesem Trubel und bunten Bild ergötzt. In Neubrandenburg hatte der Schauspieler selbst für seine Unterbringung zu sorgen. Aber seine Gage war nicht schlecht, durchschnittlich bekam er für die ganzjährige Spielzeit 250 Taler Gold. Sie war höher als das Gehalt des Geheimen Sekretärs und Baumeisters und nur wenig niedriger als die des herzoglichen Leibarztes. Der Kontrakt lief immer auf ein Jahr mit vierteljährlicher Kündigung. Doch behielt sich der Herzog fristlose Entlassung vor, wenn der Schauspieler nicht seinem Kontrakt entsprach und einen unsittlichen Lebenswandel führte. Das Theaterpersonal unterstand in gesetzlichen Dingen nicht dem Stadtgericht, sondern, wie alle Hofbeamten, dem Hofmarschallamt.

---

### Studienrat i. R. Johannes Köhler †

Am 8. Mai 1969 entschlief unerwartet unser lieber Kollege und Freund, der Studienrat Johannes Köhler, in Baden-Baden im 85. Lebensjahr. Er war seit frühester Jugend mit dem Gymnasium Carolinum verbunden, bestand dort wie sein im ersten Weltkriege gefallener jüngerer Bruder Karl das Abitur (1903) und widmete sich auf der Universität den Alten Sprachen und der Geschichte. Wie viele Mecklenburger zog es ihn zuerst nach dem Süden, dem einmalig schönen Freiburg im Schwarzwald. Später bezog er die Heimatuniversität Rostock, wo er bald Freunde für das Leben fand und wo er dann auch sein Staatsexamen absolvierte. Nach kurzer Tätigkeit am Gymnasium in Neubrandenburg kehrte er auf seine alte Schule, das Carolinum, zurück. Hier in dem schönen Neustrelitz fühlte er sich von Anfang an wohl und zu Hause. Er liebte sein Amt und die Antike. Als Mecklenburger übersetzte er für seine Primaner Horaz ins Niederdeutsche. Seine freundliche, fast möchte ich sagen liebevolle Art, mit den Schülern umzugehen, erwarb ihm von Anfang an ihre Gunst. — Seine Frau Olga geb. Rafteroth war ihm auch in der Musik eine treue Gefährtin; sie hatte es im Klavierspiel als Liebhaberin zu einer seltenen Höhe gebracht. Es war ein harter Schlag für ihn, daß das Schicksal ihm die geliebte Frau vorzeitig entriß. Damals gab er die Schriftleitung der Caroliner Zeitschrift auf, um die ich ihn bei der Gründung gebeten hatte, weil ich wußte, wie sehr sein Herz an der alten Schule und ihren Schülern hing.

In Baden-Baden fand Johannes Köhler nach dem zweiten Weltkriege noch einmal eine echte Heimstatt in dem Haus von Frau Charlotte Stolze, die ihren Gatten, den Oberregierungsrat Dr. jur. Stolze bei Stalingrad verloren hatte. Jeder von uns, der einmal dort zu Gast war, ging mit dem Gefühl davon, wieder Stunden in der alten Heimat verbracht zu haben.

Mit schmerzlichem Gefühl nehmen wir von diesem treuen und pflichtbewußten Kameraden Abschied. Köhler hinterläßt seine beiden mit Carolinern verheirateten Töchter und eine Reihe von Enkelkindern.

Sein Bild haben wir in Heft 30 unseres „Carolinum“ 1959 S. 80 wiedergegeben. Sein ganzes Wesen spricht aus dem Antlitz.

Zur Trauerfeier im Krematorium zu Baden-Baden hatten sich neben den Angehörigen viele Freunde und Bekannte, die unserem verehrten Johannes Köhler nahe standen, eingefunden. Das ehemalige Lehrerkollegium seiner alten Schule war durch Studienrat a. D. Rosenhainer vertreten. Nach Orgelspiel und Ansprache des Geistlichen würdigte der Vorsitzende unserer Altschülerschaft Peter Heitmann die Persönlichkeit und Verdienste des Verewigten, der in seiner unvergleichlichen Art, wie er als Lehrer und Erzieher wirkte, Generationen von Carolinern besonders vertraut geworden sei und unvergesslich bleiben werde. Er habe mit seinem alten Freund, dem damaligen Staatsminister Dr. Hustaedt, der bis zu dessen Tode auch in Baden-Baden noch sein Weggefährte war — und dessen Sohn unter den Trauergästen weilte —, zu den markanten Erscheinungen unserer Heimatstadt Neustrelitz gehört. Als erster Herausgeber der Caroliner-Zeitschrift habe er gewissermaßen die Grundlage geschaffen, auf der wir beim Caroliner-Treffen in Marburg 1956 unsern Zusammenschluß erneuern konnten. Er habe dann auch richtungweisend den Vorsitz der Carolinerschaft übernommen und uns den rechten Carolinergeist übermittelt, der uns weiterhin zusammenhalten möge! Mit Worten des Dankes gab Peter Heitmann unserem Johannes Köhler die Grüße seiner Caroliner mit auf den letzten Weg.

Stunden besinnlichen Gedenkens hielten Angehörige und Freunde noch beisammen. Der warme sonnige Tag und die blühende Landschaft waren Symbol der Lebensbejahung, wie sie dem Heimgegangenen stets zu eigen war. Seine Urne ist in Flensburg, wo seine jüngste Tochter, Frau Asta Barnewitz, wohnt, beigesetzt worden.

# Entsagung

Worte von G. H. Piehler

Weise und Satz von H. Borlisch, op. 38/1 (1953)

Wenn ich still und

*p*

This system contains the first three measures of the piece. The vocal line begins with a whole rest, followed by a half note G4, a quarter note A4, and a quarter note B4. The piano accompaniment starts with a piano (*p*) dynamic, featuring a steady eighth-note bass line and chords in the right hand.

mü — de, wenn ich trau — rig bin,

*b*

This system contains measures 4-6. The vocal line continues with a half note C5, a quarter note D5, and a quarter note E5. The piano accompaniment features a *b* dynamic marking and continues with its rhythmic accompaniment.

Wenn die Ta — ge trü — — be oh — ne Ziel und

This system contains measures 7-9. The vocal line begins with a half note F5, a quarter note G5, and a quarter note A5. The piano accompaniment continues with its accompaniment.

Sinn, se — he ich dich schrei — ten

*f* breit

This system contains the final three measures (10-12). The vocal line begins with a half note B5, a quarter note C6, and a quarter note D6. The piano accompaniment features a forte (*f*) dynamic and a *breit* (broad) marking, with chords in the right hand and a bass line in the left hand.

durch das rei- fe Korn. Ra- - senbü- sche

col 8<sup>va</sup>

sprei - - fen um dich Blut<sup>2</sup> und

Tempo I

Dorn. Nie warst du mein

ei - - gen, bist es e- wig drum,

bis die schat-ten stei- - gen, ich für im-mer

stumm.

## Entsagung

Wenn ich still und müde,  
 wenn ich traurig bin,  
 wenn die Tage trübe,  
 ohne Ziel und Sinn,

sehe ich dich schreiten  
 durch das reife Korn,  
 Rosenbüsche spreiten  
 um dich Blüt und Dorn.

Nie warst du mein eigen,  
 bist es ewig drum,  
 bis die Schatten steigen,  
 ich für immer stumm.

G. H. Piehler (1950)

Am 5. August 1969 verstarb auf Schloß Eutin im Alter von 95 Jahren

## Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg

Mit ihm ging ein Mann von wahrhaft edler Gesinnung von uns, ein treuer Freund der Heimat, geliebt von denen, die ihm nahe standen, und von allen, die seine vornehme und doch einfache Art kennenlernten. Seine Forschartätigkeit in Afrika, die sich in seinen beiden Büchern „Ins Innerste Afrikas“ und „Vom Kongo zum Niger und Nil“ niederschlug, zeigt ihn als kühnen und tapferen Menschen und als Mann der Wissenschaft. — 1960 lud die ehemalige deutsche Kolonie Togo Herzog Adolf Friedrich, ihren alten Gouverneur vor dem 1. Weltkriege, zur Feier der Unabhängigkeitserklärung ein und empfing ihn mit Freude, ja Begeisterung. Sapienti sat.

Ehre seinem Andenken!

G. H. Piehler

## Dank und Ehre

Von Friedrich Griese

Als gemeldet wurde, Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg sei am 5. August unseres Jahres 1969 gestorben, sagte eine in Lübeck wohnende Rostockerin, deren Mann dort Universitätsprofessor gewesen war: „Nun ist auch der letzte alte und große Mecklenburger nicht mehr da; aber Dank und Ehre für ihn, daß er so lange bei uns blieb.“ Sie hatte ihn während der Ratzeburger Heimattage gesehen, einmal in Lübeck bei einer Adventsfeier, der er durch seine Gegenwart die rechte Weihe gegeben hatte; sie kannte seinen Lebensgang und wußte also, was sie sagte.

Auch uns allen, die wir ihm durch einen Nachruf noch einmal danken wollen, ist sein Leben bekannt. Zudem hat Rudolf Junack es in seiner von der Landsmannschaft veranlaßten Festschrift zum 90. Geburtstag ausführlich wiedergegeben. Wir wollen uns aber auch hier kurz daran erinnern; denn der Lebensweg dieses großen Mecklenburgers umschließt sein Werk, dem er in einer oft so widerspruchsvollen Zeit ohne inneren Widerspruch treu blieb.

Am 10. Oktober 1873 wurde er als Sohn des Großherzogs Friedrich Franz II. geboren, war nach der an fürstlichen Höfen üblichen Kinderzeit ein vorbildlicher Schüler und später ein hervorragender Reiter. Als solcher lernte er große Teile des damals noch ziemlich unerschlossenen afrikanischen Erdteils nicht nur kennen; er war Forscher und Sammler und machte dadurch seinen Namen auch außerhalb der engeren Heimat weithin bekannt, 1913 wurde er Gouverneur von Togo. Nach dieser Zeit nahm er seinen Wohnsitz in Doberan und ließ sich das Gedeihen des Bades Heiligendamm besonders angelegen sein. Er war Präsident oder führendes Mitglied mehrerer Organisationen, und er nahm diese Ämter mit der bei ihm gewohnten Erfahrung und Umsicht wahr.

Das Jahr 1945 zwang ihn, den Zweiundsiebzigjährigen, zur Flucht. Aufenthalt wurde ihm das Eutiner Schloß, dessen Räume von Flüchtlingen der damaligen Zeit gefüllt waren. Bei ihrer Gründung im Jahr 1951 bat ihn die Landsmannschaft, das Amt des Schirmherrn zu übernehmen; fünf Jahre später kam durch ihn der Zusammenschluß in Westafrika geliebener Mecklenburger zustande. 1960 war er noch einmal in Togo und wurde durch



die Anhänglichkeit derjenigen Eingeborenen erfreut, die ihn von ihrer Jugendzeit her in guter Erinnerung hatten. Von da ab wollte er das sein, was er bei der Gründung der Landsmannschaft geworden war: ihr Schirmherr, dem es nicht zu viel war, an einer besonders festlichen Tagung in kleinerem Kreise teilzunehmen, wie an der anfangs genannten Feier in Lübeck und nicht nur dort. Auf dem Ratzeburger Domfriedhof fand er, fünfundneunzig Jahre alt geworden, die Ruhestätte nach einem so ereignisreichen, bewegten und immer für andere wirkenden Leben.

Die Ämter und Aufgaben, die Herzog Adolf Friedrich zu vertreten und zu lösen hatte, sind wichtig als die Teilstationen eines innerlich und äußerlich reichen Weges. In unserer Erinnerung aber wird er vor allem bleiben durch die Aufgabe, die er als letzte übernommen hatte. Er war ein fürstlicher, ein adeliger Mann im rechten Sinne dieses Wortes, und er konnte es sein, weil er zu allererst und in jedem Bezug ein Mensch war, der unter seinen Landsleuten als einer von ihnen gelten wollte. Er gab sich während der jährlichen Heimattage so unauffällig, daß die Augen Ausschau halten mußten, wenn sie ihn finden wollten, dann freilich blieb er unverkennbar der eine vor allen. Auch mit dem einfachsten seiner Landsleute, die ihm hierbei näher begegneten, sprach er so freundlich und anteilnehmend, als ob er sein Schicksal schon kenne und es also nicht erst zu erfragen brauche. Er mußte sich dabei nicht herablassen, sie beide standen auf heimatlichem Boden gleich zu gleich. Die freie Rede fiel ihm nicht leicht, aber das menschliche Wort brauchte er nicht zu suchen. Mit der Äußerung von Empfindungen und billigen Sentimentalitäten bekam man ihn nicht, sachliche Darlegungen erkannte er immer an, und hier muß ein fast zwanzig Jahre zurückliegendes Erlebnis eingefügt werden.

Es handelt sich dabei um einen Vortrag in Eutin, wohl im Herbst des Jahres 1950. Der Herzog saß nicht in der ersten Reihe der Zuhörer, er hatte seinen Platz seitab genommen. Vielleicht nahm er an, was nahe lag, ich würde von Heimatweh und Heimatsehnsucht sprechen, jedenfalls kam er mir ein wenig abweisend vor. Ich hatte mir aber vorgenommen, einen Abend in Heimatkunde zu geben. So sprach ich von der hügeligen Eigenart unseres Landes, die das Ebene nur noch unterstreicht, eben heißt ja nicht flach. Ich nannte seine Höhen und Flüsse, die alten Städte mit ihren Bewohnern, die Küste und das anliegende, reiche Land von Wismar bis Rostock und über beide hinaus, uralte Bäume und vorgeschichtliche Grabstätten, die Friedhöfe mit ihren Kirchen, und ich schloß mit den Fluchtwegen, die uns aus diesem Land weggeführt hatten. Die Mienen meines hohen Gastes bei diesem Vortrag wurden milder, wenigstens sah ich es damals so, und dann saß er freundlich nickend da. Hinterher tranken wir einen Rostocker Korn.

Auf den Heimattagen in Ratzeburg sah ich ihn dann öfter, auch in Lübeck bei den dort wohnenden Mecklenburgern, und hier muß ein zweites Erlebnis genannt werden. Der Herzog, neben dem ich saß, stand während der Unterhaltung plötzlich auf; er ging zu einer Frau, die mir bekannt vorkam, von der ich aber nicht sogleich wußte, wer sie war, und sprach einige freundliche Worte mit ihr. Dabei fiel mir dann ein, daß es die Frau des früheren Gauleiters von Mecklenburg war. Der Herzog hatte das Zeugnis einer Menschlichkeit gegeben, wie es überzeugender nicht gedacht werden konnte.

Wir haben im Deutschen das Wort von der Persönlichkeit, die für uns immer dort vorhanden war, wo Leben und Werk übereinstimmten. In diesem Sinne war der Verstorbene eine Persönlichkeit von hohen Graden. Darüber hinaus war er und wird immer sein: stellvertretend für eine Welt, die wohl vergangen, aber durch die Erinnerung an sie und durch ihn selbst beständig geblieben ist. Mehr wollte er nicht, aber so viel war und ist er uns noch heute.

Deshalb: Dank und Ehre unserem Herzog Adolf Friedrich, daß er so lange bei uns blieb.

## Verlassener Berghof

Der Weg endet  
in einer Wüste flüsternder Gräser.  
Wandernde Wolkenschatten über  
ausgetretenen Stufen, über dem  
eingefallenen Dach, über der  
verwitterten, schlafdunklen Tür.

Der Anspruch auf Glück schaukelt,  
unbeantwortet,  
im spinnweb-verglasten Fensterrahmen –

Die Müdigkeit der Welt  
hängt in den verdorrten Nesseln.

Hochaufgeschossen  
wächst eine Distel an der Schwelle:  
Ziseliertes Blattwerk  
umklammert die rauhen Stengel,  
gekrönt  
von Bienen-tönenden Blütenköpfen –

Und der Wind weht darüber hin.

## Bevor . . .

Bevor die Feuerwehr die Ahornbäume löscht  
– Kriegsfarben der Indianer überall! –  
Bevor Altweibersommer sich die Sonne fängt,  
Bevor die Katydids ihr kleines Herz zerreißen,  
Gleich jetzt:  
Solang der Sommer noch am Spinnwebfaden  
hängt,  
Solang Juwelen, regentropfengleich, erglühen,  
Frost, eingesargt in Glas, nur eine Drohung ist:  
Komm, laß uns jetzt die Welt genießen.

Bald wird es regnen, regnen, regnen. –  
Wie Webstuhlschiffchen werden Schwalben  
durch die Wolken schießen,  
Und können doch des Himmels Risse nicht  
vernähen,  
Die Schnecke wird ihr rundes Haus abdichten,  
Frost wird heruntersteigen von erfrorenen  
Wäldern,  
Die Sterne werden im Netz der Winternacht  
erzittern –  
Bevor, bevor all dem:  
Komm, laß uns diese Stunde halten.

# Wallenstein vor Rostock

Von Hans-Henning Pantel

Ein Jahr nach Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges konnte die Hansestadt Rostock am 12. November 1619 noch in aller Ruhe zum Gedenken an die Stiftungsbulle <sup>1)</sup> Papst Martins V. vom 13. Februar 1419 das 200jährige Bestehen der Universität in der Sankt Marienkirche feiern. Wie es in der Urkunde der mecklenburgischen Gründerfürsten <sup>1a)</sup> Herzöge Johann IV. und Albrecht V. von Mecklenburg gewünscht, hatte die Universität Rostock in den zurückliegenden 200 Jahren als „ein leuchtendes Gestirn die wüste Stätte der Unwissenheit und Irrtümer in Mecklenburg aufgehell't und Strahlen der Weisheit und Gelehrsamkeit um die Stadt Rostock herum verbreitet“. <sup>2)</sup> Das 100jährige Jubiläum der Universität war 1519 wegen der Pest in Rostock nicht gefeiert worden. Ein Enkel des 1536 wegen seiner klugen Augen und großen Gelehrsamkeit zum Rector der Universität aufgestiegenen Prof. Theol., Senior, Superintendent D. Johann Nikolaus Quistorp, <sup>3)</sup> der Prof. Theol. und Prediger an Sankt Marien, D. Johann Quistorp, <sup>4)</sup> hielt 1619 in Rostocks größter Kirche vor den beiden Herzögen Adolf Friedrich und Hans Albrecht die Jubelpredigt <sup>5)</sup>. „Viele Tausende Gelehrter Leute sind in den 200 Jahren des Bestehens der Universität Rostock ausgebildet worden“, rief Quistorp <sup>6)</sup> in das festliche Kirchenschiff, „die nicht nur in ihrer Vaterstadt und ihrem Vaterland Mecklenburg, sondern auch in den benachbarten Königreichen Dänemark und Schweden, wie in den Ländern und Fürstentümern Mark Brandenburg, Holstein, Pommern und Westfalen Kirchen, Schulen, Fürstentümer und Städte regiert haben. Gott der Herr wolle es verhüten, daß dieses Kleinod der Universität Rostock genommen würde, denn erst dann wird die Welt erfahren, was sie Gutes an derselben gehabt hat!“

Kaum waren Quistorps Worte verklungen, hatten die Herzöge die Marienkirche verlassen, gaben diese aus Furcht vor einem langjährigen Kriege bereits einen Erlaß heraus, daß kein mecklenburgischer Untertan weder zu Roß noch zu Fuß in fremde Kriegsdienste treten noch öffentlich dafür eine Werbung im Lande unternehmen dürfe.

Nur wenige Jahre vermochten die Herzöge Mecklenburg aus dem Dreißigjährigen Krieg herauszuhalten. Dann mußten sie vor Wallenstein aus ihrem Herzogtume fliehen. <sup>6)</sup>

Am frühen Morgen des 16. Oktober 1628 drang unerwartet die Kunde vom Nahen des Wallenstein'schen Heeres in die Stadt Rostock. Der spätere Bürgermeister Senator Prof. Jur. Dr. Nikolaus Scharffenberg, <sup>7)</sup> dessen mütterlicher Urahn Heinrich Beselin <sup>7a)</sup>

---

1) Schröter: Specimen Diplom. Rost., mit Bulle fundatione Univ. Rost. aus Ferrara.

1a) Carolinum 33 Jg. H. 47, S. 19: Ersuchen an den Papst vom 8. Sept. 1418.

2) Krause: Zur Geschichte der Universität Rostock.

3) Westphalen: Monumenta inedita Bd. III, S. 1301.  
Willgerott: Mecklenburgische Pfarren, Bd. III, S. 1416.

4) Westphalen: Monumenta inedita, Bd. III, S. 1257.  
Willgerott: Mecklenburgische Pfarren, Bd. III, S. 1416.  
Deutsche Biographie, Bd. 27, S. 51.

Deutsches Geschlechterbuch, Bd. 11, Ölgemälde in Aula der Universität Rostock.

5) Jubiläum Acad. Rost. Festum usw. Rostock 1619, 4 S. 23 Quistorps Jubelpredigt in St. Marien.

6a) Schüler von David Chyträus, Rostock und Gymnasium z. Grauen Kloster, Berlin.

6) Schulenburg: Vertreibung der mecklenburgischen Herzöge.

7) Willgerott: Mecklenburgische Pfarren, Bd. III, S. 1402.  
Deutsche Biographie, Bd. 27, S. 53 ff.  
Westphalen: Monumenta Inedita: Sigillum.

7a) Deutsches Geschlechterbuch, Bd. 44 u. Deutsche Biographie.



*Senator Prof. Jur. Dr.  
Nikolaus Scharffenberg*

Universitätsnotarius bei der Universitätsgründung 1419 und von 1427–1454 9mal Rector gewesen, sowie der zum Recktor-Superintendent aufgestiegene Prediger von Sankt Marien D. Johan Quistorp eilten vor den Wall, um das wallensteinsche Heer zu empfangen und zu verhandeln, bevor die Soldaten die Stadt betreten hatten. Wallenstein,<sup>8)</sup> den der Kaiser Ferdinand II zum Herzog von Mecklenburg und General des oceanischen und baltischen Meeres ernannt, erschien selbst um 9 Uhr an der Spitze seines heranrückenden Heeres. Der Feldherr saß ab und richtete im Stehen am Wall folgende Worte an Scharffenberg und Quistorp: „Nicht als Feind, sondern als Freund komme ich im Auftrag des Kaisers nach Rostock. Als Herzog von Mecklenburg bin ich jetzt Fürst dieser Stadt, steht es mir frei, dieselbe zu verteidigen. Stralsund ist durch die Eroberung König Gustav Adolfs von Schweden schon vom Reiche getrennt. Es ist nicht zu verantworten, daß auch Rostock jetzt dem Reiche abhanden kommt! Ein Abfall Rostocks vom Reiche kann leicht geschehen, da die Rostocker wegen ihres Ostseehandels an den Königen von Dänemark und Schweden hängen. Ich besitze schon ein Schreiben eines Rostöcker Bürgers an den König von Schweden, in welchem dieser den Schwedenkönig bittet, der Stadt Rostock 800 Mann zur Verteidigung zu senden!“<sup>9)</sup> Eiskalten, abwägenden Verstand zeigten Wallensteins Worte, so wie sie unter seiner hohen klugen, Feldherrnstirn, schmalen Brauen und berechnenden blauen Augen voller Mißtrauen auf die Rostocker Bürgervertreter Scharffenberg und Quistorp einströmten. Die feingewirbelten beim Sprechen leicht vibrierenden Bartspitzen, wie der eigenwillige Wuchs des Haupthaars offenbarten Wallensteins Temperament und innere Spannung. Die zartkräftige Manneshand, deren Gesten Wal-

<sup>8)</sup> Friedrich Förster: Mecklenburg unter Wallenstein.

<sup>9)</sup> nach Quistorps Aufzeichnung.

lensteins Worte begleiteten, zeugte von Gestaltungs- und Willenskraft. Scheu und Furcht weckte Wallensteins Fuchsgesicht in Scharffenbergs und Quistorps Herz, welches von Wallensteins Feldherrnhaltung und Würde beeindruckt wurde.

Getreu seinem Wappenspruch „non cedo“, ließ sich Senator Scharffenberg nicht von den Worten des kaiserlichen Feldherrn einschüchtern. Durch Quistorps Gotteszuversicht gestärkt, verhandelte Scharffenberg unter Wallensteins drohend auf Rostock gerichteten Soldaten und Kanonen solange, bis der neue usurpatorische Herzog Mecklenburgs, dem das lange Stehen schwer fiel, einwilligte, die Stadt Rostock nicht zu entwaffnen, alles Rostock gehörige Munition, Pulver, Loth, Wehr und Waffen frei und sicher dem Rat Rostocks und der Bürgerschaft zu überlassen.

Durch Wallensteins Willensbeherrschung waren Scharffenberg und Quistorp des kaiserlichen Feldherrn schwere rheumatische Schmerzen verborgen, welche seinen Beinen die Länge des Stehens unerträglich werden ließ.

An der Spitze des ausbedungenen kleinen Besatzungskontingents von 1000 Mann unter Oberst von Hatzfeldt hatte Wallenstein selbst seinen Einzug in die Stadt Rostock für den nächsten Morgen am 17. Oktober angekündigt. Nach den langen Verhandlungen am Wall legte sich Wallenstein jedoch in sein Feldherrnzelt auf eine Liege und schrieb seinem lutherischen Freund, Feldmarschall von Arnim,<sup>10)</sup> aus altem Brandenburgischem Adel, Befehlshaber der kurpfälzischen Truppen: „Ich weiß nicht, ob ich in der Frühe werde zu der Stadt kommen können. Vom vielen Stehen tut mich der Fuß wiederum weh!“

So blieb Wallenstein vor dem Wall von Rostock und betrat die freie Hansestadt nicht, deren Fürst er geworden war.

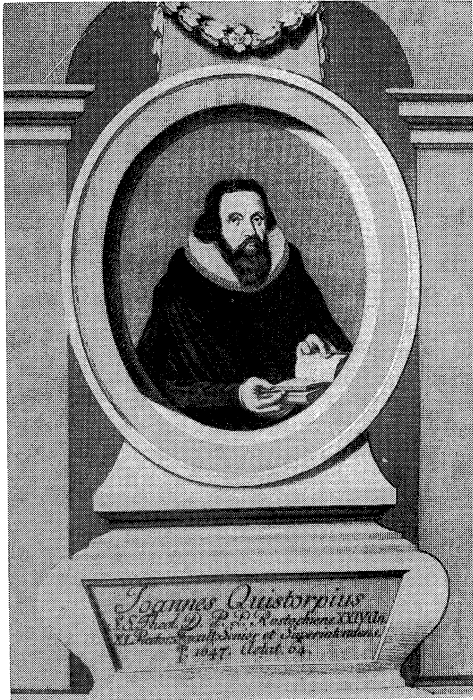
Es ist wohl anzunehmen, daß Wallenstein bei der Verhandlung auf dem Rostocker Stadtwall einige Worte mit Rector-Superintendent Quistorp gewechselt hat. Vielleicht hat er diesem führenden Rostocker Theologen das Gleiche über die im Glaubenskrieg befindlichen Konfessionen gesagt, wie vorher anderen: „Die Gewissen dependieren allein von Gott, gegen den sich ein jeder nach seiner Religion zu verhalten hat.“ Nach dem Besuch der lutherischen Lateinschule in Goldberg in Schlesien hatte Wallenstein von Jugend an eine gewisse Leidenschaftslosigkeit erworben, mit der er als Katholik neutral über konfessionelle Dinge zu sprechen vermochte.

Hohe Kontributionen forderte Wallenstein von Mecklenburg, wobei ihm der Bankier de Wite in Hamburg behilflich war. Dennoch wollte Wallenstein, daß das von ihm eingetriebene Geld im Lande bliebe und unter die Leute komme. Auch sollten Güter und Waren, die die Bevölkerung und sein Heer brauchte, in seinen Herzogtümern selbst hergestellt werden, wie es sein autonomer Wirtschaftsgrundsatz war.

Drei Tage, nachdem der mecklenburgische Landmarschall Claus von Hahn am 22. Januar 1630 auf dem Landtag zu Güstrow dem Walleinsteinschen Kanzler Eberhard von Eltz als Protest gegen die abverlangte Erbhuldigung zugerufen hatte: „Ich habe zwar meine Güter, aber die sind mir nicht so lieb wie meiner Religion und meiner Seele Seligkeit!“ leistete nach des Landmarschalls erstem mecklenburgischem Lehnseid auch Senator Dr. jur. Nicolaus Scharffenberg am 25. Januar 1630 durch seinen Eid und seine Unterschrift unter die Erbhuldigungsurkunde für Rostock den Erbeid auf Wallenstein als Rostocks Fürsten, wie die Erbhuldigungsurkunde ausweist:

„Von wegen des Durchleuchtigen Hochgeborenen Fürsten und Herrn, Herrn Albrechten, Herzogen zu Mecklenburg, Friedland und Sagan, Fürsten zu Wenden, Graven zu Schwerin, der Lande Rostock und Stargard Herrn, Der Röm. Kayserl. May. Generaln Obristen Feldthauptmann, wie auch des Oceanischen und Baltischen Meeres General, Unsers gnädigen Fürsten und Herrn, Thue ich S. Fürstl. Gn. zu jetzt beschehener Erbhuldigung verordnetem Commissarius Cantzler und Geheimer Rhat Johann Eberhardt Sohn zu Eltz diesen Schein ertheilen, daß auf der hochanschaulichen

<sup>10)</sup> Briefe Gustav Adolfs und Wallensteins.



*Prof. Theol. Superintendent  
D. Johann Nikolaus Quistorp*

Herrn kayserlichen Commissaries ausgegangene Citation den 19. Januarij Alten Calenders, nach dem Neuen aber den 29. Er allhie zu Güstrow auf dem Fürstl. Hause neben anderen Mecklenburgischen Landständen gehorsamlich erschienen, und folgendes nach beschehner Erblicher an und überweisung der Mecklenburgischen Herzog, und Fürstenthumb, Grafschaft und Lande die gewöhnliche Erbhuldigungs Pflicht und Eyd praestirt und abgelegt. Urkundlich habe ich diss mit eigenen Händen unterschrieben und mit S. Fürstl. Gn. Insiegel bekräftigen lassen.

Gegeben zu Güstrow, den 25. January Anno 1630.

(Wallensteins Herzogsiegel)

(Unterschrift)

Die Herrschaft Wallensteins, der 1629 auch eine Münze als „Herzog von Mecklenburg und Fürst von Rostock“ zum Zeichen seines Sieges in Norddeutschland prägte,<sup>11)</sup> dauerte nicht lange. Die Ersten, welche sich gegen die Fremdherrschaft des kaiserlichen Feldherrn in Rostock erhoben, waren die Studenten der Universität. Der Liciant Varmeyer suchte sich als Ziel des Widerstandes gegen Wallenstein den Wallensteinschen Stadtkommandanten Oberst von Hatzfeld und ermordete ihn am 22. Januar 1631.<sup>12)</sup> Sofort drohten Wallensteinsche Truppen das Rathaus und die Universität zu besetzen, um sich an der Stadt zu rächen. In dieser gefährvollen Stunde rettete Rector-Superintendent Quistorp Rostocks bedrohte Ruhe, indem er den theologischen Licianten-Mörder dem Rat der Stadt Rostock übergab. Die Ratsherren ließen Varmeyer in dreimaliger Tortur sterben und dann aufpfählen.

<sup>11)</sup> „Carolinum“ Heft 50, Original in Dr. Ernst Schulz, Mecklenburg, Rostock 1938.

<sup>12)</sup> Deutsche Biographie, Bd. 27, S. 51 ff.

Wallensteins Sterne als Militärherzog von Mecklenburg und Fürst von Rostock verblaßten langsam. Am 7. Oktober 1631 läuteten den zurückkehrenden mecklenburgischen Herzögen Adolf Friedrich und Hans Albrecht alle Glocken zum Einzug in die Stadt. Wieder stand Rector-Superintendent D. Johann Quistorp am Altar der Marienkirche zu Rostock und hielt den Herzögen die festliche Einzugspredigt. Scharffenberg ging 1631 als Gesandter zum Grafen Tilly, dem Generalissimus Kaiser Ferdinands.

Allzu offensichtliche Wallenstein-Collaborateure wie Bürgermeister Schütte, einige Ratsherren und mecklenburgische Adlige erhielten von den zurückgekehrten Herzögen ihre Entlassung. Scharffenberg und Quistorp blieben nicht nur in ihren Ämtern, sondern Scharffenberg wurde 1632 Bürgermeister von Rostock. Als solchen lud ihn König Gustav Adolf von Schweden<sup>13)</sup> noch im selben Jahr nach Nürnberg, um über den Zoll zu konferieren. 1638 besuchte Bürgermeister Dr. Scharffenberg auch den kaiserlichen Feldmarschall Graf Gallas im Armeehauptquartier, der Rostock zum 17. Oktober 1637 einen besonderen Schutz- und Schirmbrief ausgestellt hatte, so daß die Hansestadt auch nach der kaiserlichen Salvaguardia vom 20. Januar 1638 in des Kaisers Ferdinand III. und des heiligen Reiches Schutz gekommen war. Dr. Scharffenberg überreichte dem Grafen Gallas als Rostocks Geschenk einen goldenen Adler mit Diamanten, worauf die kaiserlichen Truppen den Schweden in Warnemünde die Zollschanze abnahmen. 1647 schrieb Rector Superintendent Quistorp wegen des Schwedenzolls an die Königin Christina von Schweden und wegen der Friedensgestaltung für Rostock an den schwedischen Reichskanzler Oxenstierna,<sup>14)</sup> der in Osnabrück die schwedische Delegation zum Abschluß des Dreißigjährigen Krieges für den Westfälischen Frieden führte und in Rostock studiert hatte. 1627 wurde Bürgermeister Scharffenberg<sup>15)</sup> auch Rat der Königin Sophia von Dänemark.

So haben Rector-Superintendent D. Johann Quistorp und Bürgermeister Dr. Nikolaus Scharffenberg zusammengestanden, mit den gekrönten und ungekrönten Großen der Welt des Dreißigjährigen Krieges Verbindungen geknüpft, um Rostock vor Wallensteins Militärdiktatur zu retten, Stadt und Universität die Selbständigkeit im Dreißigjährigen Krieg zu wahren, die Warnemünder Schanze für Rostock zu erwerben. Ihrem Verhandlungsgeschick ist zu danken, wenn Wallenstein vor Rostock geblieben ist.

---

<sup>13)</sup> Cronholm: Gustav II., Adolf in Deutschland.

<sup>14)</sup> Westphalen: Monumenta Inedita, Bd. III, S. 1332, Quistorps Brief nach Osnabrück. Rudolf Laun: Die Lehren des Westfälischen Friedens 1949.

<sup>15)</sup> Deutsches Geschlechterbuch, Bd. 105, S. 636.

---

*Der Göttinger Historiker Prof. Dr. Percy Ernst Schramm beging seinen 75. Geburtstag*

Vor 40 Jahren, 1929, übernahm Prof. Schramm den Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Geschichte in Göttingen, den er bis zu seiner Emeritierung 1963 innegehabt hat. Er war ein Schüler von Karl Hampe in Heidelberg. Eines seiner bedeutendsten Werke ging aus dieser Nachfolge hervor: „Herrschaftszeichen und Staatssymbolik“. — Als Sproß einer hanseatischen Patrizierfamilie in Hamburg lag ihm auch die Wirtschaftsgeschichte am Herzen. Hiervon zeugt sein Werk: „Hamburg, Deutschland und die Welt“. — Im zweiten Weltkrieg wurde er als Major des Generalstabes 1943 zum Oberkommando der Wehrmacht kommandiert, um das Kriegstagebuch des Wehrmachtführungsstabes zu führen. Nach dem Krieg gab er in sieben Bänden das von ihm vor der Vernichtung bewahrte „Kriegstagebuch“ heraus. Seine Vorlesungen darüber, gehalten in der bis zum letzten Platz gefüllten Aula war für mich einer der höchsten geistigen Genüsse. Von Anfang bis zum Ende lauschte das Auditorium mit Spannung den Ausführungen des Vortragenden. — 1958 erhielt Prof. P. E. Schramm den Orden pour le mérite und wurde 1963 zum Kanzler des Ordenskapitels gewählt, welches Amt er bis heute führt. P.

## Die Brüder Boll als Freunde von Fritz Reuter (II)

von Friedrich Scheven

### III. Die Briefe Reuters an die Brüder Boll

1. Karl Theodor Gaedertz nennt die Korrespondenz Fritz Reuters mit den Brüdern Boll „die reichhaltigste von allen“<sup>20)</sup>. Das scheint heute, wo die Zahl der bekannten Briefe Reuters viel größer ist als zu Gaedertz' Zeiten, nicht ganz zutreffend. Andererseits ist es unbegründet, wenn Anneliese Wagner in ihrem Aufsatz „Die Bedeutung der Gebrüder Boll in Fritz Reuters Leben und Werk“<sup>21)</sup> über die geringe Zahl der uns bekannten Briefe Reuters an die Bolls Klage führt und noch manche unbekannte Briefe vermutet. „Leider ist vom Briefwechsel Boll—Reuter“, so schreibt sie, „außer einigen wenigen in Gaedertz' Reuter-Studien niedergelegten Schreiben kaum etwas veröffentlicht, vielleicht auch nie etwas ins Archiv (?) gelangt“. Aus der Hinterlassenschaft der Brüder Boll sind 22 Briefe Reuters erhalten<sup>22)</sup>. Das wird wohl von unbedeutenden Ausnahmen abgesehen den gesamten Briefwechsel Reuters mit den Brüdern Boll umfassen. Weitere Briefe sind offenbar von den Empfängern nicht für aufbewahrungswürdig erachtet.

Die Briefe umfassen die ganze Zeit der Freundschaft Reuters mit den Bolls. Ihr Beginn fällt mit der Übersiedelung Reuters nach Neubrandenburg (1856) zusammen und endigt erst mit dem Tode der Freunde. Drei der im Schevenschen Familienarchiv befindlichen Briefe stammen aus der Zeit vor der Übersiedelung nach Eisenach, die übrigen sind in der Eisenacher Zeit geschrieben. Da erst war ja auch eigentlich die Veranlassung zu einem Briefwechsel gegeben. So wie einer der ersten Briefe Reuters aus Eisenach an die Bolls gerichtet ist, ist auch der letzte uns erhaltene Brief Reuters, den er nach einem Schlaganfall nicht mehr mit eigener Hand schreiben konnte, an den allein noch lebenden Franz Boll gerichtet. Der Briefwechsel geht durch alle dazwischen liegenden Jahre, anfangs fließender, später oft in langen Abständen. „Die Bollen schreiben nicht mehr“, beklagt Reuter sich einmal bei dem andern Neubrandenburger Freund Viktor Siemerling. Empfänger sind beide Brüder gemeinsam, oder entweder Franz oder Ernst allein, wobei ein Gruß jedesmal auch dem Bruder gilt.

Die Briefe Reuters an die Brüder Boll sind erstmalig zum Abdruck gekommen in dem Aufsatz von Karl Theodor Gaedertz „Fritz Reuter und die Brüder Boll“ in den Reuter-Studien. Die Briefe hat Gaedertz damals (ca. 1889) von der Witwe von Franz Boll, Auguste geb. Krull, zur Einsicht und Abschrift erhalten<sup>23)</sup>. Sie sind dann durch deren Tochter Friederike Scheven geb. Boll in das Schevensche Familienarchiv übergegangen.

Eine umfassende Sammlung der Briefe Reuters, in der auch die Briefe an die Brüder Boll enthalten sind, erschien 1913, herausgegeben von Otto Weltzien, im Rahmen der bei Hesse und Becker verlegten Ausgabe der Werke Reuters<sup>24)</sup>. Seitdem hat sich die Zahl der bekannten Briefe Reuters — nicht freilich der an die Bolls — wesentlich vergrößert. Es ist daher zu begrüßen, daß die Briefe des Dichters in der neuesten Gesamtausgabe seiner Werke in einem dickleibigen Band (926 Seiten) Aufnahme gefunden haben<sup>25)</sup>. Diese neue Sammlung der Briefe ist um so wertvoller, als neben Erläuterungen zu dem Text der Briefe ein sorgfältig bearbeitetes, mit ausführlichen Lebensdaten versehenes Verzeichnis der in

<sup>20)</sup> Reuter-Studien S. 168.

<sup>21)</sup> Zeitschrift „Carolinum“ Nr. 32 (1960) S. 32.

<sup>22)</sup> Im Schevenschen Familienarchiv bei Dipl.-Ing. F. E. Scheven in Stuttgart.

<sup>23)</sup> siehe daselbst S. 121.

<sup>24)</sup> Otto Weltzien, Fritz Reuters Briefe. Gesamtausgabe in einem Band. Leipzig o. J. (1913).

<sup>25)</sup> Fritz Reuter Gesammelte Werke und Briefe. Herausgegeben von Kurt Batt. VEB Hinstorff Rostock 1967. — Lizenzausgabe für Westdeutschland bei Karl Wachholtz Verlag, Neumünster.



den Briefen erwähnten Personen gebracht ist. Damit bringt der Band ein biographisches Lexikon des Reuterschen Bekanntenkreises und gibt einen Überblick über die Weite der persönlichen Beziehungen des Dichters <sup>26)</sup>.

Bei dem Abdruck der Briefe in dieser Ausgabe hat der Herausgeber K. H. Leopoldi nicht immer auf die Handschrift zurückgreifen können. Die meisten Briefe sind vielmehr aus der Ausgabe von Otto Weltzien übernommen. Diese ist aber, wie der Herausgeber der neuen Sammlung ausdrücklich vermerkt, „weder vollständig noch frei von Auslassungen. Weltzien hat viel gestrichen und den Text der Briefe stellenweise eigenmächtig verändert“. Diese Lücken und Fehler sind somit auch in den von Weltzien übernommenen Briefen der neuen Ausgabe enthalten. Das gilt auch von den Briefen Reuters an seine Neubrandenburger Freunde, die Brüder Boll.

2. Was ist der hauptsächlichliche Inhalt der Briefe Reuters an die Bolls? In der ersten Zeit nach der Übersiedelung nach Eisenach, als die Gedanken noch fast täglich in die alte Heimat wanderten, sorgten die Briefe der Freunde dafür, daß das Ehepaar Reuter über alle interessierenden Ereignisse in Neubrandenburg unterrichtet wurden. Reuter antwortet dann mit Briefen, die Bemerkungen zu dem Berichteten enthalten. So zu der Mitteilung über die bevorstehende feierliche Eröffnung der Güstrow-Neubrandenburger Eisenbahn, zu der der Schweriner und der Strelitzer Großherzog in Neubrandenburg erwartet werden. Dazu schreibt Reuter unter dem 14. November 1864 an Franz Boll <sup>27)</sup>: „Heute ist also die Zusammenkunft der beiden Monarchen; hier weint der Himmel Freudenthränen darüber, und unser Herrgott hat seine Stürme gesandt, daß sie mit Posaunenton dies hohe Ereignis den unterhabenden Völkern verkünden. — Wie erhebend ist es für den fernen, ruhigen Betrachter, daß eine Stadt, die in ihrer Dürftigkeit weder Trottoirs noch Gas-erleuchtung besitzt, binnen weniger Jahre für den Empfang seines Monarchen 5000 Taler auswirft, die Illuminations-Talglichter gar nicht gerechnet. — Wenn der Reiche giebt, dann ist es schön, giebt aber der Arme, dann ist es groß!“ Wie ganz anders erscheinen dem neuen Eisenacher Bürger demgegenüber die Verhältnisse in Thüringen. Er fährt in demselben Brief fort: „Es ist merkwürdig, unsere thüringischen Fürsten“ — Reuter fühlt sich also schon ganz als zu ihnen gehörig — „haben doch lange diesen Schwung nicht, wie Eure Monarchen. Unser Großherzog geht bloß in Begleitung seines Pudels in die Stadt und besucht seine kranken Beamten des Vormittags, zum Diner ladet er sich thörichter Weise einen obskuren Schriftsteller ein, der ihm niemals die Aufwartung gemacht hat; beim Diner unterhält er sich ungezwungen mit dem fremden Schriftsteller, fordert ihn freundlich auf, von Constantinopel usw. zu erzählen und ist dann schuld, daß dieser unglückliche Schriftsteller bei jedem Gerichte nachexercieren muß. Nach der Tafel ladet er diesen armen Teufel auf ein und dasselbe Bärensopha, läßt sich von ihm Läschen und Riemels erzählen und giebt ihm schließlich die Hand mit den Worten: „Ich hoffe Sie öfter bei mir zu sehen.“ Überhaupt weht eine freiere Luft am Fuße der Wartburg, so berichtet er den Freunden wiederholt. Wie sollte der alte Demokrat sich dort nicht bald wohlfühlen! Aus den zwei Jahren, in denen er nach seinen anfänglichen Plänen in Thüringen aushalten wollte, wurde ein Bleiben bis ans Lebensende.

Im allgemeinen enthalten die Briefe an die Bolls keine Erörterungen über allgemeine Fragen. Im Vordergrund stehen vielmehr die Dinge des persönlichen Lebens. Reuter berichtet etwa von seinen Arbeitsplänen, dem Absatz seiner Bücher, den Auseinander-

<sup>26)</sup> Leider sind in der neuen Ausgabe nicht alle, für die Reuterforschung wichtigen Briefe, berücksichtigt worden. So vermißt man zehn bisher nicht veröffentlichte Briefe Reuters an Karl Kräpelin, den Hofchauspieler in Neustrelitz und Rezitator seiner Dichtungen, die Arthur Hordorff in Nr. 29 (1959) dieser Zeitschrift zur Kenntnis gebracht hat. Sie stammen aus den letzten Neubrandenburger Jahren des Dichters und sind für sein Schaffen nicht ohne Bedeutung. Sie müssen Interesse finden zugleich auch im Hinblick auf den großen Bekanntenkreis Reuters, der uns hier begegnet. Wenn auch die von K. H. Leopoldi besorgte neue Ausgabe der Briefe nur eine Auswahl bringen soll, so ist doch bedauerlich, daß diese Briefe nicht berücksichtigt sind und auch in der Aufstellung der bisherigen Briefveröffentlichungen (S. 721 f.) nicht erwähnt werden.

<sup>27)</sup> Ges. Briefe Ausg. Batt S. 519 ff.

setzungen mit seinem Verleger; er schickt Glückwünsche an die Freunde – mit besonderer Freude hat ihn die Verleihung der Ehrendoktorwürde an Ernst Boll erfüllt, er gratuliert ihm dazu in dem Brief vom 13. 11. 63 –, er nimmt Anteil an Erkrankungen in der Familie der Neubrandenburger Freunde usw. Auch von Reiseplänen ist öfter die Rede. Reuter ist viel auf Reisen gewesen, seitdem er nach Eisenach übergesiedelt war. Dreimal ist das Ehepaar Reuter wieder in der alten Heimat gewesen und wurde dabei nicht bloß in Neubrandenburg, sondern rings im Lande gefeiert als der Dichter, der aus der Seele seines Volkes zum Volk gesprochen hatte. Aus Siedenbollentin sind von einer dieser Reisen zwei Briefe datiert (vom 7. 1. 66 und 18. 1. 66), die in die neue Ausgabe der Briefe nicht aufgenommen sind, aber doch wertvoll erscheinen, als Zeugnisse nicht bloß der Sorge um seine erkrankte Frau, sondern auch des Bedauerns, daß das Zusammentreffen mit den Neubrandenburger Freunden hinausgeschoben, vielleicht gar in Frage gestellt wird.

Als sich der unternehmungsfreudige Reuter zu der Reise entschloß (1864), die ihn und seine Luise durch die Ägäis bis nach Konstantinopel und Smyrna führen sollte, sind die Bolls ebenso wie gleichzeitig Dr. Siemerling, der andere Neubrandenburger Freund, die ersten, denen er von seinen Plänen Mitteilung macht. Er weiß, sie werden den Kopf schütteln: „Nicht wahr? es ist eine ‚Dollheit‘ von mir, ich gebe es zu; aber es ist eine angenehme ‚Dollheit‘ und hat für den Schulmeister von Treptow her und den Skribenten von Neubr. etwas ungebührlich Heroisches an sich; aber auch viel Verzeihliches.“ Ob Reuter wirklich daran gedacht hat, „Onkel Ernst“ könnte seiner „Tollheit“ folgen, wenn er weiter schreibt: „Du solltest mitreisen, Ernst, die Reise selbst ist nicht teuer, von Triest (Alles in Allem) 250 Gulden Öst. Währ.; jetzt ungefähr 174 Taler preußisch“<sup>28)</sup>. Ihn, der die Natur so aufmerksam beobachtete, hätte die Ferne schon locken können, aber die Anstrengungen einer solchen Reise konnte Ernst Boll seiner Gesundheit unmöglich zumuten, ganz abgesehen davon, daß die Reisekosten, die aufzubringen Reuter bei seinen Honorareinnahmen nicht schwer fiel, seine Verhältnisse sicher überstiegen hätten. Wie die Neubrandenburger Freunde die ersten sind, denen er seine Reisepläne mitteilt, so sind sie auch die ersten, denen er Nachricht gibt von der glücklichen Rückkehr<sup>29)</sup>.

Politische Dinge erwähnt Reuter in seinen Briefen an die Bolls verhältnismäßig selten. Auf eine Frage von Ernst Boll nach seiner politischen Betätigung in der neuen Umwelt kann er nur berichten, daß er Mitglied des Nationalvereins geworden sei, aber ein ziemlich passives Mitglied<sup>30)</sup>. Seitdem Fritz Reuter und Ernst Boll sich als Abgesandte ihrer Ortsgruppen auf den Reformtagen in Güstrow zum ersten Mal begegneten, sind 15 Jahre vergangen. Sie haben sich inzwischen beide aus dem politischen Leben zurückgezogen und haben ihre Lebensmitte auf andern Gebieten gefunden. Der aktive Einsatz um eine staatliche und soziale Neuordnung in ihrem Heimatland war neuen Interessen, die sie nun ganz ausfüllten, gewichen. Von den Idealen, die einst den Burschenschafter Reuter erfüllt hatten, Freiheit und nationale Einheit, war nur das zweite wirklich lebensbestimmend geblieben. So wird er „Bismärcker“ und bekennt sich dazu in einem Brief an die Bolls vom 5. Oktober 1866<sup>31)</sup>. Aus dem Munde des alten Demokraten mag es merkwürdig klingen, wenn er hier schreibt: „Nicht die Gardelieutenants mit ihrem Anhang sind unsere Feinde, sondern die katholische Partei mit ihrem Anhang von Dummheit und Roheit wird der Feind des neuen Deutschlands sein“<sup>32)</sup>.

3. Soviel über den Inhalt der Briefe. Nun zu den Lücken in den bisherigen Briefabdrucken. Als Gaedertz die Abschrift von den Briefen nahm (ca. 1889), lebten noch manche der in den Briefen erwähnten Personen. Es galt daher, zumal wenn Abfälliges über sie gesagt war, auf sie oder gegebenenfalls auf ihre Angehörigen Rücksicht zu nehmen. So sind in der Abschrift vielfach Namen gestrichen oder durch den Anfangsbuchstaben

<sup>28)</sup> Ges. Briefe Ausg. Batt S. 474.

<sup>29)</sup> ebd. S. 483.

<sup>30)</sup> ebd. S. 446.

<sup>31)</sup> ebd. S. 594.

<sup>32)</sup> ebd. S. 595.

# Friedrich = Franz = Gymnasium zu Parchim.

## Censur für den Primarius Reuter über das Halbjahr von Mich. 1829. bis Ostern 1830.

Detragen. Oben Ladel, wie Lottel zu zehonilun zu spät in die Aufs. d.  
Rechnung. Aufsätze, so zwar, sehr unvollständig; wenig u. lat. sehr. u. Matheumatik  
nicht ganz. Aufg. d. Buches nicht bewiesen  
Schulbesuch. Unregelmäßig, mit Ausnahmen nicht ganz unbedeutendes  
Hörsaalbesuch, nur in wenigen Stunden. Aufmerksamkeitsgrad. Augenmerk ist  
Matheum. 7 St.; Gess. 6 St.; Relig. 3 Stunden  
Aufmerksamkeit. - Konstanten

Häuslicher Fleiß. ( Hat mit Mühseligkeiten mancherlei Aufsätze ge-  
nommen; jedoch beschränkt die Fortschritte d. Aufsätze fast nur auf  
in der gewöhnlichen wegschreibenden Abfertigung aller auf-  
gegebenen Arbeiten; namentlich falls der Minderleistung der Aufsätze  
staltenselbst ist gewöhnlich Fleiß gewidmet worden müssen. - Ist  
in der Matheumatik augenmerkend, und würde viel Lob verdienen, wenn  
die schriftl. Arbeiten mehr gründlich abgearbeitet würden, ist in der Gess.  
etwa bemerkt; auch müßte auf die Französisch. schriftl. Arbeiten mehr  
Sorgfalt verwendet werden.

Fortschritte. Bedeutender sind im Allgemeinen in den schriftl. Arbeiten, obwohl  
auch diese bei längerer Bearbeitung besser gearbeitet würden die Lat.  
müßten u. wenig. Arbeiten sind nicht immer sehr sorgfältig; namentlich auch  
in einer wenig nützlichen Weise geschrieben. Fortschritte sind  
in der Matheumatik gering; wenig in beiden alten Sprachen, in Französisch  
in der Gess. u. in den schriftl. Prosaübungen; geringe in d. d.  
Lerngegenstände.  
Es ist in der ersten matheumat. Klasse vorzuzieh.

Zehleise. Geßellius. Loischer. Keffenbogen

Obige Censur ist dem Vater, Vormunde oder nächsten Angehörigen des Schülers vorzulegen und von diesem zu unterschreiben.

ersetzt. Andere Äußerungen Reuters erschienen dem Abschreiber politisch unerwünscht und sind deshalb fortgelassen.

In einer Reihe von Fällen hat der Abschreiber auch Stellen gestrichen, die ihm allzu derb erschienen. In der Tat läßt Reuter in den Briefen seinem Humor gelegentlich allzu sehr die Zügel schießen und läßt Worte oder Sätze in die Feder fließen, die am Stammtisch erzählt wohl hingenommen werden mögen, aber in Briefen niedergeschrieben peinlich wirken.

Zu den Sätzen, die mit Rücksicht auf die darin genannten Personen von dem Abschreiber fortgelassen sind, gehören vor allem die Abschnitte, in denen Reuter sich über seinen Verleger, den Wismarschen Verlagsbuchhändler Hinstorff, äußert. Das zeitweise gespannte Verhältnis zwischen Autor und Verleger ist in der Reuterliteratur öfter erwähnt<sup>34)</sup>. Die Schuld an den Unstimmigkeiten lag sicher auf beiden Seiten. Trotz des vielen Ärgers aber, den Reuter mit seinem Verleger hatte, hält er ihm doch die Treue und weist, als er ein bekannter Autor geworden war, die vorteilhaften Angebote anderer leistungsfähiger Verlagsanstalten wie Brockhaus zurück. Aus einem Brief an Ernst Boll stammt das Wort: „Esel und Esel stimmt am besten zusammen; ich will den alten Esel von Hinstorff nicht um kleiner Vortheile willen verlassen“ (Brief vom 31. 1. 1864).

Andere abfällige Äußerungen über Hinstorff, die Reuter den Brüdern Boll gegenüber macht, fehlen in den vorliegenden Ausgaben der Briefe. So ist in dem Brief vom 12. 7. 1861, der aus Dassow an den Freund gerichtet ist und auf einen einige Tage zuvor erfolgten Besuch Reuters bei Hinstorff Bezug nimmt, in den Abdruck des Briefes einzufügen: „das sind beides remarkable Persönlichkeiten, der erstere (Hobein) durch seine Liebe, der andere durch seinen Haß; ich wenigstens hätte dem Herrn Hofbuchhändler in seinem eigenen Hause gerne das Leder vollgeschlagen. — Ernst muß ihm beim Verkauf seines Buches durchaus nicht nachgeben; er will's gerne haben, möchte es aber gern geschenkt haben“<sup>35)</sup>. Noch bissiger klingen die Äußerungen Reuters über einen Besuch der Familie Hinstorff bei ihm in Eisenach im August 1864. Auch über die Gattin des Schweriner Malers Theodor Schlöpke, dem Reuter die ihm sehr zusagenden Illustrationen zu seinen Werken verdankt, fallen gleichzeitig unfreundliche Worte. Reuters waren sonst sehr gastfreundlich, ihr Haus war ja auch groß genug, um Gäste aufzunehmen. Aber der Hinstorffsche Besuch war ihm eine Last, in Hauptsache sicher wegen unerfreulicher Auseinandersetzungen über geschäftliche Dinge. Die fehlenden Worte in dem Brief vom 17. 8. 1864<sup>36)</sup> lauten: „Hinstorff, der mit seiner Frau und noch einer alten Wismarschen Kuhne einen Überfall bei uns ausgeführt hat, meint, daß in 14 Tagen das Ding (3. Teil ‚Ut mine Stromtid‘) in den Buchhandel kommen werde; ich werde dann nicht ermangeln usw. usw. — Das waren recht unangenehme Tage mit diesen Leuten; der Himmel weinte auch die ganze Zeit Rührungsthränen über unser Unglück; Frau Hinstorff wollte sich partutemang amüsieren und wurde uns krank; ihre Freundin wollte sich amüsieren und wurde langweilig, und er selbst — Sie wissen, wenigstens Onkel Ernst weiß es, daß die Unterhaltung zwischen Verleger und Autor nicht zu den angenehmsten gehört — wurde mir mit seinen Anträgen und Vorschlägen lästig und zudringlich und machte mich so verdrießlich, daß ich Gott dankte, als die Gesellschaft fort war. Genützt hat dieser Besuch gar nicht, denn über den ewigen Zankapfel zwischen uns beiden, dem Zahlungstermin, sind wir in größerer Differenz als je. Aber nicht immer sind die Besuche dieser Art. Julian Schmidt mit Frau usw.“ Die Nachschrift zu diesem Brief enthält folgende Bemerkungen über Frau Schlöpke: „Das Schönste an dem Hinstorffschen Überfall war noch, daß zu derselben Zeit Frau Lodiska Schlöpke mit Tochter hier einfielen und Anstalten machten, sich schräge über von uns auf 4 Wochen einzumiethen. Es ist aber — Gott sei Dank — nichts daraus geworden.“

<sup>34)</sup> Kurt Batt, Fritz Reuter, Leben und Werk. Rostock 1967 S. 288 ff!

<sup>35)</sup> Einzufügen auf S. 379 Ausg. von K. Batt.

<sup>36)</sup> Einzufügen auf S. 501 Ausg. von K. Batt.

Um Verlagsfragen handelt es sich auch in dem Brief vom 27. 11. 1866 an Ernst und Franz Boll <sup>37)</sup>. Diesmal ist aber nicht der Wismarsche Verleger betroffen. Franz Boll hatte bei Reuter angefragt, welchem Verlag er wohl die in seinen Händen befindliche Biographie von Woltersdorff anbieten könne. Reuter ist bereit, eine Vermittlerrolle zu spielen und macht Vorschläge über die für den Aufsatz in Frage kommenden Zeitschriften. Er nennt die bekannten Familienzeitschriften „Gartenlaube“ und „Daheim“. Der dann folgende längere Abschnitt, in dem Reuter auch die Zeitschrift „Über Land und Meer“ nennt, fehlt in den beiden Briefausgaben.

Er lautet: „Dann würde auch noch ‚Über Land und Meer‘ zu berücksichtigen sein, welches namentlich geneigt scheint, längere Artikel zu bringen. — Auf alle Fälle erkundige Dich doch einmal, ob der verstorbene Pastor Woltersdorff ein Sohn ist des alten Gymnasialdirektors Wolt. zu Salzwedel, und ein Bruder des Majors Woltersdorff zu Breslau, der bei dem 1. Kürassier-Regiment stand. Für diesen Fall habe ich eine prachtvolle, rührende, die Familie ehrende Anekdote, die ich gerne bereit bin, mit meinem Namen dem Dinge an den Kopf zu setzen. — Nun zu Dir, lieber Ernst! Deinen Otto Spamer habe ich leider das Glück, persönlich zu kennen, er hat auf mich einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht und seine Geschäftsgenossen scheinen meinem Urtheil beizupflichten. Heute morgen ist ein sehr spezieller Freund und Landsmann von mir, der Verlagsbuchhändler Ehrhard Quandt aus Leipzig (Firma Quandt und Händel) von mir abgereist, derselbe läßt Dir, von mir in Deiner Angelegenheit befragt, durch mich sagen: Du müßtest zuerst eine in bestimmter Summe formulierte Forderung an den Spamer abgehen lassen und falls er dann nicht zahlen sollte, so solltest Du ihm (Quandt) eine Anweisung auf Deinen Schuldner zusenden, dann würde er ihn schon zur Zahlung anhalten. — Quandt ist durchaus zuverlässig, sicher und sehr sorgsam. Nun lebt wohl. Mit den gebräuchlichen Grüßen von Haus zu Haus Euer Fritz Reuter.“

Es ist anzunehmen, daß es sich bei den Forderungen von Ernst Boll an Spamer um Geldbeträge handelt, die auf einen Aufsatz Bolls in einer Spamerschen Zeitschrift zurückgehen.

Kürzungen, die politische Äußerungen Reuters betreffen, beziehen sich zum großen Teil auf die Ereignisse des bewegten Jahres 1866. In ihnen nimmt Reuter trotz der bitteren Erinnerungen an die Haftzeit in preußischen Festungen eindeutig Partei für die Sache Preußens. Warum der Abschreiber der Briefe die heftigen Worte, die Reuter in seinem Brief vom 5. 10. 1866 <sup>38)</sup> gegen Österreich gebraucht, fortgelassen hat, ist nicht recht ersichtlich. Sie lauten: „es ist mir unendlich leicht ums Herz, daß die Dummheit und Depravation des österreichischen Katholizismus nicht den Sieg davongetragen hat“, und schließen sich an die harten Worte über Frankreich und England an, die ihm sein durch den Sieg Preußens über Österreich entflammter Nationalstolz in die Feder gegeben hatte: „Mir ist ein ordentlicher Stolz ins Herz gezogen, daß wir Deutsche doch nicht nöthig haben fürder uns von jedem hergelaufenen Hanswurst von Franzosen und Bulldogg von Engländer auf der Nase tanzen zu lassen“ <sup>39)</sup>.

Reuter ist von der Größe Bismarcks beeindruckt und nennt sich einen „Bismärcker“ (ebenda). Das war das Ergebnis seines Miterlebens von 1866. Zwei Jahre vorher hatte er sich noch ganz anders geäußert. Da hatte er in dem Brief vom 31. 1. 1864 Preußen und Österreich gleich heftig angefahren: „Jeder thut in seiner Sphäre, was er gegen die Kanaille (Karnallge) vermag.“ Dem Abschreiber der Briefe muß dieser Ausdruck wohl zu unbeherrscht geklungen haben. Er fehlt daher in den Briefausgaben und ist dort einzufügen <sup>40)</sup>.

Auf das Miterleben der großen Ereignisse von 1870/71 schaut Reuter in seinem Brief vom 15. 7. 1871 voll Dankbarkeit und mit Stolz zurück. Die Hoffnung des alten Demokraten ist, daß aus der neu gewonnenen nationalen Einheit auch die Freiheit erwachsen möchte. „So ein neuer Staat, wie das deutsche Reich“, so schreibt er an Franz Boll, „kann nicht still stehen, er muß vorwärts, wenn auch mit großen Unterbrechungen“. Daß diese

<sup>37)</sup> Ges. Briefe Ausg. Batt S. 600.

<sup>38)</sup> ebd. S. 592 ff.


<sup>39)</sup> ebd. S. 594

<sup>40)</sup> ebd. S. 475.

Wiedland d. 24. Junii 1854

Freiherren v. Sieden,

Ihre Sorg ob von mir meine Töchter hierher zu schicken,  
 bezugnehmend zu besprechen, deshalb kann ich Ihnen  
 einigmaßen zu versichern. Wenn Sie sich nicht  
 gegen sie und ich nicht sie in meine Hände  
 verschicken lassen, dann wird es das beste sein  
 für alle Beteiligten und ich werde mich  
 dem abgeben lassen, mit der Gewissheit abzugeben  
 mich eine solche Bestimmung anzuzeigen. Aber ich  
 kann Ihnen versichern das ich bei der geliebten  
 Töchterinnen Bestimmung, und meine Töchter  
 sind meine Willen für mich fordern im Allen  
 die Töchter anzuweisen und zu versichern die  
 Töchter zu den Eltern kommen im Allen  
 guten Willen wird mit der Bestimmung  
 die besten Bestimmung für die Töchter, die  
 einzigen Söhne sein und beständigen Vater gelobt.  
 Die alle von Einigkeit für die Töchter  
 nicht können. Gaflich gegen mich gegen, habe ich  
 ich mich ich eine Bestimmung für die Töchter  
 Vater zu ich von der Töchter, habe ich  
 meine Töchter Vater mich nicht nicht  
 man wird, Sie ich zu ich für die Töchter.  
 Sie wird für die Töchter, habe ich  
 Consector Bestimmung für die Töchter, habe ich  
 Bestimmung für die Töchter, habe ich

  
 Johann Sieden  
 Schrift Seuter.

dem neuen Staat innewohnende, vorwärts drängende Kraft auch auf die Verhältnisse in Mecklenburg zurückwirken werde, ist die Hoffnung des Dichters. Er schreibt daher in demselben Brief: „Mag immerhin der große Erfolg dieser Zeit dem preußischen Militarismus zugeschrieben werden, der sich ja stets der Freiheit widerwärtig gezeigt hat, so kann man sich doch nicht der Wahrheit verschließen, daß Bismarck und die ganze preußische Regierung sich auf revolutionärem Boden bewegen, und die ersten Fortschritte auf diesem Boden werden sich wohl gegen Mecklenburg richten.“ Diese Äußerung mochte dem konservativen Abschreiber, dem die mecklenburgische Landesverfassung vielleicht als Ideal erschien, unerwünscht erscheinen. Er ließ sie daher fort und setzte an ihre Stelle die so oft verwandten Auslassungspunkte, die dann in die gedruckten Ausgaben der Briefe übernommen wurden <sup>41)</sup>.

An andern Stellen bezeichnen die Auslassungszeichen in den beiden Ausgaben der Briefe nur den Fortfall von Namen. Reuter erwähnt in seinen Briefen an die Bolls häufig Personen, an denen er Kritik übt, oder über die er ein abfälliges Urteil fällt. Die Bedenken, die den Abschreiber zu der Fortlassung der Namen veranlaßten, bestehen heute nicht mehr. Daher können sie in den Brieftext eingefügt werden. So ist es bei dem Brief vom 17. 8. 1864 <sup>42)</sup>, wo Reuter schreibt, daß er durch eine plattdeutsche Dichterin nach dem Muster von Kägebein belästigt worden sei. Sie hatte wohl gehofft, durch ein beifälliges Urteil des Dichters mit ihren poetischen Erzeugnissen vor der Öffentlichkeit besser bestehen zu können. Ihr Name ist in dem Brief angegeben mit „Carline Riefstahl geb. Münchmeyer aus Langwitz in der Begüterung“. Sie wird an anderer Stelle von Reuter nicht wieder erwähnt. Sie wird aber dem Briefempfänger bekannt gewesen sein. Sie wohnte in Langwitz bei Schwinkendorf, einem zur Basedowschen Begüterung gehörigen Dorfe.

Eine andere plattdeutsche Gedichtsammlung erwähnt Reuter in dem Brief vom 2. 10. 1863 <sup>43)</sup>. Er spricht im Hinblick auf sie und andere ähnliche Sammlungen von einem „grasierenden Übel“. Der Abschreiber hat den Namen fortgelassen. Er ist auf S. 447 der neuen Ausgabe der Briefe als Bülow'sche Gedichtsammlung zu ergänzen. Es handelt sich dabei um Dichtungen der Bülow-Töchter, die einst in Dömitz als Töchter des Festungskommandanten im Leben des Dichters eine Rolle gespielt hatten.

In dem Brief vom 15. 7. 1871 dankt Reuter Franz Boll für Nachrichten, die er ihm über Verhältnisse und Personen in Neubrandenburg hat zukommen lassen. Manches davon ist ihm aber schon bekannt, „denn Du mußt wissen“, so schreibt er an den Freund, „daß wir an zwei vorzüglichen, reichlich fließenden Klatschquellen sitzen“. Das eine ist das Rostocker Tageblatt. Das andere sind — der Name ist von dem Abschreiber fortgelassen — die Briefe von Ottilie Hasselbach. Diese, eine Neubrandenburger Freundin der Familie Reuter, ist in den Briefen wiederholt erwähnt. In demselben Brief ist die zweite Namenslücke auf S. 696 der neuen Briefausgabe zu ergänzen mit „der Advokat Streit in Coburg“. Der Name wird von dem Abschreiber verschwiegen, weil er wegen betrügerischen Bankrotts bestraft war.

Ein längerer Abschnitt fehlt, gleichfalls aus persönlichen Gründen, auf derselben Seite (S. 696). Er betrifft den Freitod zweier in der Neubrandenburger Gegend bekannten Persönlichkeiten, des Müllers Heyden in Kotelow und des Gutsbesitzers v. Dewitz-Miltzow. Die beiden Fälle werden von Reuter auch in dem Brief vom 25. 12. 1871 an Richard Schröder, den Sohn des Treptower Justizrates, erwähnt. Der in dem Brief an die Bolls auf S. 696 Zeile 19 gestrichene Absatz lautet: „Daß es mit Dewitz-Miltzow solch Ende nehmen würde, kann gerade nicht befremden; aber mit Heyden-Kotelow ist mir die Sache höchst unklar, banquerutt kann er doch am Ende nicht sein, es muß also wohl der Fluch gewaltet haben, der auf der ganzen Familie lastet; die beiden andern Brüder,

---

<sup>41)</sup> ebd. S. 679.

<sup>42)</sup> ebd. S. 503.

<sup>43)</sup> ebd. S. 444 ff.

der Landrath auf Leistenow und der jüngste auf Bredenfelde sind allem Anschein nach demselben (Schicksal) ebenfalls verfallen.“

Reuter schreibt seine Briefe sehr fließend. Es sind kaum Unebenheiten sprachlicher Art oder sachliche Versehen in ihnen enthalten, die eine nachträgliche Korrektur erforderlich gemacht hätten. Weil Reuter so flüssig schreibt, daß seine Briefe dem gesprochenen Worte gleichen, laufen ihm gelegentlich Derbheiten in die Feder, die am Stammtisch oder im Freundesgespräch wohl belacht werden mögen, die aber geschrieben oder gar gedruckt peinlich wirken. In den Ausgaben der Reuter-Briefe fehlen daher einige solcher Absätze. Die erste Äußerung dieser Art stammt aus dem Brief vom 5. 10. 1866 und nimmt Bezug auf eine Klatschgeschichte aus Neubrandenburg, die Ernst Boll an Reuter berichtet hatte. Um was es sich dabei handelte, erfahren wir nicht. Die gekürzte Stelle <sup>44)</sup> lautet: „Ogleich uns von Dir, lieber Ernst, fast gar keine näheren Andeutungen geworden sind, so sind wir, meine Frau und ich, doch Beide darin einig, daß dies Basiliskenei wahrscheinlich von dem liebenswürdigen Popo einer früheren Nachbarin von uns angebrütet und dann von der literarisch sein wollenden Clique vollständig ausgebrütet ist, und nun wird wohl das Product mit der Eierschale am Hintern als vollständig fertige Erziehungsmethode durch die Straßen der Vorderstadt laufen.“ Die allzu anschaulichen Ausdrücke fehlen in den Ausgaben der Briefe.

Einer der ältesten Freunde von Fritz Reuter ist „unser Reinhard“. Ernst Boll stand ihm als demokratischer Gesinnungsfreund ebenfalls nahe. 1848 wurde er zum Abgeordneten der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt gewählt, 1849 seines Amtes als Rektor der Stadtschule in Boizenburg enthoben und des Landes verwiesen. Seit 1863 war er Redakteur der „Allgemeinen deutschen Arbeiterzeitung“ in Koburg. So waren die beiden alten Freunde einander wieder nähergerückt. In Reuters Dichtungen taucht er als „Freund Rein“ oder „Avkat Rein“ auf. Eine derbe, volkstümliche Anekdote, die in früheren Jahren des Dichters vielleicht Stoff zu einem „Läuschen“ hätte abgeben können, bringt Reuter als Anhang zu dem Brief vom 2. 10. 63 (Ausg. Batt S. 444) an die Brüder Boll unter der Überschrift: „Eine Geschichte von unserem Reinhard, aber nur für Herren“. Die Nachschrift lautet: „Hier wirklich passiert, aber von Reinhard ins Mecklenburgische transponiert“. Die reichlich derbe Anekdote soll hier nicht zum Abdruck gebracht werden, ebenso wie der frühere Abschreiber sie fortgelassen hat. Ebenso soll eine antisemitisch klingende Äußerung Reuters in dem Brief vom 6. 8. 57 (Ausg. Batt S. 310), von der Reuter selbst schreibt: „Das ist ein scharfer Toback“! hier nicht wiedergegeben werden. Auch Gaedertz läßt an dieser Stelle wieder die bekannten Auslassungspunkte auftreten (S. 313).

Ganz ohne Grund sind dagegen einige andere kleine Abschnitte in den Reuterschen Briefen von dem Abschreiber gestrichen. So der zweitletzte Absatz in dem Brief vom 15. 7. 1871: „Meine Frau, die abgesehen von ihren alten verdrießlichen Kopfschmerzen recht wohl ist und viel stärker in Umfang und Gewicht als früher ist, grüßt Dich und Deine Frau und Kinder auf's Freundlichste; ich thue desgleichen. Auch bitte ich Dich Brückner, Krull und Siemerling meinen Gruß zu überbringen“ <sup>45)</sup>. Ob Frau Luise Reuter, die zur Zeit, wo die Abschriften der Briefe genommen wurden, noch lebte († 1894) nicht gerne hörte, daß sie im Alter korpulent geworden war? Dann könnte der Abschreiber der Briefe K. Th. Gaedertz, der Frau Reuter nahestand, den Absatz in Rücksicht auf diese kleine Eitelkeit der Witwe fortgelassen haben.

Die im Vorstehenden aufgeführten Sätze der Briefe von Fritz Reuter an die Brüder Boll berühren die wichtigsten Streichungen, die der Abschreiber seinerzeit (um 1889) vorgenommen hat. Aber die Abweichungen der Abschriften von den Originalen gehen weiter. „Briefe sind Dokumente; sie sollen in jedem Betracht authentisches Zeugnis sein“, schreibt H. H. Leopoldi, der Herausgeber der Briefe in der jüngst erschienen Reuter-Ausgabe <sup>46)</sup>. Wenn dieser Grundsatz beachtet wird, dürfen bei Wiedergabe von Briefen

<sup>44)</sup> Auf S. 593 der Ges. Briefe Ausg. von K. Batt.

<sup>45)</sup> Einzufügen auf S. 698 der Ges. Briefe Ausg. Batt.

<sup>46)</sup> a. a. O. S. 723.



keinerlei Veränderungen des Textes vorgenommen werden. Sie dürfen weder stilistisch geglättet werden, noch in Rechtschreibung und Interpunktion dem heutigen Gebrauch angepaßt werden. Danach aber hat der Abschreiber der Reuter-Briefe seinerzeit nicht gehandelt. Er hat auch die Unterschrift in den Briefen und gelegentliche Nachschriften fortgelassen. Die Briefe, wie sie heute gedruckt vorliegen, entsprechen also nicht jener Anforderung. Wenn jenem Grundsatz Folge gegeben werden sollte, müßten sie in Rechtschreibung und Interpunktion ganz dem Original entsprechen und dürften keinerlei Änderungen, mögen sie auch noch so belanglos erscheinen, enthalten. Diese unbedeutenden Textänderungen zu korrigieren, war im Vorstehenden nicht möglich.

---

## Elegie

Allein zu wissen!  
Den sehnenen Gott in der Brust,  
Wenn aufgetürmt die Zeichen der Zeit  
Schrecklich drohen  
Und der Stunde Geläut  
Dem Sehenden  
Die Ohren sprengt,  
In der Wüste des Tages  
Die Meute der Wölfe heulend  
Um Aas giert  
Und die Erde gewitterschwanger  
Im glühenden Leib bebt  
Unter ausbrechenden Maßen  
Des begrabenen Gottes.  
Am Abendrand aber steht  
Luzifer  
Und höhnt das fluchbeladene Geschlecht,  
Die leeren Stunden  
Und schrecklichen Ausgang. —  
Wer hilft ihm, dem Wissenden,  
Im Turme der Einsamkeit,  
Wer kündigt Liebe und göttlichen Sinn,  
Wenn den Adler, der Boten Einen,  
Die Klauen der Raben zerhacken  
Im fahlen Feld.  
Allein zu wissen!  
Tote Stunde, Chaos und die Finsternis  
Des Nichts.  
Allein zu lieben  
In zager Mitternacht der Zeit!  
Wann kehrt heim der Gott,  
Zu künden durch des Menschen Mund  
Das ewige Gesetz  
Und die Tafeln der Liebe!

Fritz Hagemann

## Der Steintanz von Boitin bei Bützow

von Bruno Hollmann †

Die warmen Sommertage des Frühlings und Vorsommers laden zum Wandern in Mecklenburgs Landen ein. Glasklar und durchsichtig liegen Seen und Sölle wie große Augen in der von sanften Höhen durchzogenen Landschaft. Die Kiefern mit ihren rotbraunen Stämmen haben aus dem Dunkel ihres Alltagskleides helle Spitzen hervorgeschickt und Kerzen aufgesteckt. Am prächtigsten aber sind die Buchen, wenn ihr neues Blätterkleid von den Sonnenstrahlen hellgrün aufleuchtet und diese zitternde Kreise und Flecken auf den glatten silbergrauen Stämmen malen. Feierlich mutet solch ein hochstämmiger Buchenwald an, doppelt feierlich, wenn er abseits vom Getriebe des Alltags gelegen, dem suchenden Wanderer sein Geheimnis, ein Denkmal aus grauer Vorzeit, preisgibt.

Solch ein sagenumspannter Wunderwald ist die Boitiner Forst, gelegen mitten im Herzen Mecklenburgs, auf dem „klassischen Boden“ der Vorzeit unseres Heimatlandes. So nannte Friedrich Lisch, der Begründer der mecklenburgischen Vorgeschichtswissenschaft, das Gebiet zwischen der alten Bischofs- und Universitätsstadt Bützow und der Landtagsstadt Sternberg. Es ist nicht ganz leicht, an Ort und Stelle zu gelangen. Denn nur wenige Schneisen durchziehen das Forstrevier, und auch diese sind nicht gerade verkehrsfreundlich. Am günstigsten ist es, von der an der Schwerin-Güstrower-Strecke liegenden Bahnstation Warnow die Wanderung anzutreten. Auf der den Wald von West nach Ost durchziehenden Hauptschneise kommt man zunächst an ein paar Hünengräbern vorbei, und nach einiger Zeit taucht dann zwischen hohen Buchenstämmen das eigenartigste der mecklenburgischen vorgeschichtlichen Denkmale auf, der Steintanz von Boitin.

Drei Kreise von einem Durchmesser, der zwischen 8 und 14 Metern liegt, gebildet aus hochragenden Steinblöcken, bieten sich dem suchenden Auge dar. Zu jedem von ihnen gehören neun Steine, ihre Höhe und Größe ist verschieden, der größte ragt noch über 1,60 Meter aus dem Boden hervor. Er ist auch dadurch noch ausgezeichnet, daß er 13 in der Längsrichtung in ihn eingemeißelte vierkantige Löcher aufweist — Vorbereitungen, um den Stein zu „klöben“. Im Volksmunde führt dieser Stein, der bis vor wenigen Jahrzehnten noch am Boden lag, den Namen „Brautlade“. Noch zwei andere Steine weisen Besonderheiten auf: sie haben eine Art Stufe oder Auftritt und werden deshalb als „Kanzelsteine“ bezeichnet. Rund 150 Meter entfernt von den drei großen Steinkreisen liegt jenseits des trockenen Dreetzer Grabens noch ein vierter, aber kleinerer Steinkreis, der jetzt noch aus acht, ursprünglich aber wohl aus ebenfalls neun Steinen bestand. Von einem der Kanzelsteine kann man über den Mittelpunkt eines anderen Kreises zu dem Mittelpunkt des vierten Kreises hinblicken.

Daß diese seltene und seltsame Anlage zu vielem Nachdenken und zu vielen Deutungen Anlaß gegeben hat, liegt auf der Hand. Zunächst hat sich die Volkssage dieses Platzes bemächtigt. Wohl am bekanntesten ist die Sagenfassung, daß eine Hochzeitsgesellschaft hier getanzt habe und voller Übermut mit Mettwürsten und Broten oder Käse Kegel gespielt habe. Da sie trotz Warnung nicht von diesem Spiel abgelassen habe, seien alle Teilnehmer in Steine verwandelt worden. Eine andere Sage behauptet, daß ein Schäfer mit samt seinen Schafen in Steine verwandelt sei, weil er während eines Gewitters so greulich geflucht habe. Der Schäfer und sein Hund, die etwas abseits der Steinkreise lagen, sind nicht mehr vorhanden. Die Steine, in die sie verwandelt wurden, sind in einem benachbarten Dorfe zu Schwellensteinen benutzt worden. An den Stein mit den 13 Bohrlöchern, die Brautlade, knüpft sich noch ein besonderer Sagenzug: Am Johannistag hängt mittags ein roter Faden aus einem der Löcher hervor. Wenn ein in der Johannisnacht geborenes Mädchen um die Mittagszeit

hierher kommt, vermag es den Faden herauszuziehen und dadurch einen reichen Braut-  
schatz zu gewinnen. Erzählt wird aber auch, daß durch das Herausziehen des Fadens  
die Verwandlung in Steine gelöst werden könne.

Daß die Sage von den tanzenden Bauern bereits im 18. Jahrhundert bekannt war,  
vermeldet uns ein Bericht aus der Zeit, als Bützow einmal vorübergehend Universitäts-  
stadt war. Jawohl, Universitätsstadt! Herzog Friedrich, von 1758—1785 Mecklenburgs  
Herrscher, hatte sich mit der Stadt Rostock wegen der dortigen Universität erzürnt  
und verlegte deshalb die Universität im Jahre 1760 nach Bützow. Hier führte sie bis  
1788 ein wenig rühmliches Dasein. Aber in dieser Zeit erschien sogar eine Art Uni-  
versitätszeitschrift unter dem Namen: „Bützowsche Ruhestunden“, herausgegeben von  
dem rührigen Professor Mantzel, der — seines Zeichens zwar Jurist — sehr für Anti-  
quitäten und Curiositäten interessiert war. Mantzel hat den Steintanz 1766 besucht,  
da davon soviel Redens gemacht war, und seine Eindrücke im 24. Teil seiner Ruhe-  
stunden beschrieben. Eine weitere Nachricht stammt aus der Zeit der Romantik, als  
F. L. C. Brüßow im „Freimüthigen Abendblatt“ 1823 in seiner Abhandlung über:  
„Spuren von öffentlichen (Vehm)Gerichtsplätzen aus grauem Altertum in Mecklen-  
burg“ auch den Steintanz von Boitin neben dem von Lähnwitz den Gerichtsplätzen  
zurechnet. Die erste bildliche Veröffentlichung des Steintanzes mit eingehender Be-  
schreibung erfolgte in dem 1837 erschienenen Werk „Friderico-Francisceum“ von  
Friedrich Lisch, der auch veranlaßte, daß der große Steintanz von einem gemeinsamen  
Graben umgeben wurde. Wiedergabe der Abbildungen aus dem Friderico-Francisceum  
auch: Mecklenburg, Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg, Jg. 24, 1929, S. 91.

Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts geriet der Steintanz von Boitin in fast  
völlige Vergessenheit, bis er 1928 durch einen Ortskundigen seinem Dornröschens-  
schlaf entrissen wurde. In diesem Jahre wurde in den Mecklenburgischen Monats-  
heften der Nachweis zu führen versucht, daß die gesamte Anlage eine 3000 Jahre  
alte Sternwarte mit Kalendarium sei, angelegt nach einheitlichem Plan und einheit-  
lichen Urmaßen.

Der Aufsatz erregte starkes Aufsehen in und außerhalb Mecklenburgs, sogar aus  
England und Amerika kamen Anfragen nach Schwerin. Das Tollste aber leistete sich  
ein amerikanischer Berichterstatter, der aus Berlin der New York Times funkte, daß  
ein 3000 Jahre altes Observatorium beim Ausheben eines Kellers entdeckt sei und  
daß mehrere Museen bereits Kaufangebote gemacht hätten!

Diese Neuentdeckung des Steintanzes von Boitin hatte zur Folge, daß zunächst  
einmal dieses Denkmal unserer Vorzeit wieder, vielleicht sogar allzuhäufig als Wander-  
ziel gewählt wurde, dann aber auch, daß von astronomischer und vorgeschichtlicher  
Seite versucht wurde, das Rätsel des Steintanzes zu lösen. Eine astronomische Ver-  
messung durch die Potsdamer Sternwarte ergab mit voller Sicherheit, daß weder eine  
Sternwarte noch ein Kalendarium in der Boitiner Anlage vorliegt. Auch das einheit-  
liche Maß fehlt. Mitgeteilt in der Praehistorischen Zeitschrift XXII, 1931, S. 197 ff.

Den Vorgeschichtsforschern waren Steinkreise und Steintänze keine unbekannt  
Erscheinungen. Sie finden sich aus älterer Zeit in großer Zahl in England, wo Stone-  
henge das bekannteste Beispiel ist, das etwa um 1800 v. Chr. entstanden ist. Eine  
größere Gruppe findet sich dann in Mecklenburg, wo u. a. Steinkreise aus Helm,  
Spornitz, Lähnwitz und Boitin bekannt sind. In Vorpommern liegen Steinkreise z. B.  
bei Netzeband, aus Westpreußen ist der Steintanz von Odry der bekannteste. Dieser  
besteht jetzt noch aus zehn Steinkreisen, die zum Teil nach der Sommer- und Winter-  
sonnenwende orientiert sind.

Die mecklenburgische Gruppe gehört nach Scherbenfunden spätestens in die ältere  
Eisenzeit. Das ergab eine Grabung in unserm Boitiner Steintanz. Die 700-Jahrfeier  
der Stadt Bützow im Jahre 1929, durch deren ehemaligen Einwohner Professor Mantzel  
die erste Kunde von dem Steintanz auf uns gekommen ist, bot den Anlaß für den  
damaligen Betreuer der mecklenburgischen Vorgeschichte, Professor Dr. Dr. h. c. Robert

Beltz, hier den Spaten zu einer Probegrabung anzusetzen, an der Unterzeichneter teilnehmen durfte.

Suchgräben, die im großen Steintanz angelegt wurden, brachten ein Resultat, das eine Altersbestimmung ante quem ermöglichte. Gefunden wurden Brandstellen und eine schwarze, aschengefüllte Urne aus der älteren Eisenzeit, die etwa in das V. vorchristliche Jahrhundert gehört. Diese Datierung paßt zu dem Alter der anderen Steinkreise von Helm, Poel, Ziesendorf und Netzeband.

Da sich in den von anderer Seite untersuchten Steinkreisen von Netzeband und Odry ebenfalls Urnenbestattungen gefunden haben, und zwar in größerer Anzahl, darf man für unsern Boitiner Steintanz denselben Schluß ziehen. Sollte tatsächlich in jedem Kreis nur eine Beisetzung stattgefunden haben — eine völlige Durchgrabung der Steinkreise würde diese Frage lösen können —, so muß es sich bei dem Bestatteten um eine einflußreiche Persönlichkeit gehandelt haben. Denn die sonstige Bestattungsform dieser Zeit ist das Urnenfeld, wo sich Urne neben Urne findet. Daß man in der Boitiner Forst für die Bestattung einen Platz ausgewählt hat, der schon vorher für Opfer und Kultus in Betracht kam, ist nicht abzuleugnen. Die Volkssagen nämlich, die von Tänzen oder Zusammenkünften an diesen Plätzen berichten — in Schweden ist für die Steinkreise der Name „Richterringe“ üblich, was also Versammlungen voraussetzt —, beweisen, daß die Kenntnis von dem kultischen Charakter dieser Anlagen nicht aus dem Gedächtnis der Bewohner verschwunden ist.

Wenn wir dem Steintanz von Boitin den Charakter als Sternwarte oder Kalendarium haben nehmen müssen und von dieser romantischen Deutung zu einer einfacheren kamen, nämlich der als einer Grabstätte aus einer Zeit vor etwa zweitausend Jahren, so bleibt doch der Steintanz von Boitin ein monumentales Denkmal für Glauben und Brauch vergangener Zeiten. Dieses Denkmal in seiner herben Unberührtheit und wuchtigen Strenge weiterhin zu erhalten, ist eine schöne Aufgabe, die der Denkmalpflege in Mecklenburg gestellt ist.

*Im Jahre 1970 jährt sich zum 175. Male der Tag, an dem Herzog Carl von Meckl.-Strelitz unser Carolinum gegründet hat, aus dem alle anderen Neustrelitzer Schulen hervorgegangen sind.*

*Aus diesem historischen Anlaß kommen wir in Marburg an der Lahn*

*vom 18. — 20. September 1970*

*zu festlichen Tagen zusammen. Zur Teilnahme fordern wir alle Caroliner und Freunde herzlich auf.*

*Die Festfolge geben wir rechtzeitig bekannt.*

# Über den Ursprung und die Geschichte Malchins (IX)

## Malchin gegen Ende des 14. Jahrhunderts

Von Ulrich Fischer

Ernst Boll\*) schreibt 1861 in seinem bekannten „Abriß der mecklenburgischen Landeskunde“ über die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts: „Auch in Mecklenburg herrschte damals eine gränzenlose Verwirrung: kleine Kriege, Fehden und Raubzüge, von Fürsten, Gutsbesitzern, Bürgern und Bauern unternommen . . . waren etwas Alltägliches; kurz, es herrschte hier ein Zustand, von welchem wir uns in unseren friedlichen, unter dem Schutz der Gesetze stehenden Zeiten kaum eine Vorstellung machen können.“

Der einzige tatkräftige Herrscher im Lande, der Ruhe und Ordnung hätte schaffen können, Herzog Albrecht II. von Mecklenburg, verbrauchte seine Energie und seine Mittel in seinen ehrgeizigen nordischen Unternehmungen. Sein Sohn Albrecht III. war als König von Schweden und später Gefangener zu lange von seinem Heimatland abwesend.

Die anderen in Mecklenburg zurückgebliebenen Angehörigen des Herzogshauses waren unbedeutend und energielos. Das einzig Gute, das man ihnen nachrühmte, war ihr früher Tod.

Die Fürsten von Werle, selber machtlos — von denen nicht viel berichtet wird —, bemühten sich, durch die ungemütlichen Zeiten hindurchzukommen, so gut es ging. Gegen die Ritter suchten sie Rückhalt bei den Städten, gegen die sie gelegentlich auffällig nachsichtig waren, und denen sie ihre alten Rechte willfährig bestätigten.

Im übrigen strebte jedermann danach, sich durch das Leben, das gewiß nicht leicht war, hindurch zu lavieren, seinen kleinen Vorteil zu wahren und auf der Hut zu sein.

So schrecklich wie nach dem 30jährigen Krieg waren die Verhältnisse aber auf keinen Fall. Denn Handel und Wandel gingen weiter, wenn auch unter manchen Behinderungen, man schloß noch Verträge ab. Sonst hätten die folgenden Urkunden nicht entstehen können.

M. U. B. Bd. 18. S. 29. Nr. 10174.

1371 März 12. Johann, Fürst von Werle, verpfändet an Ulrich Maltzan für eine Schuld von 530 Mk. Lüb. eine jährliche Hebung aus den Dörfern Sagel und Dahmen (dorp to dem Szagele unde to der Damen), sowie Gericht, Bede, Zehnten u. a. aus dem Dorfe Moltzow.

. . . Zeugen: unsere lieben getreuen Claus Hane (Vorfahr der Grafen Hahn-Base-dow), Olrik Moltzan, Hinrik Schmecker, Hinrik Linstow und Joachim Nortmann-Ritter.

(Anm.: Dahmen liegt am Südwestende des Malchiner Sees, Moltzow 3 km südlich davon, Sagel ist untergegangen. Es lag 3 km östlich von Dahmen dicht südlich Rothenmoor.)

M. U. B. Bd. 18. S. 42. Nr. 10190.

1371 April 21. Albrecht, Herzog von Mecklenburg, schließt mit dem Herzog Kasimir von Pommern-Stettin ein Landfriedensbündnis.

(Anm.: Dies brachte den Werlern, die Albrecht bei seinen nordischen Unternehmungen den Rücken hatten decken müssen, eine Entlastung.)

---

\*) Vgl. Nr. 52 des „Carolinum“ S. 64 ff.

1372. Volrad Hanensee vermacht letztwillig der Pfarre zu Bülow (am Malchiner See) 3 Mark Rente zu Seelenmessen und eine Hebung von 12 Witten (= albus = Lübecker Pfennigen) von der Stadt Malchin.

Nach dem Wort des Aristoteles ist die Natur des Menschen veränderlich, und sein labiles Leben beweist den Erfolg seiner Seele; auch kann er nicht mit Gott . . . usw.

Es mögen Alle erfahren, Gegenwärtige und Zukünftige, die die vorliegende Schrift einsehen werden, daß ich Volrad Hanensze (Hahnensee) bezeuge und bezeugt habe, daß bis zu meinem Tode für den Pleban in Bülow, aber auch für seine Nachfolger, jährlich und ständig 3 Mark von meinen willfähigen und gerüsteten Gütern erhoben werden sollen, wofür der vorgenannte Pleban, aber auch alle seine Nachfolger, 3 Messen für die Verstorbenen jeder Woche lesen sollen.

Dieses Testament habe ich gemacht und angeordnet für das Heil meiner Seele und das meiner Gattin, meiner Eltern, aber auch unserer Söhne.

Zeugen, die zugegen waren: Euerdes Schult, Virener, Hans Wademester, Peter Brummer in Bulow und noch mehr durch Treue Würdige.

A. D. 1372 unter meinem Siegel. Und von wem das Geld erhoben werden soll, steht in meinem versiegelten Brief.

Und von folgenden Leuten soll gezahlt werden: nämlich Brun wird 10 Schilling geben, Marquart Tollin 8 Schilling, Clawes Peltzer 10 Schilling und Hennig Hopener 10 Schilling.

In gleicher Weise habe ich dem Pleban in Bulow 12 Witte in wendischer Münze vermacht, und diese wird der Magistrat (consulatus) von Malchin geben für jenen Kamp (= umzäuntes Feld), den ich ihnen zugestanden (fau) habe zum Aufhängen ihrer Netze und Waden bis zu jener Zeit, da diese Stiftung verkauft oder eingelöst werden wird.

(„Nach einer Abschrift aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts im Rats-Archiv zu Rostock, welche etwas beschmutzt und abgescheuert ist.“)

1372 März 31. Albrecht, Herzog von Mecklenburg, bezeugt, dem Ritter Kurt Bröker und seinen Vettern 625 Lüb. Mark zu schulden.

Wir, Albert, von Gottes Gnaden Herzog zu Mecklenburg, Graf zu Schwerin, der Lande Stargard und Rostock Herr, bekennen öffentlich und bezeugen in diesem Brief, daß wir und unsere Erben aus rechter Schuld dem ehrbaren Cord Bruker, Ritter, und seinen Vettern Gheerd und Ebele, genannt von Bertekow-Knappen, und ihren Erben 625 Lübesche Mark schuldig sind, die wir ihm jetzt zum nächsten St. Martins-Tag bezahlen (bereden) sollen mit barem Geld oder mit sovielen Pfändern, daß sie jederzeit die oben genannte Summe von Juden oder Christen bekommen können und dafür nehmen dürfen, wie es Pfandrecht ist.

Diese Zahlung sollen wir ihnen leisten binnen Malchin oder binnen Demmin. Und die freie Wahl (kore = Kür) soll stehen für den Ritter Coerd und die Knappen Gherd und Albert oder ihre Erben, und zwar in dieser Weise:

Verlangen (eschen = heischen) sie, die Bezahlung in Demmin zu empfangen, so sollen sie und ihre Erben für die Bezahlung und die Leute, die die Bezahlung vornehmen sollen, sicheres Geleit und Schutz dazu schaffen vor denen von Demmin und vor deren Herren, den Stettiner Herren, und vor allem vor denen, die aus ihrem eigenen Willen und aus dem Willen der Stettiner Herren handeln (tun und lassen) wollen.

Heischen sie aber, daß die Bezahlung binnen Malchin stattfindet, so sollen wir und unsere Erben den Leuten, die die Bezahlung empfangen sollen — und auch dem Gold — so lange sicheres Geleit verschaffen vor denen von Malchin, und auch

vor all den w e n d i s c h e n Herren und vor all denjenigen, die da u n s e r e n Willen, und auch vor Allen, die da den Willen der w e n d i s c h e n Herren und auch den Willen derer von M a l c h i n tun und lassen wollen.

Alle oben beschriebenen Stücke ständig und fest zu halten ohne jegliche Einrede (hulperede), Verzögerung und Arglist g e l o b e n w i r für uns und für unsere Erben, und mit uns unsere lieben Treuen Vicke Molteke vom Strietfelde, Otto von Dewitz, Hinrik von Bulow, Luder Lutzow, Go(t)schalk von Barnekow, Johann von Plessen-Ritter; Hinrik Heyne von Stralendorp-Knappe –

dem oben erwähnten Ritter Coerd Bruker und den Knechten (= ritterbürtigen Knappen) Gherd und Ebelke von Bertekow und ihren Erben, und zu ihrer Hand die Ritter Berend Moltzan und Vritz von Bertekow und die Knappen Hinrik von Heydebreke, Wedeghe von Plote, Clawes Vosse, Brunynghe Vosse und Henneke v. d. Gholme in guten Treuen und mit gesamter Hand in diesem Brief, an den wir zum Zeugnis mit unseren vorbenannten Bürgen (Mitgelobern) unser Siegel gehängt haben, der gegeben ist nach Gottes Geburt im 1372. Jahr, des Mittwochs vor Ostern.

(N. d. Or. im Hpt.-Archiv zu Schwerin. Dasselbe trägt (1880) noch 7 Pergamentbänder ohne jede Spur eines Siegels; an 7. Stelle fehlt auch das Siegelband.)

M. U. B. Bd. 18. S. 164. Nr. 10 319.

1372 April 23. Lüdeke Hahn verschreibt bis Michaelis 1373 aus seinem Gut Wendisch-Wargentin (am Malchiner See; später eingegangen) 18 Mk. Lüb. an den Ritter Hartwig Wozenitz. (Plattdeutsch; in üblicher Form.)

M. U. B. Bd. 18. S. 165. Nr. 10 322.

1372 Mai 1. Güstrow. Lorenz und Johann, Brüder, Fürsten von Werle, verleihen dem Ritter Heinrich von Levetzow das Erb-Marschall-Amt und legen dazu das Dorf und Gut Klenz (untergegangenes Dorf zwischen Demmin und Verchen; heute nur noch Klenger Mühle und Vorwerk Klenz), welches die von Levetzow aber erst erwerben müssen. (2 Seiten lang.)

Nach einer vom Notar Croger vom Original genommenen Abschrift aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts im Haupt-Archiv zu Schwerin. (Damit stimmt eine andere Abschrift nach dem Original von 1576 weitgehend überein.)

Größere Abweichungen gibt eine zu Anfang des 15. Jahrhunderts angefertigte Copie von einem Sichtvermerk (vidimus) des Rathes zu M a l c h i n (auf Pergament, ohne Datum). Die Einleitung dieses Transsumptes lautet: Vor allen Christenleuten, die diesen Brief sehen oder lesen hören, bekennen wir Bürgermeister und Ratmänner der Stadt M a l c h y n , öffentlich bezeugend, daß in unserer Gegenwart gewesen ist der tüchtige Mann Jacob Levetzow, der vorgezeigt hat einen Pergamentbrief der hochgeborenen Herren und Fürsten, der Herren Laurentius (Lorenz) und Johann, Brüder, Herren zu Werle sel. Angedenkens, in einer höfischen Form (?), unverfälscht, unversehrt (vngheseryghet), ungeteilt, unlästerlich, und auch allen losen Wahns und jeder Schmähung gänzlich entbehrend, in all seinen Teilen, besiegelt mit 2 Wachssiegeln, die davor an einem grünen seidenen Faden hingen.

Das erste war in einer großen runden Form, die offenbarte in ihrem Mittelteil in der Form eines Schildes die Gestalt eines gekrönten Ochsenkopfes. Im Umlauf des Siegels stand: Siegel des Lorenz, von Gottes Gnaden Herr von Werle.

Das andere Siegel war von einer kleineren, runderen Form; da stand auch in einem Schild die Gestalt eines gekrönten Ochsenkopfes. Im Umlauf des Siegels stand: Siegel Johanns, von Gottes Gnaden Herr von Werle.

Er bat mit Fleiß, daß wir ihm einen Brief (ab)schreiben möchten unter u n s e r e m Siegel und in solcher Form, daß er genau von Wort zu Wort so lautet, und ihm ebensoviel Bürgschaft und Glaube zukomme, wie dem ursprünglichen Pergamentbriefe, auf daß er ihn sicher binnen M a l c h i n aufbewahren könne.

Um seiner besonderen Freundschaft willen sind wir seinen gerechtfertigten Bitten zugeneigt, „em des entwydenden“ (dem zu entsprechen?), wie hier unten steht, in der Form des oben beschriebenen Briefes — von Wort zu Wort; v. a. haben wir in diesem Brief nur schreiben lassen, was in seinem Wortlaut steht (wie sein Tenor lautet).

M. U. B. Bd. 18. S. 182. Nr. 10 334.

1372 Juni 11. Malchin. Johann, Fürst zu Werle, versöhnt sich mit der Stadt Malchin wegen seines von der Bürgerschaft niedergebrochenen fürstlichen Hauses binnen der Stadt und verkauft derselben zu Bürgerrecht den Wall und die Stelle des abgebrochenen Hauses.

(Anm.: Das fürstliche Haus war wahrscheinlich an der Hundestraße gelegen, da, wie bereits erwähnt (Carolinum Nr. 51, S. 45), „hunt“ die Bedeutung: „herzoglicher Vogt“ hat.)

Im Namen Gottes, Amen. Wir, Herr Johann, von Gottes Gnaden Herr zu Werle; Herr Claus, der Sohn, Herr zu Werle — denen Gott gnädig sei —, entbieten allen Christenleuten, die diesen Brief sehen und hören, oder in zukünftigen Zeiten sehen und hören mögen, Heil in Gott!

Solange Dinge, die in der Zeit geschehen, häufig aus dem Gedächtnis der Leute kommen, ist es notwendig, daß man sie mit Briefen festhalte und mit kundigen Zeugen: deswegen bekennen wir öffentlich und tun kund und zu wissen all denjenigen, die diese Schrift sehen oder lesen hören, daß wir bei unseren Jahren der Mündigkeit nach Rat und mit Zustimmung (volbort) unserer lieben Ratgeber, Ritter und Städte, und mit Übereinstimmung und Zulassung unserer Freunde aus freien Stücken aufgegeben und verlassen haben allen Schaden und Unmut, die wir gehabt haben durch unsere Ratmänner und gewöhnlichen Bürger unserer Stadt Malchin wegen des Abbrechens des Hauses zu Malchin und wegen alles dessen, was daraus geschehen und entstanden ist. Wir haben es als einen Bauplatz (Vort = Wurte) verkauft, den Wall und die Stelle des Hauses und alles, was dazu gehört, soweit sie innerhalb der Stadtmauern in ihren Begrenzungen (scheden) liegen, wie unsere Eltern und wir das besessen haben. Wir und unsere Erben wollen oder sollen binnen der Stadt Malchin kein Haus mehr haben, und haben die bezeichnete Stätte mit ihrem Zubehör innerhalb der Stadtmauern verkauft und verkaufen sie zu Bürgerrecht, so daß die Ratmänner und Bürger zu Malchin sie „makelken“ (?) gebrauchen sollen, und mögen damit nach Belieben tun, wenn der Kauf zustande gekommen ist, und zwar um soviel Geld, wie wir mit ihnen ausgehandelt haben, so daß, wenn sie uns ganz und redlich bezahlt haben, wir und unsere Erben und unserer Erben Nachkommen dessen quitt und ledig sind. — Auch sollen wir und unsere Erben keinerlei Recht zu Hilfe nehmen, womit wir diesen Brief etwa brechen könnten; vielmehr sollen und wollen wir sie bei allem Recht erhalten, bei dem sie gewesen sind.

Auf daß alle diese oben beschriebenen Stücke ewig beständig und fest und von uns und unseren Erben ungebrochen bleiben, haben wir unser großes Siegel für uns und unsere Erben mit gutem Willen und mit rechter Einsicht an diesen Brief hängen lassen, der gegeben ist in unserer Stadt Malchin im 1372. Jahr Gottes (an den iaren godes drüttzeygenhundert iar an deme twevnde zouenteghesten iare) am Tage des heil. Gottesapostels Barnabas.

Zugegen gewesen sind unsere lieben getreuen Vliik Moltzan, Henrik Smeker, Hinrik Linstowe, Johann von Grabowe, Yachim Nortmann-Ritter; Herr Hinrik von Plawe, — ein Pfarrer zu Parchem; Bernd von Lesten, Gherd Kos, Gherd Negh(en)danke, Tidike Vlotowe, Ludeke Hane, Moltzan von Schorsowe und Wlf (Wulf) Neghendanke-Knechte; und die Ratmänner von unseren Städten, wie Parchem, Thetherowe und Lawe (Laage), und viele andere Zeugen, die des Bürgens (louen) würdig sind.



(Nach dem Original in der Stadt-Registratur zu Malchin. Die Urkunde ist aufgeklebt; einige Stellen sind in derselben durchlöchert. Die Einschnitte an den zwei angehängt gewesenen Siegeln sind (1897) noch zu erkennen.)

M. U. B. Bd. 18. S. 193. Nr. 10 348.

1372 Aug. 7. Güstrow. Lorenz, Fürst von Werle, gesteht dem Markward Nossentin das höchste Gericht und Freiheit vom Rossdienst in dem Dorf Panstorf zu. („Panstorpe, dat licht vp deme Harte“; 5 km westl. Malchin.)

M. U. B. Bd. 18. S. 215. Nr. 10 375.

1372 Dez. 7. Bernhard, Fürst von Werle, gelobt dem Herzog Albrecht von Mecklenburg Frieden bis zum 6. Januar 1373.

M. U. B. Bd. 18. S. 326 Nr. 10 470.

1373 Aug. 10. Vor Fürstenwalde. Karl IV., Römischer Kaiser, bezeugt, daß, obgleich die Herzöge Albrecht und Johann von Mecklenburg ihre Lande unter einander getheilt, dennoch beide Lande ein Gesamtlehen sein und bleiben sollen.

Die beiden Urkunden aus Band 18 der M. U. B.:

Nr. 10 424. 1373 April 7. — Sept. 14 über Ausgaben und Einnahmen des (herzoglichen Vogtes zu Schwerin) Johann Boggeneve und

Nr. 10 497. 1373 über Abrechnung der Zehrungskosten des Luder von Lützwow im Kriege gegen die Brandenburger

betreffen zwar nicht spezielle Malchiner Verhältnisse; sie geben aber allgemein ein aufschlußreiches Bild von dem Küchenzettel der damaligen Zeit — am Hofe eines herzoglichen Vogtes und eines Ritters im Felde —, der auch wohl in Klöstern und besseren Privathaushaltungen in Stadt und Land nicht viel anders ausgesehen haben mag.

In den Abrechnungen finden wir aufgeführt:

Fleisch (caro, carnis): Rind (vacca; vacca fumigata = geräuchertes Rindfleisch); Schaf (I hamelbuk [= Hammel] pro V solidis [= Schilling]; III styge [= Stiege zu 20 Stück] scap [= Schafe]);

Geflügel: Huhn (pullus); Gans (auca); Eier (pro ovis III solidi);

Weißbrot (albus panis); Salz (pro tremodio (= Scheffel) salis III Mk.);

Butter (pro II tunnis (= Tonnen) buttiri . . .); Honig (mel, mellis);

Zucker (sucker). Beliebte als Fastenspeise war Fisch (piscis); Aal (angwilla, anguilla);

Dorsch (pro X tunnis dorsches); Hering (alex, alecis); Stockfisch (strumulus; pro CCC strumulis); Stör (rumbus = rhombus).

Von Gartenerzeugnissen werden erwähnt: Gemüse, Kohl, Küchenkraut (olus, oleris; . . . pro oleribus II Mk.); Zwiebeln (cepa \*); Senf (synaps; pro medio [= Schef-fel] synapis . . .).

Von eingeführten Gewürzen: römischer Schwarzkümmel (gid oder git); Bittermandeln (. . . pro amygdalis oder pro II punt amygdalarum . . .); Gewürznelken (gariofilorum = caryophyllum); Safran (crocus); Ingwer (zinciber); Pfeffer (piper oder pyper; . . . pro I lib. (= punt) pyperis . . .); Kaneel (canelum); Paradieskorn (pardiscorn; eine Art Pfeffer).

Dazu durfte natürlich das Bier (cerevisia; ceruisia) nicht fehlen. Es wurde wohl überall in den Städten gebraut. Besonders erwähnt wird das Bier aus Gadebusch, Schwerin und Wismar.

---

\*) aus cepa entstand: Zipolle.

Von Raummaßen werden genannt: Last (lasta; bei Bier); Tonne (tunna); Faß (vase, von vas, vasis); Scheffel oder Malter, Metze (modius; zur Zeit Karls des Großen etwa 52 Liter).

Es ließ sich anscheinend auch in diesem unruhigen Zeitalter noch ganz gut leben. Ob die Preise hoch oder niedrig waren, läßt sich heute wohl schwer feststellen. Auffällig ist die verhältnismäßig große Auswahl an ausländischen Gewürzen, was wohl auf einen gut entwickelten Fernhandel mit dem Mittelmeerraum hinweist.

M. U. B. Bd. 18. S. 482. Nr. 10 635.

1374 Sept. 23. Die Städte Parchim, Malchin, Teterow und Laage verbinden sich zu gegenseitigem Schutz ihrer Privilegien.

Kund und zu wissen sei allen denjenigen, die diesen Brief sehen oder lesen hören, daß wir Ratmänner der Städte Parchem, Malchyn, Teterow und Lawe einträchtiglich, des Wollens und Beratens müde; zu diesem Ratschluß gekommen sind:

Wenn jemand hierzulande daher käme — nachdem Herr Johann von Werle, anders geheiß von Goldberg, verstorben ist in dieser Zeit —, dem Gott gnädig sei! — und uns oben benannten Städte anfechten und nicht beim Recht belassen wollte und bei unseren alten und neuen Briefen und bei aller Gerechtigkeit, wie wir sie von altersher hieraus von Herrn zu Herrn gehabt haben, und wollte das brechen an einer der oben genannten Städte, — so haben wir uns daraufhin vereinigt und sind dessen einträchtig geworden, daß wir diesem Herrn keine Pflicht und Pflege geben wollen, so lange, bis er uns bei aller Gerechtigkeit läßt und behält, wie wir sie von altersher, wie oben beschrieben, gehabt haben.

Auch soll keine Stadt der Herrschaft (k)eine Bede gesondert versagen, wir entrichten (enryden) sie denn alle oder kommen an einer Stelle zusammen und verhandeln darüber gemeinschaftlich. Auch soll sich keine der genannten Städte gesondert zu (k)einem Herrn setzen, es geschähe denn nach unser aller Rat und Zustimmung.

Wäre es auch, daß irgend einer von der Herren Männer (= Ritter) oder sonst jemand (edder iumment), er wäre auch, wer er wäre, irgend eine der obigen Städte anfechten oder verunrechten wollte, so sollen und wollen wir einträchtiglich zusammen bleiben, und zwar so lange, bis die Herren die Stadt beim Rechte belassen und ein Ende machen.

Alle diese obigen Stücke geloben wir obigen Städte, zwischen uns und einer der anderen — in guter Treue beständig und fest zu halten, und haben zum größeren Zeugnis unser Siegel mit Willen und Vorbedacht (witscap; auch Bürgschaft) an diesen Brief hängen lassen, der gegeben ist nach Gottes Geburt 1374 des Sonnabends in der Quater-Zeit vor dem Michaelistag.

(Nach dem Original im Stadt-Archiv zu Güstrow. An Pergamentbändern hängen vier runde Siegel, darunter das Sekret-Siegel der Stadt Malchin; im glatten Felde der Werlesche Stierkopf, begleitet von einem Lilienkreuze zwischen den Hörnern. Umschrift: + SECRETUM CIVITATIS MALECHIN +). Anm.: „des sunnauendes in der quater tempore vor sunte Mycheles daghe“. Quater-Quatember, von quattuor tempora = vier Zeiten. Nach der katholischen Liturgie sind es drei Festtage (Mittwoch, Freitag, Sonnabend) zu Beginn der vier Jahreszeiten, nämlich in der 3. Adventswoche, der ersten Fasten-, der Pfingstwoche und in der Woche nach Kreuzerhöhung (14. Sept.).

Seit dem 3. Jahrhundert, vermutlich zur Überwindung heidnischer Bräuche. Seit dem 5. Jhd. beliebte Weihetermine. Als Bußzeiten haben sich die Quatember teilweise auch im Luthertum erhalten. Im bürgerlichen Leben gelten sie mitunter noch als Termine für Dienstverhältnisse und Geldgeschäfte. (Siehe M. U. B. Bd. 12.).

1374 Okt. 17. Malchin. Maltzan und Heinrich, sein Bruder, Heinrich Maltzans von Schorssowe Söhne, treten der Stadt Malchin ihre Ansprüche an dem Schorssower Teile des Malchiner Sees ab und überlassen derselben den Kamp (= eingezäuntes Feld) zu Bülow am Malchiner See zum Aufhängen der Waden (= Netze).

Im Namen Gottes! Amen. Sintemalen die Gedanken der Leute oft vergehen und verschwinden (vorworden = „verwerden“) nach dem Laufe der Zeit, wenn sie nicht mit Brief und Siegel und Zeugen befestigt werden, bekennen und bezeugen wir Moltzan und Hinrik Moltzan, Herrn Hinrik Moltzans (mit unserem wahren Erbnamen), eines Ritters, Söhne, deswegen öffentlich und begehren, daß allen guten Leuten die Wahrheit der unten beschriebenen Dinge bekannt werde.

Wo lange Zwietracht und Streif gewesen ist zwischen uns auf der einen Seite und den ehrlichen Leuten, den Ratmännern und der Allgemeinheit der Stadt zu Malchin auf der anderen Seite, nämlich um den See zu Warkentin (= Malchiner See), den unsere Herren von Wenden — denen Gott gnädig sei! — ihnen zu Lehen verliehen und verbrieft haben, wovon wir uns einen Teil zugezogen haben, nämlich an der Feldscheide gegen Schorssow, das hat der ehrbare Ritter, Herr Vicke Moltke von Strietfeld, unser Schwager und Freund, uns zu ganzem Ende entzweig gesprochen, woran wir uns ewig genügen lassen sollen und wollen, und zwar so, daß wir oben genannten Moltzan und Hinrik Moltzan, Brüder, und unsere Erben und Nachkommen die obbenannten Ratmänner, Bürger und Allgemeinheit zu Malchin, und zwar die jetzigen, aber auch die nachkommenden, zu ewiger Zeit in dem versprochen sehen, wie es liegt von Ufer zu Ufer (von stade to stade);

daß wir keinerlei Einrede (hulperede) suchen oder finden wollen,

daß sie es gänzlich behalten und besitzen sollen,

daß wir da nichts dran haben oder behalten sollen

daß wir da keinerlei Scheide mehr dazuziehen sollen, als wie der obbenannte Herr Vicke Moltke, unser lieber Schwager und Freund, das verhandelt hat in allen Stücken und Sachen, wie hier oben steht, — das wollen wir gänzlich halten ohne irgendwelche Arglist und Einrede, die uns hierin zu Hilfe kommen könnte.

Außerdem haben wir der besonderen Freundschaft willen, die wir mit den Ratmännern und den Bürgern zu Malchin haben, den Kamp aufgelassen und gegeben, den sie von Hanense (Hahnensee) gekauft haben, der in dem Dorfe Bulow (Bülow am Malchiner See) liegt, wo man die Waden aufzuhängen pflegt, und zwar, soweit wir daran Anteil haben, so, daß sie und ihre Diener, die sie dazu einsetzen, den Kamp gebrauchen sollen zu ihrem Nutzen bis in ewige Zeiten, aber ohne „richte und buwe“ (d. h. ohne Gerichtsbarkeit und ohne Erlaubnis, Bauten aufzuführen).

Und zur mehreren Bezeugung, daß die oben versprochenen Stücke und Sachen ewig und ungebrosen bleiben, so haben wir Moltzan und Hinrick Moltzan, Brüder, unser Siegel mit Willen vor diesen Brief gehängt.

Und ich, Herr Vicke Moltke, ein Ritter zum Strietfelde, bekenne und bezeuge in diesem Brief, daß ich um der Freundschaft willen, die ich mit meinen Freunden, den obigen Moltzans und mit den Ratmännern und Bürgern zu Malchin habe, und der Eintracht wegen, die ich gern zwischen ihnen sehe, alle die oben besprochenen Dinge und Sachen, wie hier oben steht, nach ihrer beider Willen ausgehandelt habe.

Ich habe als Zeugen genommen die ehrbaren Leute: Herrn Hinrik Smeker, — einen Ritter; Herrn Frederick Grymm, — Pfarrer zu Malchin, die bei dem Abschluß dabei gewesen sind.

Und wir haben unser Siegel zur mehreren Bezeugung zusammen vor diesen Brief gehängt, der gegeben und geschrieben ist zu Malchin nach Gottes Geburt im 1374. Jahr des Tages von Gallus und Lullus, den heiligen Beichtvätern.

(Nach einer beglaubigten Abschrift [Übersetzung?] aus dem 16. Jahrhundert im Haupt-Archiv zu Schwerin.)

Sicherlich bewegt hat die Gemüter der „alten Malchiner“ folgende Nachricht:

M. U. B. Bd. 18. S. 503. Nr. 10 666.

1374 Dez. 15. Avignon. Wilhelm Galteri, päpstlicher Auditor und Special-Deputirter, hebt das *Interdict* auf, mit welchem der Propst Albert von Eutin, als angeblicher Conservator des Klosters Reinfeld, das Kloster *D a r g u n* belegt hatte, weil dieses den daselbst begrabenen Ritter Nicolaus *H a h n*, welcher wegen Beraubung des Reinfeldschen Klosterdorfes Sülten in den Bann gethan war, nicht wieder ausgraben wollte.

(Anm.: der schmucke Grabstein des Ritters Claus Hahn erfreute noch bis 1945 die Besucher der Klosterkirche zu Dargun. Die Kirche wurde dann zerstört.)

M. U. B. Bd. 18. S. 514. Nr. 10 672.

1374 Dez. 29. *M a l c h i n*. Bernhard und dessen Sohn Johann, Lorenz und Johann, Brüder, Fürsten von Werle, bestätigen der Stadt Malchin den Besitz des Malchiner Sees und der Peene-Mühle vor der Stadt. (Lateinisch)

Wir Bernhard; Johannes, Bernhards Bruder; Lorenz und Johannes, Brüder, von Gottes Gnaden Herren zu Werle, wünschen zur Kenntnis Aller gelangen zu lassen, daß wir den gerechten Bitten unserer treuen Ratsherren und der Gesamtbürgerschaft unserer Stadt Malchin zustimmen, nachdem wir den Brief und das Privileg gesehen und gehört haben, der ihnen durch unseren geliebten Oheim Herrn Nicolaus von Werle sel. Angedenkens übergeben worden ist, und wollen ihnen eine Sehnsucht stillen und ihnen beistimmen.

Der Text aber des Briefes und des Privilegs lautet so (hier folgt der Text von 1352):

Da wir oben genannten Heren von Werle die vorliegende Schrift und das Privileg für recht und wertvoll halten, erneuern, billigen, anerkennen und bestätigen wir sie unter Anhängung unserer Siegel.

Zeugen hierfür sind: Olric Moltzan, Hinric Lewetzow, Hinric Smeker, Johann von Grabow, — Ritter; Herr Hinric von Plawe, — Pleban der Kirche St. Georg in Parchem; Marquard Nossentin; Moltzan von Schortzow; Jacob Lewetzow; Hennigh Kamptze; Hinric Haulbergh; Martin Dystelow; Hinric Linstow-Knappen; Hinric Kassow; Radolph Rudolf, — in Parchem; Hinric Nanne und Stolle, — Ratsherren in Theterow, und noch andere mehr, durch Treue Würdige.

Gegeben und verhandelt in unserer Stadt Malchin anno domini 1374 am Tage des heiligen Thomas Cantuariensis (= von Cantelberghe = Canterbury, englischer Erzbischofssitz).

(„Nach dem in den Brüchen beschädigten Original im Stadt-Archiv zu Malchin. Nur in dem ersten und letzten der vier Einschnitte hängen [1897] noch Reste von Siegelbändern, jedoch ohne Siegel.“)

Anm.: Die Erlaubnisurkunde des Fürsten Nicolaus II. zum Erwerb des Malchiner Sees und der Stadtmühle datiert vom 26. Juni 1294. 1352 ließen sich die Malchiner ihre Rechte noch einmal von Nicolaus IV. bestätigen (M. U. B. Bd. 2, Nr. 2290 und Bd. 13, Nr. 7668 [Hinweis in Carolinum Nr. 46, S. 75]). Als neue Männer über Werle herrschten, ließen sich die vorsichtigen Malchiner 1374 (siehe obige Urkunde) ihre für sie wichtigen Anrechte nochmals bestätigen. Das war in jenen unruhigen Zeiten nichts Außergewöhnliches.

Die Malchiner Chronik von Gotthardt und Brockmann berichtet dazu: Das gute Verhältnis der Stadt zum Fürstenhause Werle erfährt eine weitere Bestätigung durch die am 26. Juni 1294 gegebene Genehmigung zur Erwerbung sowohl der Peene-Mühle, als auch des Wargentiner Sees (S. 8) und (S. 9): In einem Streit der Stadt mit den

von Moltzan um den Schorssow angrenzenden Theil des Wargentiner oder Malchiner Sees behält jene Recht, und die Herren von Werle bestätigen ihr am 29. 12. 1374 aufs neue den Besitz des Sees und der Peene-Mühle vor der Stadt.

M. U. B. Bd. 18. S. 517. Nr. 10 675.

1375 Malchin (Ausstellungsort). Lorenz und Johann, Fürsten von Werle, verleihen den Brüdern Regendanz die Gewässer der Müritz, welche die von Kröcher besessen hatten.

„gegeuen vnde screuen to Malchin“ im 1375. Jahr unseres Herrn.

M. U. B. Bd. 18. S. 519. Nr. 10 678.

1375 Januar 4. Die Stadt Malchin beurkundet, den Werleschen Fürsten nur „unter Vorbehalt der Rechte der Herzöge von Mecklenburg“ gehuldigt zu haben. Alle diejenigen, die diese Schrift sehen oder hören, sollen wissen, und wir bekennen es gegenwärtig, daß die wendischen Herren, nämlich Berend und Johann, sein Sohn, Herr Lorenz und Johann, sein Bruder, Herren zu Werle, im Jahre 1374 am Tage des Thomas, des Erzbischofs von Cantelberghe (Canterbury) nach Malchin kamen und, von den Ratmännern und der Bürgerschaft (menheyd) Erbhuldigung begehrt, wie ihnen die anderen Städte unseres Herrn Johannes, dem Gott gnädig sei, es vorher getan hatten.

Wir und die Bürgerschaft würden aber die Huldigung nicht leisten, solange die mecklenburgischen Herren mit uns und der Bürgerschaft verhandelten um die Huldigung, die wir ihnen in den Vorjahren getan haben sollen.

Wenn wir aber der Huldigung vor den mecklenburgischen Herren los und ledig gelassen würden, so wollten wir den wendischen Herren tun, was wir ihnen von Ehren schuldig seien.

Deswegen gingen Freunde zwischen den Herren und uns mit Worten, daß wir ihnen nun so gehuldigt haben: Wäre es, daß wir und unsere Bürgerschaft von den Mecklenburgischen dazu gedrungen würden, ihnen mit Recht zu huldigen, dem wir und die Bürgerschaft uns mit Ehren nicht entwinden könnten, so soll die Huldigung los (nichtig) sein, und wir Ratmänner und die gemeinen Bürger zu Malchin, die jetzt sind, und ihre Nachkommen, sollen darum von den wendischen Herren und von ihren Erben keine Mahnung und Not mehr leiden.

Hierüber sind gewesen als Zeugen die ehrlichen Leute Hinrik Lewetzow; Hinrik Smeker; Ulrich Moltzan; Johann Grabowe-Ritter; Marquard Nossentin; Hinrik Linstowe; Merten Distelowe; Jacob Lewitzowe; Henningh Campze; Hinrik Haulberg; Moltzan to Scortzowe-Knechte; Cassow und Rolef, — Ratmänner zu Parchem; Hinrik Nanne und Hermen Stolle, — Ratmänner zu Theterowe; Clawes Korin und Blisekowe, — Ratmänner zu Laage; Herr Hinrik von Plawe, — Pfarrer zu Parchem; Boldewan Bere von Pentzelin und mehr an guten Leuten, die des Lobes würdig sind.

Damit diese Dinge nicht aus dem Gedächtnis der Leute kommen, haben wir Ratmänner von Malchin und die Gewerke dortselbst unser beider Siegel hier vor gehängt im 1375. Jahr nach Gottes Geburt, des Donnerstags vor den Zwölften.

(Nach dem an drei Stellen zerfressenen Original im Malchiner Stadt-Archiv. Siegel und Siegelbänder sind [1897] nicht mehr vorhanden.)

(Anm.: Die Zwölften oder die Zwölf Nächte, die Zeit von Weihnachten bis zum 6. Januar, die Zeit des altgermanischen Julfestes, in der Wodan mit der Wilden Jagd umzog, gelten als Lostage, d. h. nach dem Volksglauben für die Wettervorhersage bedeutsame Tage [Kleiner Brockhaus 1957].)

M. U. B. Bd. 16. S. 375. Nr. 9838.

1368 Nov. 6. Demmin. Johann, Fürst zu Werle, bekennt, Stadt und Land Stavenhagen von den Herzögen zu Pommern zu Lehn empfangen zu haben.

(Anm.: Das Land, später Amt Stavenhagen, umfaßte die südliche Hälfte des späteren Kreises Malchin.)

M. U. B. Bd. 18. S. 588. Nr. 10763.

1375 Aug. 24. Güstrow. Lorenz und Johann, Brüder, und ihr Vetter Johann, Fürsten von Werle, verpfänden dem Ritter Bernhard Moltzan Haus, Stadt und Land Stavenhagen um 9000 Mk. Lüb.

M. U. B. Bd. 19. S. 208. Nr. 11009.

1377 April 9. Demmin. Lorenz und Johann, Fürsten von Werle, nehmen das Land Stavenhagen von den Herzögen zu Pommern zu Lehn.

---

*Dr. Wilhelm Gernentz †*

Am 2. Mai 1969 verstarb mit 78 Jahren Dr. Wilhelm Gernentz in seiner geliebten Vaterstadt Güstrow in Mecklenburg. Mit ihm ist nicht nur ein treuer Freund und verständnisvoller, stets zu Tat und Rat bereiter Mitarbeiter dahingegangen, sondern vor allem ein unantastbarer Charakter und ein hervorragender Kenner der mecklenburgischen Geschichte, der seiner Heimatstadt unersetzliche Dienste als Wiederbegründer und längere Zeit auch als Leiter des städtischen Museums geleistet hat. Sein letztes großes Verdienst war die Übersetzung des gesamten lateinischen Dokumentenmaterials, welches seit Hunderten von Jahren in den städtischen Archiven lagerte. Er allein als Historiker und promovierter Lateiner konnte diese für den Laien nicht zu ermessende Arbeit durchführen, zumal in der heutigen Zeit die alten Sprachen auf den höheren Schulen der Entwicklung gemäß stark in den Hintergrund gedrängt sind. — Mancher hat ihn nicht in seiner Tiefe und seinem Können erkannt, denn er trat ungern nach außen hervor. Dabei war er doch zu rechter Zeit ein froher und lebensfreudiger Student in Rostock, wohin er sich nach dem Studium in Göttingen, Berlin und München begab, um seine Examina mit allem Ernst vorzubereiten. — Für uns lieferte er u. a. die Beiträge „Von Komödianten und Bühnen im alten Güstrow“ (H. 39), „Güstrow über 200 Jahre Wallfahrtsort“ (H. 34), „400 Jahre Güstrower Schloß“, mit dem Stadtbild von Vicke Schorler und auch von Merian (H. 32).

Ein schweres Krankenlager harrete seiner noch am Ende seines Lebens. Und doch schrieb er, als er den Tod herannahen fühlte, noch an den Herausgeber: Ich grüße Dich und bleibe Dir treu bis in den Tod.

Mit Dank und Ehrfurcht vor seinem aufrechten Wesen und seiner Leistung nehmen wir von diesem Getreuen Abschied.

G. H. Piehler

*Aus einer Meditation des vor kurzem verstorbenen Theologen und Schriftstellers  
Hans Schomerus*

Unsere Toten sind in unserer Erinnerung und das heißt, daß sie eingegangen sind in unser Inneres. Dort sind sie still und verlässlich zu Hause. Wenn wir bei uns selbst sind, sind wir auch bei ihnen. Wenn wir in uns einkehren, treffen wir sie dort an. Sie gehen nicht vorüber, sondern halten still. Wir können sie lieben, ohne daß sich der Schleier der Ereignisse zwischen sie und uns webt. Eine Träne oder ein Tropfen Herzblut, den der Schmerz um sie uns erpreßt, macht ihren Schatten lebendig in dem großen Hause, das unsere Erinnerung heißt. Wohl kann man seine Toten vergessen, und das Haus der Erinnerung zerfällt mit der Zeit. Aber es sind nicht die Toten, die es zerstören, sondern das Leben, dieser unaufhörliche Strom flüchtiger Ereignisse. Die Toten bleiben still, wo sie waren, auch unter den Trümmern unserer Erinnerung. Sie sind innen in uns, sie sind ein Teil von uns, und es ist nicht möglich, daß sie bloß vorübergehen.

# Ein Streifzug durch Pommerns Mundarten (V)

Von Gerhard Brose

*Kreis Usedom-Wolgast*

*Zinnowitz (Usedom)*

Nr. 28

*Joohrmark in Wolgast*

Vörrig Joohr, as ick noch bi'n Buern dainen deer, door wull ick uk werrer wie jedes Joohr so giern noa Wolgast noa'n Joohrmark. Vörmiddags müßt ick ierst noch Heu inführen helpen, un as'w doormit farig wieren, doon hebben'w ierst Frühstück äten, öwer mien Gedanken wieren all miehr bi'n Joohrmark as bi't Äten. Öwer dai Arbeit wier noch nich all. Doon müßt ick ierst noch dai Melkkannen waschen, Tüften schellen, un im halw twölben ging't noa dai Koppel noa melken. Un as'k doon trööch keem, wüür Middag äten un rasch ümtreckt, un doon nehm ick mien Rad un fühert los.

As ick nu in Wolgast up'm Mark ankeem, doon ging ick ierst noa dai Tüggbau hen un köfft mi Kleed un Schört, doormit ick nich all dat Geld bi'n Rummel verjuxen deer. Von door ging ick doon ierst noa dai Zuckerbau hen un köfft mi'n bäten wat Söudes. Up'm Sandbag door fönn ick miene Frünnen un Fründinnen in dai schönste Joohrmarkstimmung vöör. Doon ging't von aine Bau tau dai anner, in dai ain wüür wörfelt, in dai anner wüür schoaten.

Dat schönste öwer wier „Dai lustige Tunn“. Ick betoahlt nu gliiek twintig Penning un sprüng in vulle Foohrt uk rin in dai lustige Tunn, un dat wier ain Läben doorin, alles leeg dörchenanner un juchten un krieschten. Ain wull sich an'n annern fasthollen, öwer dai Tunn ging ümmer rund, un man keem goor nich up dai Bainen, un dai Röck flögen uns öwer'n Kopp tausammen. As wi nu endlich ut dai Tunn rut kemen, door wier uns ganz düsig, öwer wi hebben uns nich lang besunnen, wi wieren gliiek werrer up ne anner Karussell.

Nu wier dat uk middlerwiel Oabend wooren und wi kregen uk all Hunger. Door wier doon aine Röukerbau, un door hebben'w uns ierst richtig loawt an'n dicken Oal, un mit dat fett Muul sünd'w doon noa danzen goahnen. Door flögen wi von ainen Arm in'n annern. — As dai Dag grauen deer, door müßten wi man saihnen, dat wi mit unsern schweren Kopp un loahmen Bainen werrer an Land kemen, denn dai Köuh müßten joa all werrer melkt waarden. Un den ganzen Dag wüür bloß von'n Joohrmark vertelt, un noahmiddags tau'n Kaffee eten wi den letzten „Stainpflaster“. Öwer as dat nu tau Oabend ging, so möu as wi wieren, wi müßten doch no ais noa Wolgast röwer un den letzten Rest von'n twaiten Joohrmarksdag mitnähmen. 'n drüdden Dag wier joa uk noch'n bäten, öwer door heren wi nu genau: Geld wier all, un Schau wieren intwai.

*Mönchgut (Rügen)*

*Göhren*

Nr. 29

*Fasteloabend*

Wenn Fasteloabend is, denn waard morgens in dai Familien stüüpt. Dai toierst upwoakt, dai nimmt sich'n Dannentwieg un gaiht hen noa dai, dai noch schloapen, un stüüpt dai. Doorföör möten dai denn Haitwecken un Pannkauken gäben. Dai Kinner putzen sich ut, dat man sai nich kennt, hebben denn'n Korw up'm Arm un'n groten Stock inne Hand un goahnen denn up dai Stroaten von Huus to Huus mit Rauden von Dannen, dai mit bunte Schlöufen upputzt sünd, spräken denn enne Gedichte, woföör sai denn allerlei

kriegen, Äppel, Nöät, Schockeloor, Bonbons, Studen, Haitwecken, Pannkauken orrer uk Geld. Früher geew dat ain Gedicht, dat hait:

Fasteloabend, Fasteloabend!  
Vöör disse Döör  
Staiht de blanke König vöör  
Mit sienen blanken Kranz.  
Disse Dääl is holl un boll,  
Fiew Stieg Eier sünd hier woll,  
Drai Stieg in miene Kiep,  
Twai Stieg in Ähre Kiep,  
Sai waarden selig un ick waar riek.  
Hoch in dai Höh  
Hängt aine lange un aine korte Mettwurst.  
Fru, schnieden Sai dai lange af  
Un loaten Sai dai korte hängen!  
Wenn de Mann fröggt  
„Wo is dai Wurst bläben?“,  
„Hett dai Katt noamen!“  
Dai Katt is beloagen  
Un de Mann is bedroagen,  
un dai Wurst is in miene Kiep rin floagen!

*Kreis Franzburg-Barth*

*Nieps (Niepars)*

Nr. 30

*Ain Geschicht von'n Waarwulf*

Vöör Joohren — 't wier tau mien Großvoaders Tieden — in'n Kraug tau Nieps, do kemen dai Buern oabends öfter tausamen, drünken dann son Kuärn un'n Glas Bier, rookten ok ne Piep orrer ne Sigaar doatau un unnerhüllen sich denn so öäwer dai Dagesgeschicht.

As dai Buern sich nu ais werrer vertellten, doon seggt dai Buer Möller: „Of Vägler's Hinnik bald kümmt?“ Doon wier hai ok all inne Döör. Hinnik dat wier son ollen Jungesell. „Dai Dierns ais'n bäten antafoaten orer'n bäten tau kiddeln“, seggt Buer Möller, „dat kriggt hai schlicht farig“. Hinnik sett sich tau ähr un drinkt denn ok'n Kuärn un'n Glas Bier un rookt sich ok sien Piep an. Sai vertellen joa nu ains noa'n annern. As dai Klock nu nehjer noa twölben ran gaiht, doon heren's joa ok all'n ganz Dail drunken, dat's 'n bäten lustig wieren, un doon seggt Buer Möller tau Hinnik: „Waist du, Hinnik, du bist doch nu all so oft oabends spääd vonne Dierns koamen.“ „Joa“ seggt Hinnik „dat bin ick, woll jede Stunnen all, Klock twölben, ain, ok all, wenn't hell wier“. „Jä“ seggt Buer Möller, „Hinnik, du mööst öäwer doch öäwer'n Möählenberg, wenn du noa Huus wist, doa an den Duärnstruck vörbi, wo dat nachts twischen twölben un ain ümmer spöuken sall“. „Oah“ seggt Hinnik „doar bin ick noch nix von in wooren“.

Na, Buer Möller un de annern vertellten jä nu aine Geschicht noa dai anner, ok von den Waarwulf. Dai Klock dai wier joa gaud twölben, halw ain rüm, doonn seggt Hinnik: „Ick mööt woll goahnen.“ Hai moakt sich ok farig un gaiht denn ok los. As hai rut keem, „Mien Gott“, seggt Hinnik, „dat is joa stickendüster Nacht!“ Hinnik gaiht öäwer doch los un denkt joa nu ümmer an den Waarwulf bi'n Duärnbusch up'm Möählenberg. As hai nu an'n Duärnbusch ran kümmt, do süht hai doa vör sich in'n Düstern wat Wittes liggen. „Mien Gott, dai Waarwulf!“ seggt hai. Hai kiekt no ais tau, gaiht dichter ran un föllt lang doal, springt up, ritt ut un schriegt „Dai Waarwulf bitt mi, dai Waarwulf bitt mi!“ un löppt werrer trööch noa'n Kraug, kümmt doa an un schriegt ümmer noch „Dai Waarwulf bitt mi!“

Dai Buern, Möller un wie sai all haiten, sitten all noch bi'n Glas Bier un'n Kuärn. Ganz verdutzt fröggt Möller den Hinnik, wat denn los is. Hinnik öäwer, noch goar nich



# Ein Streifzug durch Pommerns Mundarten (V)

Von Gerhard Brose

*Kreis Usedom-Wolgast  
Zinnowitz (Usedom)*

Nr. 28

*Joohrmark in Wolgast*

Vörrig Joohr, as ick noch bi'n Buern dainen deer, door wull ick uk werrer wie jedes Joohr so giern noa Wolgast noa'n Joohrmark. Vörmiddags müßt ick ierst noch Heu inführen helpen, un as'w doormit farig wieren, doon hebben'w ierst Frühstück äten, öwer mien Gedanken wieren all miehr bi'n Joohrmark as bi't Äten. Öwer dai Arbeit wier noch nich all. Doon müßt ick ierst noch dai Melkkannen waschen, Tüften schellen, un üm halw twölben ging't noa dai Koppel noa melken. Un as'k doon trööch keem, wüür Middag äten un rasch ümtreckt, un doon nehm ick mien Rad un fühert los.

As ick nu in Wolgast up'm Mark ankeem, doon ging ick ierst noa dai Tüggbau hen un köfft mi Kleed un Schört, doormit ick nich all dat Geld bi'n Rummel verjuxen deer. Von door ging ick doon ierst noa dai Zuckerbau hen un köfft mi'n bäten wat Söudes. Up'm Sandbag door fönn ick miene Frünnen un Fründinnen in dai schönste Joohrmarkstimmung vöör. Doon ging't von aine Bau tau dai anner, in dai ain wüür wörfelt, in dai anner wüür schoaten.

Dat schönste öwer wier „Dai lustige Tunn“. Ick betoahlt nu gliiek twintig Penning un sprüing in vulle Foohrt uk rin in dai lustige Tunn, un dat wier ain Läben doorin, alles leeg dörchenanner un juchten un krieschten. Ain wull sich an'n annern fasthollen, öwer dai Tunn ging ümmer rund, un man keem goor nich up dai Bainen, un dai Röck flögen uns öwer'n Kopp tausammen. As wi nu endlich ut dai Tunn rut kemen, door wier uns ganz düsig, öwer wi hebben uns nich lang besunnen, wi wieren gliiek werrer up ne anner Karussell.

Nu wier dat uk middlerwiel Oabend wooren und wi kregen uk all Hunger. Door wier doon aine Rökkerbau, un door hebben'w uns ierst richtig loawt an'n dicken Oal, un mit dat fett Muul sünd'w doon noa danzen goahnen. Door flögen wi von ainen Arm in'n annern. — As dai Dag grauen deer, door müßten wi man saihnen, dat wi mit unsern schweren Kopp un loahmen Bainen werrer an Land kemen, denn dai Köuh müßten joa all werrer melkt waarden. Un den ganzen Dag wüür bloß von'n Joohrmark vertellt, un noahmiddags tau'n Kaffee eten wi den letzten „Stainpflaster“. Öwer as dat nu tau Oabend ging, so möu as wi wieren, wi müßten doch no ais noa Wolgast röwer un den letzten Rest von'n twaiten Joohrmarksdag mitnähmen. 'n drüdden Dag wier joa uk noch'n bäten, öwer door heren wi nu genau: Geld wier all, un Schauh wieren intwai.

*Mönchgut (Rügen)*

*Göhren*

Nr. 29

*Fasteloabend*

Wenn Fasteloabend is, denn waard morgens in dai Familien stüüpt. Dai toierst upwoakt, dai nimmt sich'n Dannentwieg un gaiht hen noa dai, dai noch schloopen, un stüüpt dai. Doorföör möten dai denn Haitwecken un Pannkauken gäben. Dai Kinner putzen sich ut, dat man sai nich kennt, hebben denn'n Korw up'm Arm un'n groten Stock inne Hand un goahnen denn up dai Stroaten von Huus to Huus mit Rauden von Dannen, dai mit bunte Schlöufen upputzt sünd, spräken denn enne Gedichte, woföör sai denn allerlei

beruhigt, schriegt ümmer nöch „Dai Waarwulf bitt mi!“ Doon springt Buer Möller up un seggt: „Koamt, Lü, dat willen wi saihn! Jeder’n orrenlichen Knüppel un ne Lateern inne Hand un denn los noa’n Möählenbarg tau!“

Sai koamen joa ok an, un nu fröggt Möller „Wo liggt hai?“ „Door liggt hai, kort vöär uns!“ „Schloagt em doot, schloagt em doot!“ schriegt Hinnik, un dai Buern schriegen „Dai Waarwulf, dai Waarwulf! Haugt up em, haugt up em!“

So hebben’s woll ne halwe Stunn dösch. Doon seggt Buer Kunz mit ais: „Kierls, hollt ais an, gifft ais dai Lateern här!“ Hai kiekt nu richtig tau. „Du laiwe, witte Gott“ seggt hai „dat is joa’n Bund Flass, un dat hebben wi so windelwaik haugt, dat doa bald nix miehr von öäwrig is! Kierls, waiten ji nu ok, wo dat här kümmt? Hinnik, ji hebben doch hüüt noahmiddag Flass infüührt, un door heren ji doch ain Bund von verloorn — un dat süll dai Waarwulf sin? Nä, Hinnik, ’n Waarwulf gifft dat nich! Nu goah man ruhig noa Huus hen, un morgen oabend gaihst werrer noa dien Stiene un kiddelst ähr no ais werrer düchtig anne Knai!“

Doon lachten em dai Buern all ut, gingen werrer trööch noa’n Kraug un hebben noch oarig ainen noamen.

*Kreis Grimmen*

*Horst*

Nr. 31

„Stroalsund“

Stroalsund, seggt he, is ne schöne Stadt, seggt he,  
Stippst’n Finger, seggt he, in’t Woarerfatt, seggt he,  
Hoalst’n rut, seggt he, is hai natt, seggt he,  
Un morgen wait’t dai ganze Stadt.

Holderidi, holderallala usw. (Refrain)

Und dai Hoaben, seggt he, is so groot, seggt he,  
Un so daip, seggt he, as’n Sood, seggt he,  
Un doa moaken’s, seggt he, so vää Knäöp, seggt he,  
Doa fählt wierer nix up as Schäöp. — Refrain

Tritte-oor, seggt he, kannst du saihen, seggt he,  
Ut ganz niege, seggt he, braide Fliesenstain, seggt he,  
Doch kümmt’n Schlachter, seggt he, mit söss Hunn, seggt he,  
Jä, dann helpt dat nich, denn mööst du runn. — Refrain

Mit Theoater, seggt he, hett’t kain Not, seggt he,  
Und för uns, seggt he, vää tau groot, seggt he,  
Doorhen lopen’s, seggt he, rein as dull, seggt he,  
Und von’n Dutzend is’t all proppenvull. — Refrain

Voagelschaiten, seggt he, is all Joohr, seggt he,  
Door is’t Geld, seggt he, mächtig roor, seggt he,  
Rein as dull, seggt he, waard rut schääst, seggt he,  
Doch up’t Leihhuus doa sünd’s all ierst wääst. — Refrain

Doch dai Frugenslüüd, seggt he, moaken Stoat, seggt he,  
Niege Kleder, seggt he, ümmer proat, seggt he,  
Söss Doaler, seggt he, son Ümschloandauk, seggt he,  
Wist’t ni glöben? Staiht bi’n Koopmann in’t Bauk. — Refrain

Doch wi Mannenslüüd, seggt he, sünd all hier, seggt he,  
Siehr solid, seggt he, drinken Bier, seggt he,  
Doch tau Huus, seggt he, kriggst du Supp, seggt he,  
Na, door holl di doch man bloß nich up! — Refrain

## Zum Lautstand der vier Textproben aus Vorpommern

Es sind folgende Übereinstimmungen mit den nordhinterpommerschen Sprachproben festzustellen:

1. Der Diphthong —ai— (a+i) erscheint in Wörtern wie „ain, dai, sai, ais, dainen, dai Bainen, sailnen, hai hait, sai haiten, du laiwe Gott, Knai, ick wait, daip“ (ein, die, sie, einst, dienen, die Beine, sehen, er hieß, sie hießen, du lieber Gott, Knie, ich weiß, tief), während in Mittelpommern in diesen Wörtern ein langes —e— begegnet: „een, de, se, ees, denen“ usw.
2. Der Diphthong —au— (a+u) erscheint in Wörtern wie „tau, gaud, Schau, Kauken, Rauden“ (zu, gut, Schuh, Kuchen, Ruten), während es in Mittelpommern mit langem, geschlossenem —o— heißt: „to, good, Schoh, Koken, Roden bzw. Roje“
3. Der Diphthong —öu— (o+i) findet sich in Wörtern wie „wat Söudes, Röükerbau, spöuken, Köuh, möu“ (was Süßes, Räucherbude, spuken, Kühe, müde), während in Mittelpommern in diesen Wörtern ein langes, geschlossenes —ö— begegnet: „wat Södes, Rökerbuud, spöken, Köhj, mööj“
4. langes, offenes —o— erscheint in Wörtern wie „Voagel, Oabend, noamen, koamen, beloagen, bedroagen, hai moakt“ (Vogel, Abend, genommen, kommen, belogen, betrogen, er macht). Dieses lange, offene —o— hat das Vor- und Nordhinterpommersche gemeinsam mit dem Mittelpommerschen außer in dem neumärkisch gefärbten Übergangsgebiet des südlichen Kreises Greifenhagen, wo ein langes —a— begegnet: „Abend, namen, kamen, maakt“ usw. (vgl. die Textproben von Nipperwiese und Selchow)
5. die Formen „du gaihst, staihst, hai gaiht, staiht“ (du gehst, stehst, er geht, steht) mit —ai— begegnen nur teilweise im Nordhinterpommerschen, wo daneben auch die Formen mit langem —e— auftreten
6. „enne“ für das hochdeutsche Possessivpronomen „ihre“ ist in der vorpomm. Sprachprobe von Göhren (Mönchgut) und in der hinterpomm. Probe von Ubedel belegt
7. urspr. inlautendes —d— zwischen Vokalen bleibt sowohl in den vor- als auch nordhinterpomm. Textproben erhalten bzw. wird zu —r—: „Tieden, schnieden, Rauden“ (Zeiten, schneiden, Ruten), aber „Schokeloor“ (Schokolade) mit —r— in Göhren und „wierer“ (weiter) mit —r— in Horst b. Stralsund.

Neben diesen wesentlichen Übereinstimmungen im Lautstand der vor- und nordhinterpomm. Mundarten zeigen sich folgende A b w e i c h u n g e n des Vorpommerschen zum Nordhinterpommerschen bzw. Mittelpommerschen:

1. statt eines langen, offenen —o— (engl. all) vor vokalisiertem —r— in Mittelpommern und Nordhinterpommern in Wörtern wie „doar, Hoar, Joahr“ (dort, Haar, Jahr) erscheint in Vorpommern ein langes, geschlossenes —o—: „door, Hoor, Joohr“
2. statt eines langen, offenen —ö— z. B. im mittelpomm. Wort „Döär“ begegnet in Vorpommern langes, geschlossenes —ö—: „Döör“
3. statt eines langen —e— in den mittel- und hinterpomm. Wörtern „erst, mehr, sehr, weer“ erscheint in Vorpommern ein langes —i—: „ierst, miehr, siehr, wier“ (wie auch in der neumärkisch gefärbten Sprachprobe von Nipperwiese)
4. statt eines langen, geschlossenen —ö— in Mittelpommern bzw. eines —öu— (o+i) in Nordhinterpommern vor vokalisiertem —r— begegnet in Vorpommern ein —ü—: es heißt „föhr, föhren“ in Mittelpommern, dagegen „föührt, föühre“ in Nordhinterpommern und „fuehrt“ in Vorpommern (vgl. die Textproben von Zinnowitz und Niepars) für das hochdeutsche „fährt, fahren“
5. kurzes —ü— vor —r— wird in Vorpommern geschlossen und gedehnt, z. B. in „hai wüür“ (er wurde), während das —ü— in Mittelpommern und Nordhinterpommern kurz bleibt: „wür, würre“ (er wurde, sie wurden)
6. hochdeutsch „er hatte, sie hatten“ lauten in Mittelpommern und Nordhinterpommern „harr, harren“, dagegen in Vorpommern „heer, heren“

7. hochdeutsch „alt“ lautet in Vorpommern „olt“, in Hinterpommern und z. T. auch in den mittelpomm. Kreisen Greifenhagen und Pyritz „ult“
8. hochdeutsch „Ende, Geld“ lauten in Vorpommern „Enn, Geld“, in Hinterpommern und z. T. auch in den mittelpomm. Kreisen Greifenhagen und Pyritz „Inn, Gild“
9. hochdeutsch „Frauen, euch“ enthalten in Vorpommern einen Reibelaut: „Frugenslüd“ (in Horst bei Stralsund), „Frugens“ (in Niepars). Dieser Reibelaut begegnet auch in Hinterpommern, z. B. in „juch“ (in Gollnow und Ubedel), während in Mittelpommern der Reibelaut, allerdings nur teilweise, fortfällt: „Fru'eslü, ju“
10. die Verschußlaute —b— und —g— erscheinen in Vorpommern in Wörtern wie „blieben, bläben, Läben, twölben, Oabend, beloagen, bedroagen“ (bleiben, geblieben, Leben, zwölf, Abend, belogen, betrogen), während daraus in Hinterpommern und z. T. auch in Mittelpommern ein stimmhafter Reibelaut wird: „bliewe, bläwe, Lävend, twölwe, Oawend oder Oawed, beloage, bedroage“ (mit Schwund des End —n)
11. auslautendes —n— in unbetonter Silbe bleibt in Vorpommern durchweg erhalten, während es in Hinterpommern schwindet mit Ausnahme im Infinitiv nach den im Hochdeutschen den Dativ regierenden Präpositionen (vgl. die bei der Besprechung der hinterpomm. Textproben angeführten Lautmerkmale)

Am Rande sei hier vermerkt, daß die vorpomm. Mundart im L a u t s t a n d mit der Mecklenburger Sprache Reuters im ganzen übereinstimmt. Das gilt

1. für das Auftreten der Diphthonge —ei— (so in der Schreibweise Reuters), —au— und —äu— (so in der Schreibweise Reuters), z. B. in „hei, Bein, Knei, heit, leiw“ (er, Bein, Knie, heiß, lieb), in „tau, Faut, Schau, raupen“ (zu, Fuß, Schuh, gerufen) und in „Hühner, verbräht, täuwt, wühlt“ (Hühner, verbrüht, er wartet, er wühlt),
2. für das Auftreten des Diphthonges —ei— in der 2. und 3. Pers. Sing. Präs. der Verben „gehen, stehen, tun, schlagen“,
3. für ein langes, geschlossenes —o— vor —r—, z. B. in „Johr“ (Jahr),
4. für das —i— vor —r— in Wörtern wie „irst, mihr, sihr, wir“ (erst, mehr, sehr, er war),
5. für das —ü— vor —r— zum B. in „hei führt, hürt“ (er fährt, hört),
6. für das —o— in Wörtern wie „olt, kolt“ (alt, kalt),
7. für das —e— in den Wörtern „En'n, Feld, Geld“ (Ende, Feld, Geld),
8. für das —g— in „Frugens, jug“ (Frauen, euch),
9. für den Fortfall des auslautenden —t— in „Mark“ (Markt)

Dies mögen nur einige Hinweise sein, wie sie sich aus unseren in dieser Arbeit gebrachten vorpomm. Textproben ergeben, ein weitergehender Vergleich würde nicht in den Rahmen unserer Untersuchung gehören.

#### Zum Wortschatz

auch nur ein paar vereinzelte Beispiele, soweit sie sich aus unseren vorpomm. Textproben ergeben:

für hochdeutsch „Kartoffeln“ heißt es im vorpomm. Zinnowitz „Tüften“ wie bei Fritz Reuter (neben „Tuften, Tüfken, Irtüften, Irtüffeln, Kantüffeln, Pantüffeln“), die Bezeichnung für hochdeutsch „Brunnen“ heißt in Vorpommern und bei Reuter „Sod“, für hochdeutsch „Wiese“ lautet sie „Wisch“.

Andererseits w e i c h t die vorpomm. Mundart in gewissen, recht auffälligen Eigenarten von der Sprache Fritz Reuters ab. Es sei hier beispielsweise nur darauf hingewiesen, daß in Reuters Sprache ein langes —a— erscheint in Wörtern wie „Dag, belagen, bedragen, Wagen, maken, Knaken, spraken, kamen, namen, stahlen, Daler, halen, abends, Aben, baben, faten, laten, Vogel, gahn, stahn, slahn“ (Tage, belogen, betrogen, Wagen, machen, Knochen, gesprochen, kommen, gekommen, genommen gestohlen, Taler, holen, abends, Ofen, oben, fassen, lassen, Vogel, gehen, stehen, schlagen), während in der vorpomm. Mundart ein langes, offenes —o— erscheint: „Doag, loagen, bedroagen“ usw. — Die hochd. Formen „er hatte, sie hatten“ lauten in Reuters Sprache „hadd, hadden“, dagegen in unseren vorpomm. Textproben „heer, heren“.

## Schönberg - 750 Jahre alt

Von Hans Meese

Die oft genannte, jedoch wenig bekannte, Grenzstadt Schönberg im NW unserer Republik kann auf ein 750jähriges Bestehen zurückblicken. Da gilt es, Rückschau auf vergangene Jahrhunderte zu halten, zugleich aber auch, die Ergebnisse fleißiger Aufbaubarbeit der Stadt sichtbar zu machen und sich mit der Perspektive des Ortes zu beschäftigen.

Es war im Jahre 1219, als ein am Sconenberge ausgefertigter Vergleich vom Bischof von Ratzeburg unterzeichnet wurde (MUB 250). Dieser ist die erste Urkunde, in der der Name der Stadt auftaucht. Viel ist an dem Namen gedeutelt worden, der sich im Lauf der Jahrhunderte über Sconneberg, Schonenberg zu Schönberg wandelte. Jedenfalls trifft er für unseren Ort nicht ganz zu; denn er liegt im Maurinetal, und nur der alte Rundling mit den um die Kirche gelagerten 12 ehemaligen Bauerngehöften erhebt sich auf einem Hügel, der von der Maurine, den Moorwiesen und dem Oberteich umschlossen wird. Vom Markt, dem Innenbrink, fällt das Gelände nach allen Seiten hin recht steil ab.

Schönberg blieb die einzige Stadt im damaligen Tafelgut der Bischöfe von Ratzeburg, die hier ihre Residenz nahmen und sich auf einem von Wasser und Sumpf geschützten Inselgelände 1270 eine uneinnehmbare Wasserburg erbauen ließen. Infolge der Übersiedlung der Bischöfe von Ratzeburg nach Schönberg vergrößerte sich das ursprüngliche Bauerndorf durch den Zuzug von Hofbedienten, Handwerkern und Handeltreibenden, so daß der Ort schon im 16. Jahrhundert als „städtgen“ bezeichnet wird. Aus dem Rundling hatte sich ein langgestrecktes Angerdorf entwickelt, das sich nach N und S hin ausdehnte. Da die alte Handelsstraße von Lübeck nach Schwerin hindurchführte, wuchs seine Bedeutung. Um die erhebliche Steigung zu überwinden, mußten die Frachtfuhrleute hier Vorspann nehmen. Als man später den Marktplatz abzutragen begann, wurden die Straßen an ihrem unteren Ende mit dem gewonnenen Erdreich aufgefüllt, um die Steigung zu mindern.

Geschützt war Schönberg nach drei Seiten von der Maurine, dem Oberteich und den Moorwiesen; die vierte im Süden wurde durch Wall und Graben gesichert, woran noch der Name „Wallstraße“ erinnert. Die ursprünglichen drei Tore sind nicht mehr erhalten. Es waren: das Lübecker Tor im N am Beginn der Lübecker Straße, im O das Sabower Tor vor der Maurinebrücke in der heutigen Fr.-Reuter-Straße und das Siemzer Tor im S am oben erwähnten Wall.

Die durch den Ort führende Hauptstraße hatte nur eine Abzweigung, die Sabower (Fr.-Reuter-) Straße. Erst 1842 wurde vom Markt aus eine neue Straße abgezweigt, die mit einer zweiten Brücke über die Maurine den Anschluß an die Rehna-Schweriner Chaussee vermittelte.

Ein Gotteshaus war schon frühzeitig vorhanden; jedoch wurde es nach Übersiedlung der Bischöfe nach Schönberg 1324 völlig umgebaut. Es entstand ein dreischiffiger gotischer Backsteinbau mit quadratischem Turm auf einem Felsensockel. Nach dem Brand von 1601 wurde die Kirche in der jetzigen Form wiederhergestellt. Statt des früheren Spitzturmes erhielt sie jetzt eine Haube, nämlich ein quadratisches Kuppeldach mit einem kleinen Dachreiter, der sog. Laterne. Das älteste und zugleich wertvollste Stück der Kirche ist der von dem Lübecker Gerhard Cranemann angefertigte bronzene Taufkessel.

Nach der Säkularisation wurde das Bistum von Administratoren verwaltet. 1701 fiel es an Mecklenburg-Strelitz, von dem es durch die ganze Breite von Mecklenburg-Schwerin getrennt war. Eine Zentralverwaltung von Strelitz aus war daher von vorn-

herein ausgeschlossen. So blieb auf dem Domhof in Ratzeburg eine fast selbständige Verwaltung bestehen, die erst 1814 als „Landvogtei“ nach Schönberg verlegt wurde. Ein wesentlicher Aufschwung, wie man erwartet hatte, erfolgte nicht. (Die Einwohnerzahl betrug jetzt etwa 1000.)

Die Einwohnerzahl von Schönberg, die durch den 30jährigen Krieg und seine Verheerungen, ferner durch Blattern, Cholera und Pest stark dezimiert war, betrug damals kaum 300; um 1800 etwa 900. Die Stadt hatte früher zwei Oberhäupter, den Bürgermeister und den Bauernvogt. Ein Bürgerbuch aus der Zeit von 1588 bis 1822, wo die Erhebung zur Stadt erfolgte, liegt vor. Der Ort blieb jedoch amtssässig bis 1918 und war bis 1934 die einzige Stadt im damaligen Landesteil Ratzeburg.

Die älteren Bürgerhäuser stehen fast alle mit dem Giebel zur Straße und lassen deutlich ihre Herkunft aus dem ratzeburgischen Bauernhaus erkennen. In der August-Bebel-Straße herrscht das Giebelhaus mit Dreiecksgiebel bei allen Bauten aus alter und neuerer Zeit vor. Bemerkenswert ist das jetzige Rathaus am Markt, das, um 1800 erbaut, Wohn- und Amtshaus des damaligen Bürgermeisters war und 1925 zum Rathaus umgebaut wurde. Am Markt stehen ferner einige größere Empire-Bürgerhäuser in zweigeschossiger, massiver Bauart mit Putzarchitektur. Die Räume liegen beiderseits eines durchgehenden Flurs. Fachwerkhäuser mit durchgehenden Eichenständern und Mitteldiele sind als zweigeschossige Giebelhäuser noch in einigen Straßen zu sehen.

Wie es um 1850 in Schönberg aussah, erfahren wir aus dem kirchlichen Observanzbuch, wo Pastor Fischer schreibt: „Als ich 1822 Michaelis nach Schönberg kam, gewährte das Städtchen einen gar traurigen Anblick. Die Häuser waren größtenteils baufällig, mit Stroh gedeckt, ungeheuren Torflügeln und unverhältnismäßigen Dielen, geschmacklosen und armseligen Fensterläden und viele Häuser ohne Schornsteine. Vor jeder Tür war ein Misthaufen, der, fortgeräumt, Mistgruben sich bilden ließ, worin die Jauche sich sammelte. Schmale Dämme führten nach den Häusern hin. Der Markt, vielleicht zwei Ruten breit in der Mitte gepflastert, war schmutzig und tief und zu den Seiten ebenfalls voll Mistgruben. Kein Haus stand mit den andern in gerader Linie, sondern krumm und schief; die Straßen waren scheußlich gepflastert und stellenweise gar nicht. Die Achterstraße (Hinterstraße) war vier Fuß schmaler als jetzt, und statt der Planken waren Hakelzäune, die in ihrer plumpen Gestalt die Straßen noch mehr verengten. Damals wurden die ersten zwei Pumpen gebaut nach furchtbarem Kampf mit der Bürgerschaft, der diese Neuerung ein Greuel war. Man hatte ja die Maurine und den Oberteich. Die Bewohner der Stadt waren größtenteils niemals über das Weichbild der Stadt hinausgekommen. Doch mit den Jahren veränderte sich das Stadtbild. Die Alten starben, und die an ihre Stelle traten, hatten doch schon mehr von der Welt gesehen. Jahrhundertlang war Schönberg ohne Arzt und Apotheke gewesen, bis es Apotheker Saß gewagt hatte, sich hier festzusetzen, und ein Dr. Hörcher sich hier niederließ. Dieser war zwar ein Arzt, wie er nicht sein sollte, allein doch besser als gar keiner. Das Stadtbild veränderte sich schnell. Die alten Hütten (Buden) wurden niedergerissen, die Strohdächer verschwanden wie auch die Mistgruben. Die Hauptreform geschah 1842. Da wurde Hof, Garten und Scheune des Baumanns Burmeister weggeräumt und eine Straße geöffnet, die Marienstraße genannt wurde (heute E.-Thälmann-Straße). Es kostete viel Mühe, die Chaussee festzulegen und zu erhöhen, da der Sumpfboden sehr tief war. Besonders kostspielig war der Brückenbau. So angenehm die Aussicht war, nach den Nachbarstädten von nun an in wenigen Stunden eilen zu können, während bisher namentlich nach Ratzeburg stellenweise unergründliche Wege waren, so lästig war der Chausseebau selbst für alle Bewohner. Aus allen Gegenden Deutschlands kamen Vagabunden und suchten und fanden Arbeit. Sie brandschatzten Stadt und Land, wenn sie gleich auf dem Felde ihre Lehmhütten oder Höhlen hatten. Dabei kam es oft zu blutigen Schlägereien. Auch der letzte Übelstand verschwand in dieser Zeit, indem die Feldmark reguliert wurde, nachdem 15 bis 18 Jahre daran gearbeitet war. Durch die Regulierung der Dörfer wurde die Bewirtschaftung der Bauernstellen viel einfacher. Vordem hatten die Hauswirte wegen der unzähligen Hand- und

Spanndienste oft an 16 Pferde sich halten müssen und konnten nun eine große Zahl von Tagelöhnern entlassen, so daß Arbeitslosigkeit eintrat.

1847 war ein sehr schlechtes Erntejahr, und Mangel herrschte überall. So war auch hier durch die Unzufriedenheit der Boden für eine Revolution vorbereitet, die das Jahr 1848 brachte. Auch Schönberg hat damals seine Revolution gehabt. Die Veranlassung, auch hier Krawalle zu erregen, stand allerdings mit der eigentlichen Revolution in keinem Zusammenhang. Die Straße zwischen Kirche und erster Pfarre sollte verbreitert werden, was nur geschehen konnte, indem man den alten Kirchhof (um die Kirche), auf dem seit 25 Jahren keine Beerdigung mehr stattgefunden hatte, z. T. abtrug. Dies geschah im Spätherbst 1847. Als furchtbares Regenwetter einsetzte, mußte die Arbeit eingestellt werden. Die aufgewühlten Gräber, aus denen ganze Wagenladungen voll Totengebeine zutage kamen, bildeten einen trostlosen Anblick. Im März 1848 kam es dann auch zu Unruhen, nachdem sich die Volkswut über die Entweihung der Gräber genügend erhitzt hatte. Jedoch beschränkte sich die Revolution im ganzen nur darauf, eine große Zahl von Fensterscheiben einzuwerfen; dann trat wieder Ruhe ein.

Nach der erwähnten Regulierung konnten die Bauern die Zahl ihrer Gespanne und bisherigen Arbeitskräfte auf ein Drittel verringern. —

\*

Wie sah es zu dieser Zeit mit dem Handwerk aus? Vor dem 30jährigen Krieg bestanden in Schönberg nur eine Schneider- und eine Schusterzunft. Die Zunft verfolgte den Zweck, das Gewerbe gegen Konkurrenz zu sichern und gegenseitige Hilfe zu leisten, ferner dem Käufer zu gewährleisten, daß er gute Ware erhielt. Handwerker und Zünfte waren nur in der Stadt zulässig, doch wurden auch die Landmeister geduldet, wenn sie als „Butenmeister“ der Zunft angehörten. Eine Verordnung von 1819 besagte, daß Maurer und Zimmerleute ausschließlich in Schönberg, Schuster, Schneider, Tischler und Weber außerdem nur in den Kirchdörfern ansässig sein durften. Diese Maßnahme erfolgte, um dem städtischen Handwerk „aufzuhelfen“.

Die Niederlassung neuer Handwerker wurde durch die ansässigen sehr erschwert; meistens war es nur durch Einheirat möglich. Meister wendischer Herkunft durften einer Zunft nicht angehören. Jeder Meister mußte den Nachweis „ehrllicher“ Geburt erbringen und auch seine vorgeschriebenen Wanderjahre zurückgelegt haben. Als „unehrlich“ galten: Henker, Abdecker, Schäfer und sogar Leineweber und Müller. — Das Meisterwerden war mit großen Ausgaben und kostspieliger Bewirtung verbunden. Erst 1806 wurden die ungerechtfertigten Gebühren verboten. Mit dem Anwachsen der Bevölkerung nahm die Zahl der Handwerker zu. Leineweber, Tischler, Tuchmacher, Schmiede und Bäcker schlossen sich nach 1650 zu Zünften zusammen. 1820 folgten Maurer und Stellmacher, später Fleischer und Glaser. Auffällig ist, daß sich die Töpfer erst 1823 mit den Glasern zu einer Zunft zusammenschlossen. Zweifellos ist das Töpferhandwerk schon in vorgeschichtlicher Zeit betrieben worden; denn die zahlreichen Urnen im Schönberger Heimatmuseum bekunden, daß die Höhen um Schönberg schon in früheren Jahrhunderten besiedelt waren.

Erst 1866 trat die Gewerbefreiheit ein und damit der Konkurrenzkampf und der Verfall des einst so blühenden Handwerksstandes. Die Becher und Pokale zeugen von dem Reichtum. Sie befinden sich im Heimatmuseum.

So blieben die Verhältnisse bis zur Jahrhundertwende bestehen. Die Stadt, deren Einwohnerzahl jetzt etwa 2000 betrug, hatte allerdings gedämmte Straßen aufzuweisen, war mit Gas versorgt und besaß ein Elektrizitätswerk mit der ausgefallenen Spannung von 160 Volt. Auf dem Kavalier (Kalvarienberg) war ein Stadtpark angelegt worden, der Gelegenheit zu Spaziergängen bot. Daran hatte es bisher gänzlich gefehlt. Assessor Prollius hatte bereits zu dem nach ihm benannten Steig durch das moorige Gelände um den Oberteich angeregt. Von hier fesselt der schönste Blick auf Schönberg und die vorgelagerten Gärten. Schönberg hatte auch ein städtisches Krankenhaus und ein Altersheim erhalten. Doch mit all diesen Neuerungen hinkte die Stadt hinter der

Zeit her. Sie blieb ein Ackerbürgerstädtchen ohne Entwicklungsmöglichkeiten. Daran konnten weder das Sägewerk, noch die Ziegelei und die Zigarrenfabrik etwas ändern. Die beiden letzteren gingen gar bald ein.

Nach zwei Weltkriegen, nach dem Zusammenbruch des faschistischen Deutschlands und den großen politischen und ökonomischen Veränderungen nach 1945 kam es in der Bevölkerung zu völlig neuen Erkenntnissen. Da auch das Landratsamt von Schönberg nach Grevesmühlen 1949 verlegt wurde und alsbald alle Behörden, die seit über 100 Jahren in Schönberg ansässig gewesen waren, ebenfalls nachfolgten, sah es in der Stadt beängstigend traurig aus. Dazu kam das überraschende Ansteigen der Bevölkerungsziffer. Die Zeit war reif für ein grundlegendes Umdenken geworden.

Die konsequente Friedenspolitik der Partei der Arbeiterklasse und die großzügige Hilfe unserer Bauern- und Arbeitermacht ließen keinen Zweifel, daß der eingeschlagene Weg der politischen und ökonomischen Produktionsverhältnisse der einzig gangbare in eine bessere Zukunft war.

Das Handwerk, durch zwei Weltkriege fast lahmgelegt, nahm nach dem Zusammenbruch mit erneuter Tatkraft die Arbeit wieder auf. Viele Handwerker hatten ihre Existenz eingebüßt. Das Gesetz zur Förderung des Handwerks vom 9. 8. 50 legte nun die Aufgaben, Pflichten und Rechte des Handwerks und seiner Organisationen in unserer gesellschaftlichen Entwicklung fest. Durch diese Maßnahmen wurde das Handwerk zu größtmöglicher Steigerung seiner Leistungen angeregt.

Besonders wertvoll wurde das in 25 000 Arbeitsstunden geschaffene Wasserwerk, das außer der Stadt auch das Schwimmbad, Warmbad und Gewächshaus speist.

Die elektrische Spannung wurde von 160 (!) auf 220 Volt umgeformt. Heute strahlen die Straßen in moderner Beleuchtung, und alle Schaufenster sind von elektrischem Licht oder Neonbeleuchtung erhellt. Den bisherigen Sportplatz konnte man bedeutend vergrößern und modernisieren. Am Stadtpark lädt das moderne „Fritz-Reuter-Lichtspieltheater“ zum Besuch ein. In der Nähe befinden sich die Kinderkrippe und der Kindergarten als zeitgemäße Einrichtungen. In kultureller Beziehung sorgen Gastspiele der Schweriner und Wismarer Bühnen für Unterhaltung. Auch die Schönberger „Späldäl“ ist unermülich am Werk. Neben dem von Fritz Buddin begründeten Heimatmuseum, einem der besten dieser Art in Norddeutschland, bietet das neue Freilichtmuseum, das hierher versetzte ehemalige Bechelsdorfer Schulzenhaus, reiche Gelegenheit, die Entwicklung des hiesigen Bauerntums zu studieren. Die vorhandenen Schulen wurden als Polytechnische „Rudolf-Hartmann-Oberschule“ zusammengefaßt und führen bis zur zehnten Klasse. An die Stelle des früheren Altersheims trat das Kreispflegeheim. Das Krankenhaus dient Patienten mit inneren Krankheiten, während sich in den Neubauten der Parkstraße die Poliklinik mit chirurgischer und geburtshilflicher Station befindet.

\*

Ein völlig neues Stadtviertel entstand im NO der Stadt auf dem Palmberge, wo stattliche Häuser und moderne Wohnungen einen Teil der bereits auf 5500 Personen angewachsenen Bevölkerung aufnehmen können. — In verkehrstechnischer Hinsicht ist ebenfalls viel geleistet worden. So entstand die Chaussee über Blüßen und Mummendorf mit Anschluß an die Grevesmühlen-Dassower Straße. Durch regelmäßige Busverbindungen sind jetzt die Ortschaften aufgeschlossen worden. Zu erwähnen ist noch die im Vorjahr hergestellte Chaussee nach Groß Bünsdorf, die nach Dassow weitergeführt werden soll.

Geplant ist, den von Prollius begonnenen Steig um den ganzen Oberteich herumzuführen, wodurch einer der schönsten Spazierwege geschaffen wird.

Schönberg ist sich dessen bewußt, daß auch die Transitstraße Lübeck—Schwerin durch die Stadt führt und daß es der erste größere Ort ist, den der von Westen kommende Autofahrer als ersten Gruß aus der DDR zu sehen bekommt. Er soll nicht enttäuscht werden.



# Zum 100jährigen Bestehen der Richard-Wossidlo-Oberschule in Waren an der Müritz

1869—1969

Es lebte in Waren ein Volksdichter: der Korb- und Verseflechter Lebrecht Fessel (1810—1895).

Gymnasialprofessor Dr. Ernst Hamann, verstorben 1952 in Rerik, dem die Warener u. a. die Heimatklänge „Immer das alte Lied vom Müritzstrand“ verdanken, hat sich zu seiner Zeit in seinen Veröffentlichungen begeistert für dieses Warener „Original“ und seine Dichtungen eingesetzt.

Fessel schildert bemerkenswerte Lokalereignisse in der ihm eigenwilligen Reimart.

Lassen wir also einen seiner Ergüsse über uns ergehen.

Als ich vor 50 Jahren kam nach WAREN  
Ei, was mußst ich da gewahren;

Es war noch nicht Chaussee.

Später haben wir mit Freuden vernommen,  
daß wir sollten 'ne Chaussee bekommen.

Sie wird auch schnell hergestellt;  
nun konnten wir verkehren mit der Welt.

Mit unserer Post war's damals nicht schön,  
einen Postboten sah man nach Stavenhagen gehn.

Der Herr von der Posthalterei,  
der war selber Postmeister mit dabei.

Auch mit unserer Schule war's nicht schön bestellt,  
auch da fuhr man fort mit der Welt.

Ehe wir uns versehen,  
sahen wir ein neues Schulhaus stehen.

Damit die Schüler nicht sollen bleiben dumm,  
baut man sogar GYMNASIUM.

Kommendes Jahr, da können wir sehen  
Baron v. Maltzahnsches Museum stehen.

Aber immer nicht zufrieden,  
man wollt sich auch der Eisenbahn bedienen.

Mit großen Kosten, Müh' und Fleiß  
errangen wir auch diesen Preis!

Hierzu einige Jahreszahlen:

1869 Bau eines Gymnasiums

1876 Bau des sogenannten Weinbergschlosses (späterer Wohnsitz Wossidlos)

- 1879 Eisenbahnverbindung von Malchin nach Waren (Bahnhof zunächst in der Malchiner Straße)
- 1885 Eisenbahnverbindung von Neubrandenburg über Waren nach Karow usw. mit dem späteren Hauptbahnhof
- 1886 Eisenbahnverbindung von Neustrelitz über Waren nach Warnemünde
- 1886 Bau des Postgebäudes gegenüber der Posthaltere

Doch nun zum Gymnasium, der heutigen Richard-Wossidlo-Schule.

Nach den Plänen von Hofbaurat Demmler, dem Baumeister des Schweriner Schlosses, wurde ein prächtiger Bau im Renaissancestil errichtet. Ein groß angelegtes Bauwerk – zeitlos – das heute wie damals im Mittelpunkt der Friedensstraße (Güstrower Straße) steht.

Die Lehranstalt wurde am 12. April 1869 als Progymnasium eröffnet und schon innerhalb zweier Jahre zur Vollanstalt entwickelt. Die Gründer entschieden sich für ein humanistisches Vollgymnasium mit Hauptgewicht auf den altsprachlichen Teil. Das bedeutete eine Bildungsstätte, die den Sinn für die griechisch-römische Kultur wecken sollte, auf der die europäische basiert, und zugleich die Pflege und Entfaltung edler Menschlichkeit im Sinne Wilhelms von Humboldt, des Schöpfers des humanistischen Gymnasiums.

Das Schulregiment war früher außerordentlich streng – heute kaum noch vorstellbar. Die Erziehung spartanisch und hart, bei Ahndungen gab es anfangs noch Karzer. Als Grundsatz galt vor allem Pflichterfüllung. Dulce et decorum est pro patria mori. Diese Worte gesprochen von Direktor Leopoldi haften in bleibender Erinnerung.

Der erste Weltkrieg hinterließ beklagenswerte Lücken sowohl in den Reihen des Lehrkörpers wie der Schülerschaft, die aus den höheren Klassen sich freiwillig stellte. Eine unruhige Zeit folgte nach dem unglücklichen Ausgang. Die Revolution mit ihrer Umwälzung brachte neue Lebensformen, die sich natürlich auch auf das Schulwesen auswirkten. Ja sogar ein Schülerrat existierte für ganz kurze Zeit. Dem Zuge der Zeit folgend wechselte der Lehrplan. Die Schule wandelte sich zum Reformgymnasium und schließlich zur erweiterten Oberschule. Auch Schülerinnen wurden aufgenommen.

In dem Lehrerkollegium der vergangenen Jahrzehnte finden wir u. a. Direktor Wilbrandt, Prof. Wossidlo, Dr. Gratopp, Dr. Köhler, Dr. Möller, Dr. Reinert, Dr. Fritz, Musikdirektor Köhler, Dr. Niemeyer, Oberlehrer Beck, Dr. Hinrichs, die Studienräte Wilhelmi, Schröder, Penzlin, Hannemann u. a., Lehrer August Wieck. Die einzelnen Jahrgänge, insbesondere die jüngeren, werden diese Angaben ergänzen können.

Letzter Direktor vor dem Ende des zweiten Weltkrieges war Oberstudiendirektor Piehler. Er ist der Herausgeber der vor 35 Jahren gegründeten Zeitschrift „Carolinum“, die seit 1956 eine mecklenburgische Kulturzeitschrift geworden ist. Erster Direktor nach der Kapitulation 1945 wurde Dr. Köhler. Er war es auch, der bei der 50-Jahrfeier am 11. April 1919 die Festrede gehalten hatte.

Erinnerungen aus der Schulzeit tauchen auf: Ein Bummel auf der Langen Straße gehörte dazu. Höhepunkte waren die Schulausflüge. Ein beliebter Ausflug waren die Motorbootsfahrten über die Seen und die Elde zum Lenz. Dort fand sich der Spruch:

Wer niemals nicht von Lenzes Höhen  
in Gottes weite Welt gesehen,  
der ist und bleibt ein armer Wicht  
und kennt die Welt noch lange nicht!

Wie an anderen Gymnasien war auch eine Schülerverbindung (Obotritia) ins Leben gerufen, die bei Hainmüller tagte. Primaner und Sekundaner früherer Jahrgänge erinnern sich vielleicht noch an dieses Stück Romantik in Malchow.

In einem Gymnasium durfte der Sport nicht fehlen: Mens sana in corpore sano! Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper. Im Warener Gymnasial-Ruderverein



*Prof. Dr. h. c. Richard Wossidlo*

wurde auch der Rudersport von den Schülern ausgeübt. Nach Abschluß der Schulzeit nahm sie meist der RVM auf.

In dem hundertjährigen Bestehen der Lehranstalt ist die Erhebung zur Richard-Wossidlo-Oberschule ein Ereignis von ganz besonderer Bedeutung. Sie war eine Würdigung der großen Verdienste Professors Wossidlo (1859–1939), der von 1889 bis 1922 dem Lehrerkollegium angehörte. Die Lebensarbeit dieses mecklenburgischen Heimatforschers ist zu umfassend, als daß man in kurzen Zügen hierüber berichten könnte. Unerhört reich waren seine Schätze, die er zusammentrug an Wörtern, Sagen, Gebräuchen, Ausdrücken, Trachten: Reines unverfälschtes Volkstum, überliefert von Generation zu Generation. Eine Sehenswürdigkeit war sein Arbeitszimmer. Ringsum an den Wänden in großen Regalen unzählige Kästchen. In diesen Kästchen waren die Zettel geborgen, auf denen das Ergebnis seiner Forschung und Sammeltätigkeit aufgezeichnet war. Es sind Hunderttausende von Aufzeichnungen. Allein in der Volkssage nach einer von Dr. Gratopp vorgenommenen Zählung 34 167. Für das Mecklenburgische Wörterbuch mußten 460 000 Zettel neu geschrieben werden.

Professor Wossidlo erkannte, daß in dem mecklenburgischen Menschen ein Schatz lebte, der erhalten werden mußte, bevor es zu spät war. Und bei ihm waren die Schätze gut aufgehoben. Noch war die Seele des Volkes nicht erschüttert von den furchtbaren Ereignissen der Kriege. In den Jahren vor 1900, so sagt er selbst, war es eine Lust, Sagen zu sammeln. Lied und Sage waren ja damals neben der Predigt die geistige Nahrung: „Wat hadden de Lüüd' früher anners, as son'n Geschichten. Zeitungen gew dat jo nich up'n Dörpen, un läsen deden de Olen höchstens 'n bäten in 'n Klenner oder in't Gesangbok.“

Wossidlo war ein begeisterter Anhänger und Kenner der griechischen und römischen Kultur und verglich zuweilen die Klangschönheit seiner heimatlichen Mundart — des Plattdeutschen — mit dem Wohlklang der altgriechischen Sprache. Seine Art mit dem Volke zu verkehren, schilderte er in einem Vortrag „Wat ik up mien Sammelreisen beläwt heff“. Diese Artikelserie erschien in den Ausgaben vom 8., 15., 22. März und 12. April 1936 des Warener Tageblattes. Weitere dem Volksmund abgelauschte Ausdrücke betrafen Oster- und Pfingstbräuche.

Die älteren Jahrgänge hatten das Glück, Wossidlo im Unterricht näher kennenzulernen und seine menschlichen Eigenschaften zu spüren. Wenn sie ihn „Apollo“ nannten, so war der Vergleich mit dem griechischen Gott nicht zufällig. Wossidlo blieb stets der schlichte Mann; er war unermüdlich und hart in der Arbeit. Schon der früheste Morgen sah ihn an seinem Schreibtisch. Zur Seite standen ihm seine ehrenamtlichen Mitarbeiter, mit denen er die gewaltige Arbeit bewältigte. Von ihm kann man sagen, daß er sein Leben und sein Wissen der mecklenburgischen Heimat hingab und ein Werk hinterließ, wie es nur reine Liebe zur Heimat ermöglichen kann. Nicht unerwähnt bleiben soll, daß Dr. Gratopp noch zu Lebzeiten Wossidlos sich intensiv mit dessen Lebenswerk beschäftigte.

\*

Doch zurück zu unserer Schule. Es kam die Zeit, da die europäische Welt in eine Katastrophe gerissen wurde und der alte deutsche Staat zerfiel. In diesen Jahren zeigte es sich, wer im Leben die lateinischen Worte

„Non scholae sed vitae discimus“

„Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir“

beherzigt hatte. Für viele gab es nichts mehr von dem, was sie besessen hatten. „Omnia mea mecum porto!“ „Alles, was ich habe, trage ich bei mir“ konnte so mancher sagen. Geblieben aber war, was uns die Schule für das Leben mitgegeben hatte. —

Die vorstehenden Ausführungen sollen ein Dank für das empfangene Gut an Wissen und Lebensführung sein. Die neuere Zeit mögen jüngere Kräfte vertreten.

Unter den einstigen Angehörigen des Warener Gymnasiums gibt es wohl niemand, der nicht von seiner Schulzeit sagen möchte:

„Was gewesen, kehrt nicht wieder,  
aber ging es leuchtend nieder,  
leuchtet's lange noch zurück!“

Paul Langmaak (1914—1922)

## Carolinum

Die Kulturzeitschrift der Mecklenburger

## Bücher und Buchbesprechungen

Dr. K. Linnartz, *Unsere Familiennamen, Band I, Zehntausend Berufsnamen im ABC erklärt*. Dritte stark vermehrte Auflage. Ferd. Dümmler Verlag, Bonn 1938, 277 S., 14,50 DM.

Als ich 10 Jahre alt war, erhielt ich zu Weihnachten einen Knabenkalender geschenkt, der neben fröhlichen und ersten Erzählungen mehrere Seiten enthielt, auf denen die männlichen und weiblichen Vornamen nach ihrer Herkunft und ihrer Bedeutung erklärt waren. Von dem Zeitpunkt an hat mich das Interesse für Etymologie nicht mehr verlassen und ist mir bis heute treu geblieben. Es ist mir schwer verständlich, daß jemand einen, oft stolzen oder klingenden, Rufnamen trägt, ohne zu wissen, was er besagt. Er wird uns von den Eltern verliehen und hat, ob bewußt oder unbewußt gewählt, seine Bedeutung und seine Vorbedeutung. Nomen atque omen, sagt schon Plautus. Wir haben in einem früheren Heft das ebenfalls im Dümmler Verlag erschienene kleine Buch von Dr. Ernst Wasserzieher besprochen, welches 2500 Vornamen erklärt.

Hier haben wir nun ein ebenso interessantes und noch wichtigeres Werk vor uns. Jeder Leser wird wohl seinen eigenen Namen zuerst aufschlagen, aber er wird magisch dazu gezogen, die Familiennamen der Verwandten und Freunde nachzusehen, und schließlich wird er die Lust empfinden, sich überhaupt mit der Herkunft der Familiennamen zu beschäftigen. Schon nach den ersten Prüfungen ersah ich, welch einen Schatz ich in der Hand hatte, und es kam mir der Gedanke, dem Verfasser einen persönlichen Dank für seine umfassende, tieferschürfende Arbeit zu senden. Dann erst begann ich das Vorwort zu lesen und ersah daraus zu meinem tiefen Bedauern, daß der Verfasser Dr. Linnartz inzwischen verstorben ist. Der Dank sei ihm nun hier dargebracht.

Band II desselben Verfassers enthält die Familiennamen, welche aus deutschen und fremden Vornamen entstanden sind. Dritte Auflage, Ferd. Dümmler Verlag, Bonn 1958, 293 S. Leinen 16,80 DM. Das Buch enthält auf den Seiten 7—17 eine vorzügliche Einführung in die Geschichte unserer Vor- und Familiennamen, die der Leser nicht überschlagen sollte. Wieviel können wir aus den Eigennamen und den Rufnamen über Sitte und Geschichte unserer Vorfahren entnehmen! Der wissenschaftliche und gesellschaftliche Wert dieses Werkes entspricht dem I. Band.  
G. H. Piehler

Ernst Meyer, Heinrich Schliemann, Kaufmann und Forscher, Muster-schmidt-Verlag, Göttingen, 1969, S. 462. 78,— DM.

Dr. Ernst Meyer, der am 15. August 1968 mit 80 Jahren aus diesem Leben abberufen wurde, hat uns und der Welt dieses sein Werk als Vermächtnis hinterlassen, von dem wir in seinem Lebenslauf, Heft 47, und seinem Nachruf, Heft 50, noch nicht sprechen konnten. So umfängt sein Schaffen eine gewisse Tragik, weil er die Krone nicht mehr lebend empfangt. Wir werden den voluminösen Band im nächsten Heft eingehend besprechen, denn wir wissen, wie seine Kollegen und Freunde, vor allem aber auch die vielen von ihm unterrichteten Schüler das letzte Buch von ihm mit hohem Interesse und nicht ohne Wehmut entgegennehmen werden.

Hanna Reitsch, *Ich flog für Kwame Nkrumah*. 220 Seiten mit 19 Lichtbildern und drei Karten. Leinen DM 20,—, broschiert DM 16,40. J. F. Lehmanns Verlag, München 1968.

Als ich das Buch in die Hand nahm, dachte ich, wer wird bei den heutigen Fortschritten im Flugwesen und den rasant vorwärts schreitenden Entdeckungen in der Physik und Technik, den Flügen im Weltraum und zum Mond, für Segelflug — um den handelt es sich — noch viel übrig haben. So begann ich etwas zaghaft die Lektüre. Aber je weiter ich las, desto mehr mußte ich mein Vorurteil korrigieren. Frau Hanna Reitsch ist nicht nur die erfolgreichste Fliegerin, sondern auch Forschungs- und Testpilotin. Sie überquerte als erste die Alpen im Segelflug und wird schon 1937 der erste weibliche Flugkapitän der Welt. Im zweiten Weltkrieg fliegt sie die ersten Düsenflugzeuge, nach dem Krieg erringt sie den Höhensegelflugekord mit 7 400 Metern. 1959 wird sie nach Indien zur Mithilfe bei der Einführung des Segelflugsports eingeladen und 1962 folgt sie einem Ruf des Präsidenten Dr. Nkrumah im afrikanischen Staat Ghana, eine Segelfliegerschule einzurichten und dort einheimische Piloten auszubilden.

Das alles ist interessant. Aber was das Buch wirklich wertvoll macht, ist die innere Gestalt dieser deutschen Frau, die mit eisernem Willen, mit Tatkraft und Klugheit ebenso wie mit Eingehen auf die Psyche der schwarzen Eingeborenen es versteht, das ihr vom Staatspräsidenten gesteckte Ziel zu erreichen. Der Präsident Nkrumah ist ein gelehrter und kluger Mann, dem seine Nation, die stark religiös veranlagt ist, am Herzen liegt. Er selbst prägte den Satz: „Wer betet, verhält sich gut“. So ist es kein Wunder, daß die deutsche Frau und der eingeborene Präsident sich in kurzer Zeit ausgezeichnet verstehen und alle großen und kleinen Schwierigkeiten überwinden. — Über das traurige Ende wollen wir schweigen. Nur soviel: Während Dr. Nkrumahs Abwesenheit bricht im Jahre 1966 die Revolution in seinem Lande aus. Hanna Reitsch wird nach Tagen des Schreckens und der Ungewißheit gerettet.

G. H. Pehler

Die Fritz-Reuter-Gesellschaft e. V. in Lübeck weist in ihren Mitteilungen auf eine wichtige Neuerscheinung hin. Wir bringen diese Buchbesprechung im Wortlaut:

Willi Finger-Hein „Fritz Reuter als Zeichner und Maler“. Eine Darlegung in Wort und Bild. 144 Seiten, gebd. DM 16,80, Christian Wolff Verlag Flensburg.

Der Herausgeber hat mit seiner Bemerkung im Vorwort recht, daß Reuter-Verehrer und Reuter-Kenner schon seit langem darauf gewartet haben, eine Gesamtschau des bildnerischen Schaffens unseres großen niederdeutschen Dichters sehen zu können. Aus diesem Verlangen ist das vorliegende Bildbuch entstanden. Ungefähr die Hälfte der von Reuter gefertigten 200 Bilder ging verloren. Mehr als 60 Reproduktionen von Ölbildern, Zeichnungen (Bleistift-, Feder- und Kreide-), Schattenrisse usw. finden wir in dieser interessanten und wertvollen Veröffentlichung. Aufschlußreiche Erläuterungen mit entsprechenden Zitaten aus Reuters Werken und Briefen sind auf einem Text-Blatt jeder Bildwiedergabe zugeordnet. So entsteht in chronologischer Folge ein übersichtlicher, eindrucksvoller Abriß vom Leben und Schaffen des Dichters.

Vorwiegend galt Reuters Neigung der Darstellung von menschlichen Physiognomien. Fast 80 % der Wiedergaben berücksichtigen daher von ihm geschaffene Portraits und auch Karikaturen sowie Satiren. Reuter war sich stets bewußt, daß er als Maler nicht hohe Kunst schuf. Er nützte seine Begabung, die er mit Ausnahme der Porzellanmalerei stets als Auto-didakt betrieb, um Souvenirs zu schaffen, sich in der Zeit der Festungshaft zu trösten und als echtes Hobby. Diese Feststellung ist notwendigerweise zu machen angesichts einiger Übertreibungen über den Wert des Malers und Zeichners Reuter, die dem Herausgeber aus seiner Begeisterung heraus im Vorwort entschlüpft sind. Hierdurch wird jedoch der Wert dieses Buches in keiner Weise geschmälert. Das vorgelegte Bildmaterial und die dazu gegebenen textlichen Erläuterungen bedeuten eine wesentliche Bereicherung der Reuterforschung, für die wir dem Herausgeber und dem Verlag Dank schulden. Jedem Reuter-Verehrer sei dieses auch in der gesamten Aufmachung sehr ansprechende Buch wärmstens empfohlen.

Dr. W. Lehmbecker

So gingen wir fort. Ostdeutsche Autoren erzählen von den letzten Tagen daheim. Herausgegeben von Rudolf Naujok. J. F. Lehmanns Verlag München, 1970. Leinen 18,— DM, brochiert 15,— DM. 256 Seiten.

In diesem Buch finden wir keine Dokumentationen und damit nichts von Politik, sondern die Erlebnisse bzw. die Erzählungen von 43 Autoren. Es wird geschildert, wie die ostdeutschen Menschen ihr Schicksal auf sich genommen haben und wie sie ins Ungewisse zogen nach Zerstörung ihrer menschlichen und geistigen Basis, nach Verlust von Eigentum und Beruf. Alle Autoren heben den Inhalt ihrer Aussage auf eine höhere Stufe. Sie klagen nicht an, sondern gestalten aus dem Herzen und der Höhe des Schriftstellers und Dichters — 18 Millionen Menschen müssen das Teuerste verlassen, was sie haben, die Heimat. Kann da ein anderer Vergleich bestehen außer dem der Vertreibung aus dem Paradies? Wir sprechen wohl von dem verlorenen Paradiese unserer Kindheit, aber was bedeutet das gegenüber dem Verlust der Heimat!

Wir wollen nur auf drei Aussagen hinweisen. Von dem Herausgeber Rudolf Naujok lesen wir „Die letzte Nacht“. Es sind nur knappe vier Seiten, aber welche Ballung von Erlebnissen und Empfindungen während der plötzlichen Abberufung von der Atlantikfront nach Ostpreußen, nach Memel, der Heimat des Verfassers, die den Dichter sogar auf kurze drei Tage in das von Frau und Kindern verlassene eigene Haus und Heim führt! — Bernhard Heister öffnet uns eine ganz andere Welt, die des Kriegsgefangenen, der aus Prag ebenfalls wieder in seine alte ostdeutsche Heimat verpflanzt wird, nun allerdings von den Russen. Die Gestalt der russischen Krankenschwester mit ihrer Güte und Fürsorge werden wir so leicht nicht wieder vergessen. — Und zuletzt sei noch genannt die uns wohl

allen durch ihre Aufsätze und ihr Schrifttum überhaupt bekannte Marion Gräfin Dönhoff mit ihrem Beitrag „Ritt durch Pommern“. Unvergesslich die Schwiegertochter von Bismarck, eine uralte Dame, die sich im Park schon ein Grab hatte ausheben lassen, weil dazu nach dem Einmarsch der Russen niemand mehr Zeit haben würde. Den Namen eines Autors müssen wir doch noch nennen, den des Chefarztes Hans Graf von Lehn-dorf, denn er ist für uns schon ein Begriff.

Der J. F. Lehmanns Verlag hat sich durch die Herausgabe dieses Buches das große Verdienst erworben, die Erinnerung an das alte deutsche Land im Osten in allen Schichten unseres Volkes wachzuhalten, denn wie wenige von uns haben die Möglichkeit, eine geschichtliche Darstellung des Geschehens in sich aufzunehmen.

G. H. Piehler

Alvensleben — Koenigswald :  
Mauern im Strom der Zeit.  
Schlösser und Schicksale in Nieder-  
deutschland. Aus Tagebuchaufzeichnun-  
gen von Udo von Alvensleben, zusam-  
mengestellt und herausgegeben von Har-  
ald von Koenigswald. Verlag Ullstein,  
Berlin, 1969, 272 Seiten mit 76 Abbil-  
dungen auf 48 Tafelseiten, DM 20,—.

Der Kunsthistoriker Udo von Alvensleben ist als Nachfahre einer der großen altmärkischen Familien prädestiniert, die Rolle des Chronisten zu erfüllen. Nach 1945 besuchte er, an alte Beziehungen anknüpfend, alle wichtigen Adelssitze und Gutshöfe des niederdeutschen Raumes. In seinen während dieser Reisen vorgenommenen Aufzeichnungen verband er längst und jüngst Vergangenes zu einem erlebnisreichen, lebendigen Bild. Eine verloren geglaubte, aber dennoch weiter existierende Welt wurde mit präzisen Konturen skizziert. Durch seine Souveränität und seine Art, sich stets auf das Wesentliche zu konzentrieren, werden die Schilderungen der zerbombten Städte zu einem stetigen Mahnmal, die Berichte über die Besuche bei bekannten und unbekannt Familien und Gelehrten zu einem Hoffnungsblick der wiedergesundenden Welt.



Nach dem Tode Udo von Alvenslebens hat Harald von Koenigswald aus den Tagebuchaufzeichnungen dieses eindringliche Buch zusammengestellt. Wir haben in Heft 51, S. 73, von demselben Verfasser und von Harald von Koenigswald als Herausgeber das Buch „Besuche vor dem Untergang“, Adelssitze zwischen Altmark und Masuren, Tagebuchaufzeichnungen, besprochen. Von Koenigswald zeigt auch in diesem Band wieder sein eminentes Einfühlungsvermögen. Er ordnet die Zusammenstellung, soweit es möglich ist, zeitlich und versteht es, die Übergänge von Tagebuch und seiner Führung so natürlich zu gestalten, daß eine absolute Einheit entsteht. Im ganzen Werk spürt man die Kongenialität des Verfassers und des Herausgebers. Welch ein glückliches Zusammentreffen! — Und dazu kommen die vorzüglichen 76 Abbildungen, von denen wir das liebliche, kaum bekannte Bildnis des jugendlichen Königs Friedrich II. aus dem Hause Bodelschwingh unsern Lesern vorführen, das mit den sonstigen strengen und ernsten Bildern kontrastiert. Wahrscheinlich ist es ein Geschenk des Königs. P.

Am Freitag, dem 16. Mai, dem Tag der Erinnerungsfeier im Kieler Schloß zeigten im Foyer viele der Teilnehmer Interesse an den beiden Verkaufsausstellungen. Das Lübecker Buch- und Kunstantiquariat Peter B a b e n d e r e d e (Lübeck, Danziger Straße 49), hatte in seiner eindrucksvollen Ausstellung Schätze von wertvollen Büchern über Mecklenburg vereinigt mit einer Schau von Kunstantiquitäten wie alten Karten, Stichen, Lithographien, Radierungen etc. aus unserer Heimat und speziell Rostock betreffend.

Der Heimatbuchverlag F. W. G i e b e l in Bremen, Amelunghauser Straße 4, gab an seinem reichhaltigen Verkaufsstand einen Einblick in mecklenburgische Literatur hüben und drüben bis in unsere Tage. Auch Schallplatten, Merian-Stiche und Bildbände über Mecklenburg konnten interessierte Käufer dort erwerben. Herr Giebel warb auch für die in seinem Verlag erscheinende Heimatzeitung „Unser Mecklenburg“, die manchen der Gäste noch unbekannt war.

An einem dritten Stand wurde die Festschrift des „Carolinum“ zur Feier des 550jährigen Bestehens der Universität (als Sonderheft erschienen) für nur 5,— DM verkauft. Wer dieses wertvolle Heft noch für Freunde oder Bekannte erwerben will, kann es bei der Schriftleitung bestellen. Außerdem wurden im Foyer Reproduktionen aus dem Werk unseres im letzten Kriege gefallenen mecklenburgischen Malers Karl Christian Kl a s e n gezeigt.

Alle Ausstellungen waren auch abends in der Neuen Mensa der Universität Kiel für die Teilnehmer des Festabends aufgebaut.

Lb.

### Schiller-Preis für den Kunstschriftsteller Eichler



Für sein mutiges Eintreten zugunsten einer lebendigen und aussagestarken Kunst ist dem Schriftsteller Richard W. Eichler der „Schiller-Preis des deutschen Volkes“ 1969 verliehen worden.

Eichler wurde 1921 in Liebenau (Nordböhmen) geboren. Nach Abitur, Immatrikulation in Wien, Kriegsdienst und Vertreibung aus seiner sudeten-deutschen Heimat trat er ins Verlagswesen ein. 1960 erschien sein erstes Buch „Könner — Künstler — Scharlatane“, das auf Anhieb ein Erfolg wurde. Wir haben 1967 in Heft 47 eine eingehende Besprechung darüber veröffentlicht. Vor kurzem erschien die sechste Auflage. Hervorragend ist auch sein Buch „Künstler und Werke“, das wir in Heft 48, S. 108 besprachen. In Heft 49 veröffentlichten wir daraus das Bild von C l e m e n s P a s c h : M ä d c h e n m i t H u t ; in Heft 50 die Skulptur der Madonna Immakulata im Liebfrauentom zu München von Elmar Diez; beide als Titelbilder. Seine Einblicke in den Kunstbetrieb von heute legte er in den Bänden „Der gesteuerte Kunstverfall“ und „Viel Gunst für schlechte Kunst“ (alle J. F. Lehmanns Verlag München) nieder. Eichler ist nicht nur ein schonungsloser Kritiker der Fehlentwicklungen in Malerei und Plastik, er hat auch durch Herausstellung wesentlicher Künstler unseres Jahrhunderts im Bildband „Künstler und Werke“ die Einäugigkeit unserer Kunstförderung durchbrochen.

Jahrhunderts im Bildband „Künstler und Werke“ die Einäugigkeit unserer Kunstförderung durchbrochen.

---

#### *Ein Brief aus Dallas (Texas) von unserem Mitarbeiter Dr. Oskar Haffer.*

O. Haffer hat als erster Autor einen kurzen Abriß über Atomenergie im „Carolinum“ Heft Nr. 27, 1958, S. 49 ff. veröffentlicht. Er ist mit seinen 81 Jahren noch als freiwilliger Helfer im Biologischen Institut der Universität Göttingen unter dem Humangenetiker Prof. Dr. Heberer tätig. — 3. Oktober 1968

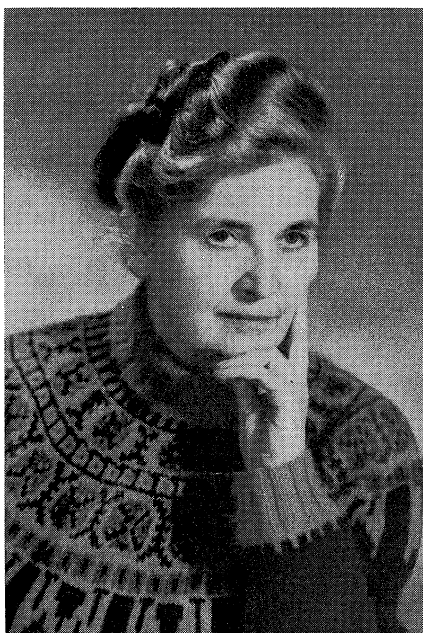
Wir haben unsere große Besuchsreise nach Übersee zu unserem Sohn Jürgen gut geschafft. In herrlichem, unbeschwertem Flug, unserem ersten überhaupt, bei schönem Wetter, ging es über den Ozean. Besonders gut waren die Inseln bei Neufundland zu sehen. In New York erwartete uns Jürgen, und gemeinsam in einem anderen Flugzeug ging es nach Dallas. Hier war seine Frau Maria mit Christian (6) und Amely (4 1/2) zur Stelle, um uns im Auto abzuholen. Obwohl es ein langer Tag war, haben wir noch sehr viel erzählt. Noch etwas Interessantes. Der Chefpilot der Boeing 707-Flotte der Lufthansa, mit der wir geflogen sind, ist ein Schüler von mir, den ich allerdings seit dem Abitur nicht gesehen habe. Er hat mir von Bangkok hierher geschrieben. — Dallas hat einen kleinen Hochhauskern, sonst nur Bungalows im Grünen, wie Jürgen ihn auch besitzt. Dadurch wird das Wohngebiet der einen



Million Einwohner riesengroß. Keine Läden, nur Einkaufszentren der einzelnen Stadtviertel. Keine Fußgänger, nur Autos! — Vor der Terrasse unseres Hauses ist ein mit Bretterpalisaden (wohl Indianererinnerungen!) eingezäunter Rasenplatz und darauf ein „Swimmingpool“ aufgestellt. An den Randblumen zeigen sich wiederholt rüttelnde Kolibris. Auch eine Anzahl Schwärmer und Saturnia-Raupen habe ich gefunden. — Jürgen ist hier bei der „Mobil International“ tätig. Da fährt er auf einem Forschungsschiff einen Monat lang um die Küste von Afrika, dann arbeitet er zwei Monate hier in Dallas. Auf dem Heck des Schiffes werden dauernd Schüsse gegen den Meeresboden abgefeuert, das Echo aufgefangen, im Computer verarbeitet und von Jürgen als dem „Chief Scientist“ ausgewertet, d. h. die Geologie des Bodens wird erschlossen und auf Petroleumhaltigkeit untersucht. — Wir haben die „Luftpost-Welt“ bestellt, da bekommen wir auf dünnem Papier von Essen gestempelt zwei Tage später schon das Neueste. Donnerstag und Sonntag gibt es von New York aus hier im Fernsehen Neueste Nachrichten international. So wissen wir seit gestern Abend schon, das nun Brandt Kanzler wird, morgen Mittag bringt es unsere „Welt“.

Gertrud Clorius Schwebell wurde in Diller, Nebraska, als Tochter des Pastors Otto Clorius geboren. Der Vater ging später in seine mecklenburgische Heimat zurück, war mehrere Jahrzehnte Hauptpastor in Neubrandenburg. Gertrud C. Schwebell lebt seit Ende des 2. Weltkrieges als Schriftstellerin und Übersetzerin in New York. Sie gab eine Reihe von Büchern heraus, z. B. „Where Magic Reigns“, 1957. „Contemporary German Poetry“, a bilingual anthology 1964; 1967. „New Places — Neue Orte“, selected poems of Williams, translator. J. G. Bläschke Verlag, Deutschland, 1966. — Ihre eigenen englischen und deutschen Gedichte sind in zahlreichen Zeitschriften in den USA, Canada, Deutschland und Japan erschienen. Ihre Kurzgeschichten und Artikel in USA und Deutschland.

Da viele Mecklenburger sie noch kennen werden, zeigen wir ihr Konterfei.



**Druckfehler in: Carolinum, 35. Jahrg., Nr. 52:**

- S. 84, Text, 3. Zeile von unten, statt seinen: seinem
- S. 85, Anm. 8, 2. Zeile von oben, statt Anm. S. 62: Anm., S. 62, Anm.
- S. 92, Zeile 8 von oben, nach Korps ist Rest der Zeile zu streichen und dafür zu schreiben: ohne jeglichen Verlust dem Zusammenstoß mit Napoleon entzogen und die Offen-Bem. Der Setzer war beim Setzen von der Fahne zum Umbruch, welcher der Eile wegen nicht mehr durchgesehen werden konnte, versehentlich auf Zeile 13, die auch mit Korps beginnt, übersprungen!
- S. 94, Anm. 20, Zeile 4 von oben, statt (Kleist'schen Kavallerie): (Kleist'schen) Kavallerie
- S. 95, Text, Zeile 13 von oben, statt machen.: machen-
- S. 96, Anm. 27, Zeile 2 von oben, statt Division: Diversion
- S. 97, Anm. 29, letzte Zeile statt 183: 1813

Walther von der Vogelweides Beginn seines wohl berühmtesten Gedichtes führt uns in die mittelhochdeutsche Zeit. Es wird in manchem Leser die Erinnerung wecken und ihn mit ganz anderen Augen die Verse in sich aufnehmen lassen als in der Jugendzeit. Wir möchten dabei auch auf das Druck-Bild aufmerksam machen, das in seiner Einfachheit und Einheit ohne die heutigen großen Buchstaben eine vollendete Schönheit zeigt. — Walter Gotsmanns „Windflüchter“ (S. 33) spiegeln die wundervoll zarte Seele des Künstlers wider, mit der er einen solchen Vorwurf erfaßt. — Prof. Dr. Plendl's Aufsatz über das heutige Weltbild der Physik ist seit Jahren geplant. Er hat mit dem Herausgeber vor einigen Jahren während eines Aufenthaltes in Deutschland die Möglichkeit und Notwendigkeit einer solchen Darstellung diskutiert und wir glauben, daß er die schwierige Aufgabe, auch den Laien an das neue Weltgeschehen in der Physik heranzuführen, so vollendet gelöst hat, wie es nur möglich ist. — Zum ersten Mal sehen wir in den Beiträgen zur Geschichte des Neustrelitzer Theaters das Bild des Meckl.-Strel. Herzogs Adolf Friedrich III. vor uns, nachdem wir Adolf Friedrich IV., Herzog Carl und Großherzog Georg unseren Lesern längst vorgeführt haben. Das Porträt des Gründers von Neustrelitz durfte in unseren Blättern nicht fehlen. Mit dem Beitrag werden wir sicherlich das Interesse vieler Leser wecken, die nun einmal für Kulturgeschichte mehr Sinn haben als für das Weltgeschehen. — Dr. Pantels Bericht „Wallenstein vor Rostock“ wird wohl kaum jemand überschlagen, der Mecklenburger ist. Die Quistorps sind eine weitverzweigte Familie, eine Linie wurde geadelt. Aus dieser Linie hat sich der berühmteste Kernphysiker der Welt, der Deutsch-Amerikaner Wernher von Braun seine Frau Maria geholt. Sie ist die Tochter des Bankdirektors Dr. von Quistorp, der mit dem Herausgeber im 2. Weltkrieg im gleichen Regiment Kompaniechef war. — Die Faksimiles im Aufsatz von Prof. Scheven über die Brüder Boll und Fritz Reuter, das Primaner-Zeugnis Fritz Reuters und sein Brief vom 24. März an seinen Vater, verdanken wir dem Lektor und Schriftsteller Helmut de Voss, Paderborn. Wir meinen, daß der Inhalt beider Dokumente alle Leser fesseln und so das Interesse an den Ausführungen des Autors noch erhöhen wird. — Zu Alexander von Humboldt: Sein universales Interesse spricht auch aus einem unveröffentlichten Brief zu den Problemen der Zigeunersprache an den Halleschen Professor August Friedrich Pott vom 28. 1. 1844, der aus Anlaß des 200. Geburtstages von A. v. Humboldt von der Universitätsbibliothek in Halle in Faksimile als Neujahrsgruß an im Freundschafts- und Austauschverkehr stehende Bibliotheken und Zeitschriften versandt wurde. — Mit der 5. Folge schließt der Beitrag von Oberstudiendirektor Dr. Gerhard Brose „Ein Streifzug durch Pommerns Mundarten“, ein für uns Mecklenburger ebenso interessantes wie lehrreiches Kapitel. Wer nicht die wissenschaftlichen Erklärungen zum Lautstand las, hat sich wenigstens an den köstlichen niederdeutschen Textproben erfreuen können. Wichtig für uns alle ist die Schlußfolgerung des Verfassers, daß die vorpommersche Mundart im Lautstand mit der Mecklenburger Sprache Reuters im ganzen übereinstimmt. — Die uns von Helmut de Voss zugesandten Faksimiledrucke stammen aus dem Buch: Briefe von Fritz Reuter an seinen Vater. Herausgeg. von Dr. Fr. Engel, Bd. 1 Braunschweig: Westermann 1898.

---

Die Salzburgische Dichterin Erna Blaas, von der wir im „Carolinum“ eine Reihe von Gedichten gebracht haben, wurde

**mit dem Titel Professor ausgezeichnet.**

Vor wenigen Monaten ist ein neues Buch von ihr „Schattenlicht“ in der „Österreichischen Verlagsanstalt Wien“ erschienen. Zur Zeit arbeitet sie an ihrer vom Stifter-Institut Linz bestellten Biographie. Im kommenden Winter will sie sich ihren Erzählungen widmen. — Ein vollseitiges Bild von ihr befindet sich im Heft 36, 1962/63, S. 65.

---

Der Sinn für lyrische Dichtung wird durch Revolutionäre der Literatur, ja, des ganzen Lebens, weitgehend zerstört.

Erna Blaas

# Vermischte Beiträge

zum

## Carolinum

35. Jg. - Nr. 53

Göttingen

Herbst 1969



*Höhere Töcherschule, Neustrelitz 1893*

*Obere Reihe: Luise Brothagen, Frida Ahlgrimm, Frida Lemcke, Anna Pauli, Rosamarie Wetzstein, Else Steffen, Anna Hägert.*

*Mittlere Reihe: Liesbeth Rieck, Toni Behn, Elsa Schulz, Frl. Kankelwitz (Klassenlehrerin), Johanna Bremer, Charlotte Haberland, Grete Kestner.*

*Vordere Reihe: Grethe Radloff, Erna Matschenz, Toni Fielitz, Elisabeth Krause, Marie Schröder, Gertrud Rölff.  
jeweils von links nach rechts.*

### *Geburtstage*

Zum 85. Geburtstag von Werner Rust, Hamburg, hatte die Carolinerschaft zwei Herren des Vorstandes, die Herren Buhrow und Haberland, entsandt, um dem Jubilar die herzlichsten Glückwünsche und einen großen Blumenstrauß in den mecklenburgischen Farben zu überbringen. Außerdem fanden sich seine Mitschüler, die beiden Diplom-Ingenieure Walther Rieck und Walther Proschwitzky ein, beide ebenso rüstig wie der Jubilar selbst. Alle Gratulanten waren auch Neustrelitzer, so daß in der Unterhaltung bei einem Glase Wein und festlichem Kuchen die alte Residenz und viele alte Bekannte wieder zum Leben erweckt wurden. Ein Foto zeigt uns die fünf alten Schüler des Carolinums. — Der mecklenburgische Bild-

hauer Hennig-Hennings in Bad Doberan, der mit dem Neubrandenburger Künstler W. Jaeger an dem Fritz-Reuter-Brunnen arbeitete, beging am 8. September seinen 80. Geburtstag. — Oberstudiendirektor i. R. Dr. Paul Alms, München, konnte im März 1969 seinen 87. Geburtstag begehen. Seinen geschmeidigen Geist konnte er sich bis heute bewahren; sein Dankgedicht für die Glückwünsche beweist es, daß er heute wie in alter Zeit noch den Pegasus besteigen kann. Mögen ihm, dem Wort- und Vergewandten noch manches Jahr der Frische und des Frohsinns beschert sein und seine Liebe zu Kunst und Wissenschaft erhalten bleiben! — Landesuperintendent i. R. Dr. Herbert Voßberg beging seinen 78. Geburtstag. Wer kennt ihn noch aus den stürmischen Jugendjahren in Rostock?

#### Geboren

Vera Rosenhainer geb. Baur und Dr. med. Horst Rosenhainer, Karlsruhe, zeigen die Geburt ihres ersten Kindes an (Beate). — Dr. habil. Theodor Pyl und Frau Wiebke geb. Ohle freuen sich zu der Geburt eines gesunden Sohnes Bernd Theodor, ebenso die Großeltern Studienrat i. R. Hans Ohle und Frau geb. Beckström.

#### Verheiratet

Edgar Thörmer, Erfurt, und Hannelore Thörmer geb. Kort, Neustrelitz, am 4. November 1969. — Eike Beckström, Sohn unseres Caroliners Ingenieur Gerhard Beckström, Studienreferendar in Oldenburg, vermählte sich am 20. 12. 1968 mit der in Riga geborenen Mittelschullehrerin Karin Baltgail.



Forstmeister Grapow (90) und Frau (79)

Forstmeister Grapow und Gattin begingen das Fest der Goldenen Hochzeit bei ihrem Sohn Hans Henning in dem schönen Salzburg. Beide erfreuen sich noch guter Gesundheit und Frische.

#### Examina, Beförderungen pp.

Unser Caroliner Propst Erich Radloff in Stavenhagen konnte am 1. Februar 1969 sein 50jähriges Amtsjubiläum begehen. Am 1. April ist er in den wohlverdienten Ruhestand getreten. — Dr. Karl-Heinz Narjes, zuletzt Generaldirektor für Presse und Information in der Brüsseler Kommission wurde als Wirtschafts- und Verkehrsminister in die Regierung Schleswig-Holstein berufen. Karl-Heinz Narjes stand zu seinem alten Lehrer Studienrat Köhler bis zu dessen Hinscheiden in einem freundschaftlichen Verhältnis. — Peter Range und seine Gattin geb. Diestelmeyer begingen am 19. September das Fest der goldenen Hochzeit. Wir gratulieren noch nachträglich! — Mit dem 31. März 1969 trat unser 1. Vorsitzender Landessozialgerichtsrat Peter Heitmann wegen Erreichens der Altersgrenze in den Ruhestand. Er wurde vom Schleswig-Holsteinischen Landessozialgericht in einer internen Feierstunde verabschiedet. Heitmann studierte nach einem mit Auszeichnung bestandenen Abitur am Realgymnasium in Neustrelitz in Berlin und Rostock Rechts- und Staatswissenschaften. Nach seinem Assessorexamen war er zunächst beim Landgericht

in Güstrow tätig, trat dann in die Kommunalverwaltung seiner Heimatstadt Neustrelitz ein und war während des Krieges in der Militärverwaltung eingesetzt. 1961 wurde er zum Landessozialgerichtsrat befördert und gehörte als solcher dem 2. Senat des Landessozialgerichts in Schleswig an. — Wir Caroliner schulden ihm großen Dank, daß er neben seiner hohen Verantwortung als Richter in besonderer Stellung die vielen und oft schweren Aufgaben als unser 1. Vorsitzender durchführte, und wünschen ihm Gesundheit und Stärke, um uns weiterhin auf den oft recht schwierigen Wegen zu leiten. — Oberregierungsbaurat Dipl.-Ing. Günter Tramm (Abitur 1941), Leiter des Wasserwirtschaftsamtes Bonn, wurde zum Regierungsbaudirektor ernannt. Sein Vater, der vielen sicherlich noch bekannte Lehrer i. R. Paul Tramm, lebt noch in Neustrelitz und ist im Frühling in das 80. Lebensjahr eingetreten. — Ulla Knöfel, Tochter von Walter Knöfel und Frau Ilse geb. Nick, Lübeck, hat die wissenschaftliche Staatsprüfung in Biologie und Chemie an der Universität Hamburg bestanden.

### Gestorben

Am 13. Mai 1969 verstarb in Herford im Alter von 81 Jahren Frau Marie Niemann, geb. Köppen nach einem arbeitsreichen, erfüllten und freudigen Leben. Sie war die Witwe unseres Caroliners Revierförster Niemann, der viele Jahre hindurch im Forsthaus Serrahn sein Amt ausübte. — Am 12. Mai verstarb in München Sabine Rathsack, Tochter unseres verstorbenen Caroliners Amtsgerichtsdirektor Dr. jur. Herbert Rathsack und seiner Frau Hedwig geb. Schulz. Sie war eine sehr begabte, tatkräftige und tapfere Frau die jahrzehntelang in leitender Stellung eines großen Unternehmens tätig war. — Im Alter von 65 Jahren wurde unser Caroliner Apotheker Helmut Fraatz am 3. Dezember 1968 aus diesem Leben aberufen. Er war einer der ersten Abiturienten des 1922 zur Vollanstalt ausgebauten Realgymnasiums. Schon auf der Schule zeigte er, der Konabiturient von Oberapotheker Dr. Kassau und Oberregierungsrat Walter Blank war, ein ganz bestimmtes Wesen und Streben. Viel zu früh für seine Frau und seine Kinder mußte er von ihnen scheiden. — Am 3. Juli 1969 verschied in Schwerin der Industrie-Kaufmann Friedrich P. M. Becker im 77. Lebensjahr. In schwerer Zeit hat er sich als ein treuer Kamerad und Helfer erwiesen. Dafür sei ihm über das Grab hinaus gedankt. — Während seines Urlaubs starb plötzlich und unerwartet unser Caroliner Hans Hennemann im Alter von 55 Jahren. Er wurde in Hildesheim, seinem Wohnsitz bestattet. Hans Hennemann hielt immer treu zu seiner alten Schule. Es ist wohl kein Treffen in Marburg vorübergegangen, ohne daß er daran teilgenommen hätte. — Nach schwerer Krankheit entschlief im 82. Lebensjahr Frau Maria Rehm geb. Stewerth in Lübeck. Sie besuchte noch die alte Töchterschule in Neustrelitz und war Schulkameradin von Olga Vorbeck. In den ersten Jahren, als sich die Alten Caroliner und Lyzeistinnen seit 1956 zusammengeschlossen hatten, trug sie durch ihre Hilfsbereitschaft in besonderem Maße zur Gestaltung der Treffen bei. Das sei ihr auch an dieser Stelle noch einmal gedankt. — Frau Olga Göldenitz geb. Müller, gebürtig aus Woldegk i. Meckl., ist am 28. August 1969 an den Folgen eines Verkehrsunfalles gestorben. Sie war Schülerin des Carolinums in Neustrelitz bis 1931. Ihr letzter Wohnsitz war 311. Uelzen, Hesselriede 1. Ihre Klassenkameradinnen und — soweit sie den Krieg überlebten — ihre Klassenkameraden, werden sich ihrer gut erinnern und um sie trauern. — In Hamburg verschied am 7. September 1969 Frau Maria Much geb. Lenhartz, Witwe unseres Caroliners Prof. Dr. med. Hans Much, nach langer und schwerer Krankheit im 85. Lebensjahr. — Der Caroliner Nils Graf Stenbock-Fermor, Maler, Zeichner und Schriftsteller, ist kurz nach Vollendung des 65. Lebensjahres im Oktober dieses Jahres in Hamburg verstorben. Er wurde auf Schloß Mitau in Kurland geboren. Die Familie verließ die Heimat nach dem 1. Weltkrieg und ließ sich in Neustrelitz nieder. Hier besuchten die Söhne Nils und Friedrich den realgymnasialen Zweig des Carolinums und die einzige Tochter Olga das Oberlyzeum. Nils Graf Stenbock war eine ausgesprochene Künstlernatur. Hervorragend war insbesondere seine Kunst des Zeichnens. Er gehörte zu den großen Pressezeichnern Berlins, bevor er 1945 nach Hamburg übersiedelte. In „Carolinum“ Heft 17 hat unser Kunsterzieher Ulrich Wellhausen eine Skizze über „Humoristen der Zeichnung“ veröffentlicht, für die Nils drei seiner köstlichen Illustrationen zu dem bekannten Roman „David Copperfield“ von Dickens zur Verfügung stellte. In Heft 18 sind fünf Köpfe von ihm erschienen, die nun wieder eine ganz andere Seite seiner Kunst zeigen, nämlich das fast hingehauchte seelenvolle Antlitz von jungen Menschen. Auch die Märchen von Grimm und Andersen lockten ihn zur Illustrierung. Sein Jugendbuch „Die Truhe des Herrn Sinzelius“ fand starken Anklang. — Ein schweres Leiden fesselte Nils Graf Stenbock viele Jahre an das Haus, bis er

nun endlich erlöst wurde. — Frau Wiencke geb. Ceconi, Lübeck, trauert um den Verlust ihres Gatten Günther Wiencke. — Eine recht traurige Meldung ist für uns ehemalige Sextaner (Robert Buhrow, Walter Heinrichs und den Herausgeber) die Nachricht vom Tode unseres lieben Klassenkameraden Otto Runge am 30. Mai 1969 in seinem Alterswohnsitz München. Er gehörte zu der Landmannsfamilie Runge-Warbende, die mit der Malerfamilie Philipp Otto Runge verwandt ist. Otto Runge war ein ausgesprochener Mecklenburger in seiner treuen und biederen Art, und hatte starken Sinn für den niederdeutschen Humor. Zweimal hat mich das Geschick mit ihm nach fast 70 Jahren in München zusammengeführt; er ging früh auf die Kadettenanstalt über. Unser Treffen gestaltete sich so, als hätten wir uns soeben nach der Sexta getrennt. In Heft 51 haben wir das Foto gezeigt, das er vor wenigen Jahren in Hamburg vom Grabe Philipp Otto Runges aufgenommen hat.

Frau Hedwig Hannemann geb. Bardey ist nach langem, schwerem Leiden in Rostock am 26. Oktober 1969 im 82. Lebensjahr gestorben. Die Neustrelitzer Familie Bardey ist den älteren Carolinern noch gut bekannt. Eine der Schwestern Bardey war Lehrerin am Lyzeum in Neustrelitz und genoß in hohem Maße die Achtung und Liebe ihrer Schülerinnen. Der Bruder Erich Bardey bestand Ostern 1904 auf dem Carolinum das Abitur und studierte Neuere Sprachen in Rostock und Berlin. Er fiel im 1. Weltkriege. — Martha Reymergeb. Seidel, Schwester von Rudolf und Konrad Seidel, ist am 18. August in Berlin verstorben. Sie folgte ihrer älteren Schwester Else und unserem Schulkameraden Konrad Seidel nach. Sie stand im 84. Lebensjahr und war trotz ihres hohen Alters geistig noch sehr rege, spielte bis zuletzt mit ihrer liebsten Freundin, einer hervorragenden Pianistin, vierhändig klassische Klavierkonzerte und ließ sich kein Karajan-Konzert in der Philharmonie entgehen. Die letzten Tage im Krankenhaus waren schwer für sie. Ein Blutsturz nahm ihr die letzte Kraft und sie schlummerte, auf ihren Wunsch wurde sie in Ruhe gelassen, dann sanft in das Jenseits hinüber. Martha Seidel war trotz ihrer zierlichen Figur eine starke Persönlichkeit. — Oberstudienrat i. R. Dr. Bruno Hollmann verstarb nach schwerer Krankheit und Operation in Hamburg. Sehr gern hätte er schon vor Jahren an unseren Heften mitgearbeitet, aber seine sämtlichen wissenschaftlichen Unterlagen waren in den Folgen des Krieges verlorengegangen. Wir danken ihm und trauern um einen aufrechten Mecklenburger. — Wie wir erst jetzt erfahren, verstarb an den Folgen eines tragischen Verkehrsunfalles am 23. April 1967 in Schwerin Direktor Johannes Krüger, Leiter der Polytechnischen Oberschule Schwerin-Lankow I. Der allzu früh Verstorbene erwarb sich seit 1949 nach seiner Rückkehr aus russischer Kriegsgefangenschaft große Verdienste um den Aufbau des Schulwesens in Schwerin-Lankow. Johannes Krüger ist Abiturient des Realgymnasiums, Jahrgang 1934, und Stiefbruder unseres Abituierenten Dipl.-Ing. Günter Tramm. — In Hamburg verstarb Amtsrat Hans Lebowsky, nachdem er vor Monaten noch mit seiner Frau geb. Ballschmieter goldene Hochzeit feiern konnte. — In Mexico verstarb im 90. Lebensjahre unser alter Caroliner Franz Wegener, ein Onkel von Regierungsrat Carl Risch. Er hat sich in den letzten Jahren sehr nach seiner mecklenburgischen Heimat gesehnt. Seine Hoffnung, die Vaterstadt noch einmal wiederzusehen, hat sich nicht erfüllt. — Frau Alli Buhlert, Witwe unseres Caroliners Willy Buhlert, ist in Mölln im Juli verstorben. — Frau Franziska Bade geb. Arndt ist in Seefeld (Obb.) verstorben. Sie war die Tochter von Senator Arndt in Neustrelitz, der viele Jahre die Würde des Kapitäns der Schützenkompanie bekleidete. Ihr Bruder G. Arndt war Caroliner und später als Dr. med. Facharzt in Neubrandenburg.

#### *Aus Briefen*

Carl Risch: Je weiter mich der Weg nach innen führt, je tiefer hinein in die Stille, um so mehr erkenne ich, was jenes Band, das seinen Ausdruck findet in unserer Zeitschrift, für alle bedeutet: Den Alten ein wunderbarer Lebensausklang, Mahnung und Wegweiser in die Zukunft den Jungen! Da ist „wirklich Frieden im Streit, Trost und Beständigkeit mitten in dieser armen, bangen, vergänglichen Zeit“. — Ja, Heimat ist ein unveräußerlicher Besitz, ein Recht, das nie abgetreten werden kann. Die Liebe zur Heimat ein Gut, das einer jenseitigen Welt angehört, dem irdischen Zugriff nicht erreichbar. Einer seiner Boten das Carolinum. — Elisabeth Giese geb. Krause: Ich übersende ein Klassenbild mit Fräulein Luise Kankelwitz als Klassenlehrerin, die sich viele Jahre mit großer Liebe der Kleinsten annahm. Sie wird bei allen, die durch ihre Hände gingen, in guter Erinnerung leben. Alle meine Klassenkameradinnen aus der obersten Klasse bei unserem verehrten Rat Praefcke grüße ich herzlich. Auch meine Schwester Käthe Krause grüßt alle herzlich, die sich noch ihrer erinnern. — Rudolf Seidel: Der alte Freund unserer Familie

Karl Huth, der seinerzeit in der Sassenstraße Nr. 1 in einer Schülerpension hauste, wohnte direkt neben uns (Sassenstraße Nr. 2). So hat sich eine Freundschaft für das Leben entwickelt. Er ist jetzt wohl 85 Jahre alt und wohnt bei seinem Sohn, der Arzt ist. Wir gehören nun alle schon zum alten Eisen, meine Schwester ist über 83, ich bin rund 82 Jahre. Von den Gebrechen des Alters sind wir nicht verschont geblieben. Karl Huth schreibt, daß es bei ihm die Ohren, Beine und Hände sind, die ihm Kummer machen. —

Alfred Dedow: Ich sehe in der Zeitschrift „Carolinum“ eine würdige Nachfolgerin der einstmalen von Johann Gilhoff herausgegebenen mecklenburgischen Monatshefte. — Christian Bourjau: Ich bin dabei, nunmehr das Spiel auf der Querflöte zu erlernen (ein Flöten„bläser“ bin ich bereits). Wir haben mit der Ouvertüre zu „Titus“ von Mozart den Auftakt zum Semesterbeginn gegeben. Ende Oktober fliege ich zum Apothekertag in Berlin. Ich will versuchen, wieder meinem alten Kollegen und Studienfreund Rudi Knacke guten Tag zu sagen. Anstelle einer Sommerreise machten wir mit unserer jüngsten Tochter, Quartanerin unserer einzigen Mädchen-Oberschule, eine Fahrt nach Odense, der Heimatstadt Hans Christian Andersens, auf der schönen Insel Fünen. — Wilhelm Paschen: Sehr beeindruckt hat mich in Heft 51 Prof. Niederlands Studie über C. F. Meyer. Karl Jaspers soll einmal geäußert haben, daß in der Psychologie „die Tendenz zum Herabziehen des Menschen“ liege, sobald ihre wissenschaftlichen Möglichkeiten überschritten würden. Von einer solchen Tendenz ist in der Studie, so meine ich, nichts zu bemerken. Besonderen Dank für diesen tiefgründigen und aufklärenden Beitrag! Fesselnd sind auch die Nachrichten aus der Familie Otto Runges, bewundernswert die Bilder, vor allem das Selbstbildnis Otto Runges. — Die Ausführungen von Hermann Brunswig sind, wie immer, lesenswert, doch ganz so tragisch sehe ich die Dinge nicht an. Gewiß, die Jugend rebellierte, aber nicht ohne Grund, eine Minderheit greift zu falschen Mitteln, das ist bedauerlich, doch das Gros ist besser als sein Ruf. — Kurt Fielitz: Zu unserem lieben, auf S. 99 des Heftes Nr. 51 als verstorben gemeldeten Klassenkameraden Harald Banse noch folgendes: Harald kam ebenso wie seine zahlreichen Geschwister auf eigensten Wunsch seines in Berlin wohnhaften Vaters aufs Neustrelitzer Gymnasium bzw. Lyzeum. „Hier und nicht woanders“, hatte sein Vater gesagt, als er sich mehrere Städte für seine Kinder ansah. Und Harald hat all die wechselvollen Jahre in Frieden und Krieg für Neustrelitz eine besondere Anhänglichkeit bewahrt, ist auch noch in mehreren Jahren nach den Kriegen immer mal wieder mit seiner Gattin nach Neustrelitz gereist, obgleich er durch längeres Leiden gehbehindert war. Harald hat „viele“ von Reuters Werken gelesen, teilweise in der hochdeutschen Übersetzung.

Dr. Ernst Urbahn: Der Sommer hat es diesmal in sich gehabt! In unserem geliebten Jena verlebten wir 3 stille Wochen, kletterten viel an den Kalkhängen umher, wo interessante Orchideen und sogar der Diptam in Menge blühen und allerlei Kalkarten an Schmetterlingen fliegen, und wo es landschaftlich noch hübsch, einsam und unberührt ist. Dann ging es nach dem schön gelegenen Solbad Frankenhausen. Nachts erlebten wir wie 1968 in den Bergen zusammen mit einem jüngeren Kollegen eine Leuchtnacht, die großartig war. Was für Schmetterlinge oben im Kyffhäuser! 183 sog. Makroarten kamen ans Licht, Tausende von Faltern! Dann fuhren wir noch zwei Tage in den Harz zu besonderen Beobachtungen. Von da fuhren wir nach Treseburg und wanderten das ganze Bodetal hinab nach Thale. Nach kurzer Wetterverschlechterung brach dann die Hitzewelle aus und nun zeigte sich mal, was noch alles an Schmetterlingen nachts herumfliegt, wenn es eben nur warm genug ist. Fast täglich waren wir unterwegs auf Lichtfang und tags hieß es, das Material zu präparieren und durchzuarbeiten. — Dann kamen 8 Tage Müritzhof. Wir waren fast ganz allein in unserer kleinen biologischen Station, konnten Tag und Nacht nach Herzenslust beobachten und vormittags in dem kleinen Waldsee baden und Kopfsprünge üben, wozu uns ein Bekannter ein feines federndes Sprungbrett gebaut hatte. Großartig ging das, bis ich mir bei einem Absprung den linken Wadenmuskel zerrte. Na, das ist längst vorüber. (Der Briefschreiber ist 82!) — Auf der Heimfahrt durch Neustrelitz besuchten wir unsere gute 87jährige Anne-Miete Bartolt. Sie nimmt noch rege an allem Geschehen teil. Zu Hause lesen wir Korrekturen zur Exkursionsfauna, deren letzter Band nun endlich erscheinen soll. Vor 13 Jahren sandten wir das erste Manuskript ein. Dreimal mußten wir es inzwischen ändern wegen der umgewandelten Nomenklatur und Systematik. — Hans Meese: Ich lasse meinen früheren Hausgenossen Rudolf Seidel herzlich grüßen, ebenso meinen Klassenkameraden Fritz Lebowski. — Dr. Fritz Rosenthal (Californien): Die Nachricht vom Tode meines lieben, verehrten Lehrers Johannes Köhler hat mich tief getroffen. Ich habe der Familie kondoliert. Aber auch Ihnen — für das ganze Carolinum — spreche ich mein tief empfundenes Beileid aus zu dem Tode dieses gütigen, hilfsbereiten, mir so freundschaftlich gesinnten Lehrers des Carolinums, mit dem mich dankbare Erinnerungen bis zurück in das Jahr 1913 verbinden. — Ehre seinem Andenken! Das Carolinum kann stolz sein, diesen guten Menschen als Lehrer für so lange Jahre gehabt

*Wir alle treffen uns wieder*  
am 18., 19. und 20. September 1970  
zur 175-Jahrfeier unserer alten Schule  
in Marburg an der Lahn!

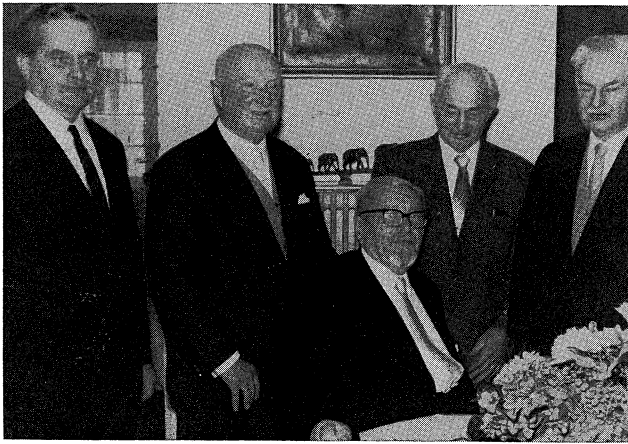
zu haben. — Dr. Ulrich Berner: Ich bin nicht mehr in der Lage bei meinem hohen Alter, die Arbeit über Fritz Reuter — Christian Reuter fertigzustellen. Vielleicht findet sich ein anderer bereit. Doch war es mir noch möglich, einen kleinen Beitrag für die demnächst erscheinende Festschrift zum 100jährigen Bestehen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Vorgeschichte fertigzustellen, deren ältestes ordentliches Mitglied ich seit 1908 (!) bin. — Wie immer hat mich auch diesmal der Aufsatz von Steinmann sehr interessiert. Es ist dem Verfasser gelungen, die Geschichte eines lokalen Truppenteils durch Einbau in die allgemeine Kriegsgeschichte so anschaulich zu machen, wie es sogar einem Fontane mit seiner Geschichte des Neuruppiner Regimentes nicht gelungen ist. — Gerhard Beckström: Wir haben an einer Studienreise nach Norwegen teilgenommen. Die herrlichen Fjorde und schroffen Berge, aber auch die schönen sauberen Städte, besonders Oslo und Bergen, haben uns sehr beeindruckt. — Dr. rer. nat. Karl Ludwig Roesse: Das Kriegsende erlebte ich als Gefangener in der Wüste Arizonas, wohin ich nach anfänglicher kurzer Internierung in Brasilien verfrachtet worden war. Nach Brasilien war ich gekommen, nachdem wir im Südatlantik versenkt worden waren (U-Boot). 1946 kam ich nach Deutschland zurück und wollte sofort mit dem Studium beginnen. Jedoch als persona non grata, zu der ja damals viele U-Boots-Offiziere erklärt wurden, mißlang dies Unterfangen anfänglich. Mit mecklenburgischer „Sturheit“ gelang es mir dann aber doch, die Uni zu beziehen. 1954 im Frühjahr promovierte ich an der TU Braunschweig und bin seit dieser Zeit als Erdölgeologe bei der Wintershall AG. Eine Tätigkeit, wie sie vielseitiger kaum sein könnte. Eine beträchtliche Zahl von kleinen und größeren Reisen habe ich in all diesen Jahren hinter mich gebracht. Längere Zeit besonders im Mittelmeergebiet! Unter anderem auf Sizilien und Sardinien. 1965, 1966 führten mich über die Staaten nach Südamerika, speziell nach Venezuela, das ich von Columbien bis nach Guayana auf den Spuren Alexander von Humboldts durchquerte. Seit 1966 leite ich die geologische Abteilung der Erdölwerke unserer Firma mit Sitz hier in Barnstorf. — Zur Frau habe ich eine Apothekerin. Wir studierten schon zusammen! 2 Kinder werden für den Erhalt des Stammes Roesse sorgen. Die Älteste (14 Jahre) wurde gerade nach Untersekunda versetzt. Der Junge (9) kommt im nächsten Jahr auf die Oberschule. Leider nicht mehr aufs Carolinum. — Privat fröne ich der ererbten Leidenschaft — der Jagd. Der Holm war ein zu guter Lehrmeister. Liebend gerne hätte ich auch Forstwissenschaft studiert, jedoch war das damals ohne stärkste Beziehungen nur schwerlich möglich. Mein Bruder Ulrich hat es getan. Er ist in Mecklenburg geblieben bzw. früh dahin zurückgekehrt und sitzt heute als Forstmeister in Perleberg, das ja jetzt auch zu Mecklenburg gehört. Meine Eltern wohnen bei ihm. — Johanna Becker: Sehr interessant ist die tiefenpsychologische Studie über Conrad Ferdinand Meyer in Heft 51. Ich verehrte ihn schon als ganz junges Mädchen und einige seiner Gedichte sind für mich etwas vom Schönsten in der deutschen Lyrik. Aber ich spürte auch schon damals untergründig Dunkles, schuldhaftes Verstrickung, gerade in den angeführten Novellen. — Dr. A. Stark: In Heft 50 ist ein Bild vom Kommers der Gymnasial-Abiturienten 1934 wiedergegeben. Ich erinnere mich nicht gern an die Zeit, besonders wegen meiner Krankheit, die mich um drei Jahre zurückwarf. Ich habe damals als Sprecher der Klasse die Abiturientenrede gehalten, obwohl der Klassenlehrer einen Sprecher in Uniform verlangte. Meine Klassenkameraden hielten zu mir und so fand auch unter meinem Vorsitz der Kommers statt. — Nun Erläuterungen zu dem Bild. Neben mir auf der linken Seite sitzen Sie (der Herausgeber), auf der anderen Seite Studienrat Wesemann. Auf der linken Seite neben von Reden Herbert Wagner, hinter R. Günther unser Müller (z. Z. bei der Reichsbahn). — Ich studierte in Heidelberg, München, Bonn und Berlin, wo ich 1939 zum Dr. phil. promovierte. Jetzt bin ich im Statistischen Bundesamt als Referent tätig. Ich hänge sehr an meiner Heimat Mecklenburg, verbrachte 1967 mit Familie den Urlaub in Feldberg und freue mich jedes Mal über das Erscheinen unserer Caroliner-Zeitschrift.



Paul Ernst: „Preußen-geist“ aufgeführt am 16. 9. 1933 im Schützenhaus Neustrelitz. Veranstaltung des Lese- und Literaten-Vereins.

Obere Reihe von links: Werner Voß (Richter), Waltraut Becker (Königin), Hans-Henning Pantel (König), Elsbet Strandt, heute Frau Pinnow (Fr. v. Winterstein), Karl Cunitz (Hauptmann)

Untere Reihe von links: Herbert Wagner (Souffleur), Günter Müller (Kronprinz), Dr. Heinrich Pinnow (Regisseur), Hans Hiestermann (Leutn. von Katte)



20. April 1969

Es gratuliert zum 85. Geburtstag die Altschülerschaft des früheren Gymnasium Carolinum, Neustrelitz.

Von links nach rechts: Ernst Haberland, Walther Rieck, Werner Rust, Walther Proschwitzky, Robert Buhrow.

#### Spendenliste für die Zeit vom 1. 1. bis 31. 12. 1968

K. Anders, Bochum, 26 DM; I. v. Arenstorff, Helmstedt, 15 DM; Elis. Balcke, Bremen, 6 DM; G. Beckstroem, Bad Neustadt, 10 DM; H. Beerbohm, Lüchow, 6 DM; J. Benzin, Hamburg, 26 DM; Dr. J. Berg, Oldenburg, 26 DM; H. Biermann, Wiesbaden, 12 DM; G. Blank, Bad Godesberg, 6 DM; J. Bohl, Wyk/F, 6 DM; J. Boltz, Schweinfurt, 9 DM; H. Brunswig, Lopez, 35,50 DM; Dr. U. Braun, Eutin, 6 DM; M. Burmeister, Kl. Gladebrügge, 12 DM; P. Brunswig, Frankfurt/M., 6 DM; H. Bütow, Hamburg, 6 DM; R. Buhrow, Hamburg, 198,20 DM; R. R. Brauer, Bremerhaven, 1 DM; Dr. O.-H. Clodius, Bad Oldesloe, 36 DM; Fr.-W. Conradi, Bad Schwartau, 6 DM; E. Crone, Göttingen, 10 DM; Dörbandt, Schelploh, 10 DM; Fr. Dopheide, Hagen, 10 DM; W. Eger, Schweinfurt, 76 DM; D. Engelhardt, Göttingen, 4 DM; U. Fehmer, Düsseldorf, 1 DM; Dr. U. Fischer, Hannover, 20 DM; W. Fölsch, Grünenplan, 1 DM; K. Frese, Wiesbaden, 41 DM; H. Frey, Berlin, 1 DM; K. Friedrich, Korb, 6 DM;

Dr. H. Friedrichs, Hösel, 26 DM; E. Gappe, Mühlheim, 16 DM; S. Gätjen, Lübeck, 1 DM; H. Gerlach, Brunsbüttel, 1 DM; H. Gehring, Bremen, 6 DM; C. Geißler, Köln, 36 DM; K. H. Gieseler, Frankfurt/M., 1 DM; Cl. Gössel, Lübeck, 1 DM; H. Gößler, Kiel, 1 DM; Dr. Fr. Gößler, Kiel, 256 DM; A. Grimm, Mühlhausen, 6 DM; E. Greiser, Karlsruhe, 31 DM; Dr. G. Grüder, Leonberg, 11 DM; Dr. E. Grüder, Betzdorf, 20 DM; Fr. Griefmeyer, Regensburg, 12 DM; Dr. U. Graffstaedt, Berlin, 6 DM; Grapow, Düsseldorf, 1 DM; R. Gotsmann, Lübeck, 2 DM; E. Gotsmann, Nebel, 6 DM; O. Grobbecker, Lübeck, 1 DM; W. Hannemann, Dankersen, 4 DM; Dr. Hagemann, Erlangen, 40 DM; K. Hartwig, Bremen 6 DM; R. Hartwig, Neu Isenburg, 6 DM; Dr. W. Heipertz, Tübingen, 24 DM; P. Heitmann, Schleswig, 6 DM; M. Hordorff, Münster, 6 DM; Dr. J. Hellweg, Han., 6 DM; D. Kadack, Bielefeld, 1 DM; Dr. E. Kassau, Bonn, 6 DM; E. Kastner, Malmö, 6 DM; Dr. C. Kalkschmidt, Ibbenbüren, 51 DM; Frau Keske, Heikendorf, 1 DM; A. Kempfer, Frankfurt/M., 14 DM; Dr. M. Klatt, Kelkheim, 1 DM; M. Klemp, Stade, 6 DM; K. Kletschke, Düsseldorf, 72 DM; G. Kleesath, Oldenburg, 20 DM; Dr. H. Kleiminger, Osnabrück, 80 DM; H. Kneuß, Emmendorf, 1 DM; U. Knoop, Travemünde, 1 DM; J. Köhler, Baden Baden, 20 DM; A. Körner, Berlin, 11 DM; A. Königsmann, Waldfischbach, 36 DM; H. J. König, Crailsheim, 6 DM; H. Kriening, Berlin, 16 DM; O. Krüger, Düsseldorf, 6 DM; I. Kranke, Soest, 1 DM; A. Kümmel, Moers, 12 DM; H. Kühn, Trittau, 1 DM; M. Lamprecht, Lübeck, 15 DM; H. Langmann, Visbeck, 46 DM; R. Lessing, Bremen, 24 DM; W. Lemke, Löhne, 1 DM; Dr. J. Lessing, Düsseldorf, 1 DM; R. Linde, Kassel, 8 DM; I. Lorentz, Kiel, 12 DM; R. Lüders, Hamburg, 1 DM; Dr. Cl.-J. Lüders, Berlin, 26 DM; S. Lundbeck, Nordenham, 6 DM; H. Ludewig, Bad Godesberg, 20 DM; Dr. H. Jerchel, Husum, 16 DM; C. Fr. Maaß, Mölln, 16 DM; Dr. Marung, Lübeck, 10 DM; H. Meinhard, Stuttgart, 27 DM; G. Mendelsohn, Berlin, 1 DM; Herzog C. L. zu Mecklenburg, 26 DM; H. Meinke, Reinbeck, 38 DM; Dr. K. Meincke, Kiel, 24 DM; A. Michaelis, Hamburg, 1 DM; E. Michaelis, Grafrath, 1 DM; H. G. Müller, Norden, 6 DM; Dr. M. Mülling, Berlin, 36 DM; Dr. H. Müller-Praefcke, Karlsruhe, 6 DM; H. Müller-Wollermann, Wuppertal, 11 DM; K. Momberger, Markh., 12 DM; O. H. Müller-Ramelsloh, Hbg., 64 DM; Dr. K. H. Narjes, Bonn, 16 DM; Fr. Niekrentz, Travemünde, 1 DM; Dr. J. Overbeck, Buchholz, 12 DM; H. Paul, Göttingen, 8 DM; R. Peters, Zietzen, 9 DM; G. Philipp, Oldenburg, 12 DM; R. Piehler, Berlin, 61 DM; G. H. Piehler, Göttingen, 94 DM; C. O. Praefcke, Norden, 238 DM; O. Preuß, Gelsenkirchen, 16 DM; Dr. W. Prütz, Berlin, 30 DM; O. Putzierer, Köln, 326 DM; Fr. Plendl, Florida, 22,64 DM; G. Quindt, Osnabrück, 61 DM; W. Raban, Lübeck, 10 DM; Fr. Ramin, Siegen, 56 DM; P. Range, Roxel, 1 DM; C. Risch, Bonn, 86 DM; W. Rieck, Berg. Neukirch., 24 DM; K. Ritzer, Hamburg, 16 DM; R. Roth, Mainz, 1 DM; A. Rohrbach, Lübeck, 1 DM; Dr. Cl. W. Roestel, Gemünd, 1 DM; E. Rosenhainer, Ditzingen, 44 DM; Dr. H. Rosenhainer, Karlsruhe, 64 DM; G. Ruhnke, Hamburg, 6 DM; M. Rüggeberg, Marienheide, 66 DM; J. Rütz, Lübeck, 1 DM; W. Rust, Hamburg, 46 DM; R. Seidel, Berlin, 21 DM; E. Sevedke, Neumünster, 11 DM; W. Seyberlich, Schöningen, 16 DM; F. W. Siehl, Ratzeburg, 4 DM; W. Silberbauer, Wuppertal, 48 DM; T. Schaefer, Kassel, 12 DM; H. D. Schaefer, Münster, 12 DM; H. Schäfer, Köln, 1 DM; G. Schmidt, Berlin, 12 DM; H. Schmidt, Lübeck, 15 DM; Dr. H. Schulz, Schweinfurt, 26 DM; W. Schöne-mann, Gr. Hehlen, 20 DM; Fr. Schreck, Krefeld, 10 DM; H. Schwartz, Goslar, 16 DM; G. Schütze, Bensberg, 26 DM; G. Schmidt, Schwerte, 1 DM; E. Stammer, Lübeck, 96 DM; R. Starck, Duisburg,, 1 DM; Dr. H. Stech, Hannover, 106 DM; H. Stech, Königsfeld, 6 DM; Th. Steuding, Bad Homburg, 6 DM; Dr. P. Steinmann, Essen, 63 DM; W. D. Steinmann, Essen, 21 DM; Dr. H. Stichel, Darmstadt, 10 DM; Dr. H. E. Stier, Münster, 6 DM; Dr. E. Stier, Frankfurt/M., 6 DM; L. Toppel, Lübeck, 6 DM; Strohkirch, Alfeld, 20 DM; R. Struck, Idar Oberstein, 1 DM; G. A. Tarbiat, Köln, 12 DM; H. Thau, Heide, 6 DM; Frau M. Tolzien, Mainz, 25 DM; G. Tramm, Bonn, 12 DM; W. Tschirsch, Berlin, 16 DM; Ungenannt, 520 DM; H. de Voß, Paderborn, 24 DM; A. F. Wagner, Eutin, 7 DM; R. Wegner, Paderborn, 6 DM; H. Wesemann, Grömitz, 20 DM; Dr. W. Westphal, Plön, 26 DM; Dr. H. Wiencke, Hilden, 26 DM; A. Winkel, Vilsendorf, 12 DM; M. v. Wussow, Berlin, 26 DM; O. A. Wustrow, Berlin, 6 DM; W. Wagenknecht, Bevensen, 4 DM; E. Wiese, Recklinghausen, 10 DM; K. Zander, Offenbach, 6 DM.

Durch die lange Krankheit des Herausgebers erscheint das Heft 53 verspätet. Heft 54 wird Ende Januar 1970 herauskommen und alle Beiträge bringen, die nicht mehr in Heft 53 aufgenommen werden konnten.

Postscheckkonto Walter Blank, 23 Kiel 1, Hamburg 21.80.06 für Carolinum. Wir erbitten alle Beiträge in Maschinenschrift, einseitig beschrieben, Zeilenabstand 1,5.